Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen ...

KD4625

~~FA 1412~~

Harvard College Library

BOUGHT FROM

THE GIFT OF THE

SATURDAY CLUB

OF

BOSTON

Digitized by Google

Digitized by Google

Ant. Graff pinx. Gottschick sc. Schultze direx.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

66

Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Sechs und ſechzigſten Bandes erſtes Stück.

Leipzig,
In der Dyckiſchen Buchhandlung,
1802.

Aus der Bibliothek von Joſeph Kürſchner

Digitized by Google

FA 14.2

HARVARD COLLEGE
JUN 6 1911
LIBRARY

Gift of
The Saturday Club

Digitized by Google

I.

Verſuch den Mythus des Genius bey den frühern Griechen zu erklären. Von D. Friedrich Grützmann.

In dem großen weiten Gebiete mythiſcher Vorſtellungen von dem Göttlichen in der Sinnen- und Geiſterwelt iſt gewiß die Vorſtellung von dem Genius eine der ſchönſten und angenehmſten Dichtungen. Die Idee, die bey ihr zum Grunde liegt, iſt nicht nur von den frühern Griechen in ein ſchönes Gewand gekleidet, ſondern auch noch von den ſpätern mit ſo mannigfaltigem Reize ausgeſchmückt, daß die Einbildungskraft und Reflexion gern bey ihr verweilt und das Gefühl und die Empfindung ſich an ihr ergötzt. Und das Intereſſe für dieſe Dichtung wird bey dem Forſcher mythiſcher Vorſtellungen um ſo ſtärker, da er ſie

Digitized by Google

unter drey verſchiedenen Völkern findet. Denn daß nur Eine Idee bey dieſem Mythus die Orientalen, Griechen und Römer beſchäftigte, wenn auch bey den Letztern kaum noch eine entfernte Aehnlichkeit ſichtbar ſeyn ſollte, läßt ſich durch eine Auseinanderſetzung ihrer Vorſtellung deutlich beweiſen. Da indeſſen eine Abhandlung über die Dichtung dieſer drey Völker für dieſe Blätter zu weitläuftig ſeyn würde, ſo ſchränke ich mich hier blos auf den Mythus der frühern Griechen ein, und werde von den Römern nur ſoviel erinnern, als mir die Widerlegung der Wielandiſchen und Manſoiſchen Erklärung dieſes Mythus nöthig zu machen ſcheint. Denn unter den Neuern hat, ſoviel ich weiß, Herr Hofrath Wieland und Herr Rektor Manſo allein etwas Beſtimmtes über den Genius geſagt: jener in den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung der Briefe des Horaz und dieſer in ſeinem Verſuche über mythologiſche Gegenſtände. In wie weit inzwiſchen Beyde der Uridee nahgekommen ſind, wird, wie ich hoffe, das wenige, was ich über ihre Erklärungen ſage, ins Licht ſetzen. Ich beginne mit der Wielandiſchen, als der ältern. In der Ueberſetzung *) heißtes:

*) Horazens Briefe aus dem Lat. überſetzt von C. M. Wieland 2 Theil p. 149 — 150.

Digitized by Google

Woher das kömmt, warum von zweyen Brüdern
der eine ſeinen lieben Müſſiggang,
ſein unter einerley alltäglichen
Vergnügungen ſanft hingetändelt Leben
nicht um Herodes Palmenthäler tauſchte;
der andre reich, doch niemals ſatt noch froh,
vom Morgen in die Nacht ſich härmt und plagt,
um wohlfeil angekaufte dürrre Haiden
mit Feu'r und Eiſen zu bezwingen und
in reiche Korngefilde umzuſchaffen:
das mag der Genius von beyden wiſſen,
der Gott der menſchlichen Natur, der mit uns
geboren wird und ſtirbt, veränderlich
von Angeſicht und Laune, weiß und ſchwarz.

Seine Anmerkung hierüber iſt dieſe.*) „Der Glaube der Alten an die Genien (denn nicht nur jeder Menſch, ſondern jedes andre natürliche Weſen hatte ſeinen Genius) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorſtellungsart von dem allgemeinen ſich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geiſt. Das was jedem Dinge Beſtandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieſes gemeinſchaftlichen Naturgeiſtes. Daher nennt Horaz den Genius den Gott der menſchlichen Natur. Er iſt nicht der Menſch ſelbſt, aber er iſt das, was einen Jeden zum individuellen Menſchen macht. Seine Perſönlichkeit iſt an das Leben

*) S. 178 — 180.

dieſes Menſchen geheftet, und ſo wie dieſer ſtirbt, verliert ſich ſein Genius wieder in dem allgemeinen Ocean der Geiſter, aus welchem er, bey deſſen Geburt, ausgefloſſen war, um der Portion von Materie, woraus dieſer Menſch werden ſollte, ſeine individuelle Form zu geben, und dieſes neue Gebilde zu beleben und zu beſeelen. Daher nennt ihn Horaz mortalem in unumquodque caput."

In der That hat Herrn Hofrath Wielands Meinung bey dem erſten Anblick den größten Schein der Wahrſcheinlichkeit: ſie giebt dem Leſer eine Idee, die ihn für die Erklärung gewinnt, und ich möchte faſt ſagen eine Idee, die, tiefer gedacht, die wahre ſeyn könnte. — Ich gebe ihm gern zu, daß der Glaube der Alten an Genien eine Folge ihrer Vorſtellungsart von dem allgemeinen ſich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geiſt war: denn dieſer Glaube iſt der wahre Faden der Ariadne, welcher den verborgenen und verwickelten Gang in dem Labyrinthe mythiſcher Vorſtellungen, zu einem Luſtwandeln in dem geheiligten Gefilde der Mythen verwandelt: es iſt dieß der einzige wahre Standpunkt, auf welchem wir die reinſte Vorſtellung finden, und unſre Meynung hierüber zur Gewißheit erheben können. Aber nicht das, was jedem Dinge Beſtandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, (wofür

Herr Hofrath Wieland ſogleich darauf den Genius hält) wiewohl es einen Theil, wenn ich den Ausdruck gebrauchen kann, dieſes gemeinſchaftlichen Naturgeiſtes ausmacht, war der Genius der Griechen und Römer; denn ſobald der Genius das wäre, was den Menſchen zum Menſchenweſen, zum Individuum macht, oder wodurch er zum Individuum wird, was doch die Worte des Herrn Hofr. Wielands ſagen, ſo wäre er nichts anders als ein Theil der bildenden, ſchaffenden und belebenden Kraft der Natur, welcher in jedes Weſen, das leben ſoll, bey ſeinem Werden übergeht, und bey ſeinem Sterben ſich wieder verliert. Wie hätte ihn aber dann Horaz den Gott der menſchlichen Natur allein nennen können? wie hätte er ihm die Kraft beylegen können, daß er um der Menſchen Geſchäfte und Lieblingsneigungen wüßte, und daß er veränderlich, bald gütig, bald aber auch hart und ſtreng gegen ſie wäre? — So konnte doch wohl Horaz nicht von einem Theile der bildenden, ſchaffenden und belebenden Kraft der Natur reden? — Herr Hofr. Wieland fühlte dieſen Widerſpruch und wollte ihn heben; er ſetzte deshalb hinzu: Er iſt nicht der Menſch ſelbſt, aber er iſt das was einen Jeden zum individuellen Menſchen macht. Allein auch dieß kann der Genius nicht ſeyn in dem Sinne, wie ihn Herr Hofr. Wieland genommen hat: nicht die

den Menſchen belebende und beſeelende Kraft kann ihn zum individuellen Menſchen machen; dazu werden noch Erziehung, Verbindungen, Verhältniſſe, Lagen und Schickſale erfodert: zum Individuum alſo wohl, aber nicht zum individuellen Menſchen. Das, was ihn zum individuellen Menſchen macht, iſt freylich auch eine Aeußerung der göttlichen Kraft, die im Univerſum verbreitet iſt, aber nicht die von Herrn Hofr. Wieland angegebene, ſondern die, welche ſich in dem Leben der Menſchen, bey ihren Handlungen und Schickſalen zeigt, welche die Menſchheit leitet und führt, welche ihre Schickſale nicht nur beſtimmt, ſondern auch Glück und Unglück über ſie verhängt. Wie hätte auch Heſiod, wie Sokrates und Platon die Genien als Mittelweſen zwiſchen Gott und den Menſchen, als Weſen aus einer andern Region entſchwungen und hier zum Dienſte der Menſchen geweiht, annehmen können? Wie hätte der ſchöpferiſche Platon ſich in ſeinem Ausmahlen dieſer Idee ſoweit verlieren können, daß er ſie ohne Geräuſch, ſtill und ruhig wirken, ſie den Menſchen umſchweben, ihm von Handlungen abrathen, und gleichſam das verborgene Schickſal zurufen ließ, daß er ſie zum Mittler zwiſchen den Menſchen und der Natur, oder den Göttern, um beyde zu verſtändigen und beyden Erklärung zu bringen, ſchuf; wenn die den Menſchen belebende und

beſeelende Kraft es war, welche ſeinem Geiſte vorſchwebte?

Und was würde dann die Stelle des Horaz: das mag der Genius von beyden wiſſen, ſagen? hieße ſie wohl etwas anders, als das mag ihr ſie belebender und beſeelender Geiſt wiſſen? was doch mit andern Worten der Geiſt oder die Seele des Menſchen wäre. Allein wie hätte dann Horaz ihm Veränderlichkeit beylegen, wie hätte er ihm Glück und Unglück zuſchreiben, wie hätte er von ihm ſagen können, daß er wiſſe, warum ſich der Menſch gerade dieß und kein anderes Geſchäft zu ſeiner Lieblings-Beſchäftigung wählte, da ſich der Geiſt des Menſchen weder Glück noch Unglück beſtimmen, noch ſich ſonſt einen Grund angeben kann, warum er grade dieß zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung wählte?

Ja nochmehr, wie wäre wohl der Glaube an einen guten und böſen Genius entſtanden, welcher gewiß ſo früh iſt, als Platons Gemählde, wenn dieſe Idee der Grund war, worauf man das ganze Gebäude aufbaute? Zwey verſchiedene, einander gerade zu entgegenſtrebende, Geiſter im Menſchen konnte man doch wohl nicht glauben? Und welche kleinliche oder welche allzuhohe Idee wäre es, ſeinen eigenen Geiſt anzubeten, ja, ihn ſogar, wenn auch nicht mit blutigen Opfern, opfernd zu verehren!

Ich begreiſe nicht, wie Herr Hofr. Wieland, deſſen ſcharfſinniger Geiſt ſo leicht das ganze Gebilde dieſer Idee durchſchauen konnte, hier durch die Worte des Horaz naturae Deus humanae den Standpunkt aus den Augen verlor, auf dem er ſich doch durch den Glauben der Alten von dem allgemeinen durch die Körperwelt ſich ergießenden göttlichen Geiſt geſtellt hatte.

Man ſieht aus dieſer Entwicklung der Wielandiſchen Anſicht, daß der verdienſtvolle Mann ſeine Ahndung des Wahren in dieſem Mythus noch nicht zur deutlichen Vorſtellung erhoben hatte, und daß er mehr auf die Idee der Römer als der Griechen hinſah. Freylich hatte ſich bey den römiſchen Schriftſtellern die Idee, welche in dieſen Mythus gehüllt iſt, um ein großes verändert: ſie hatten überhaupt nicht den ſanften ſtill hinfließenden Charakter der Griechen; ihre Lebensart war rauher und härter, ihr Geiſt nicht ſo an das Göttliche in der Sinnen- und Geiſterwelt gewöhnt: der Menſch war ihnen gnug im Glück und im Unglück, wenn er nur ihnen nicht als ein faſſungsloſer, unterliegender Schwächling erſchien. Ihre Götter waren rachſüchtig und blutdürſtig wie ſie, und ganz nach ihrem eigenen Charakter geſtaltet: ihr Glaube an Götter und Göttinnen, und ihre Opfer für dieſelben, waren dem Staatsmanne die Zauberkette, woran er den großen

Haufen leitete, und dem Dichter das heilige Spielzeug, womit er die Einbildungskraft der Leſer und Zuhörer beſchäftigte. In dieſem Lande, nicht des Friedens und der Ruhe, wo ſich der menſchliche Geiſt ſo gern an überſinnlichen Weſen ergötzt, wo er, im heiligen Anſchaun der göttlichen Kraft verloren, in heiliger Stille die ſo verſchiedenen Wirkungen und Erſcheinungen dieſer Kraft, um ſie feſthalten zu können, was er ſo ſehr wünſchte, mit Bildern und Nahmen belegte, und ihnen Natur und Charakter gab; ſondern in dem Lande des Kriegs und der Unruhe, wo ſich der Geiſt nur am Würgen und Morden weidete; wo der von Blut erwärmte Stahl in der Hand des Menſchen, wie mit magnetiſcher Kraft, andere zu gleicher Grauſamkeit und Barbarey anzog: wo ſich im übermäßigen Taumel der Menſch, gleichſam um den Geiſt nur etwas wieder verrauchen und verdampfen zu laſſen, damit er dann von neuem feuervoll zu wüthen und Flammen des Mords und der Rache von ſich zu ſprühen vermöchte, dem Dienſte der Götter mit allen den ſchreckensvollen Bildern der übermenſchlichen Grauſamkeit, die ſeine Einbildungskraft ihm ſo lebendig vor Augen ſtellte, faſt beſinnungslos hingab: In dieſem Lande war die Idee eines Genius der Griechen und Orientalen fremd. Ihr Genius war ein anderer und mußte ein anderer ſeyn. Die urſprüng-

liche heilige Idee mußte ſich verlieren oder mußte ein Gewand erhalten, das dem Charakter der Menſchen mehr angemeſſen war. Und ſelbſt Horaz, der Mann, welcher, entfernt von dem Getümmel der Großen, ſo wie der Niedern, die im ewigen Reiben an einander nicht die Kunſt zu leben verſtanden, ſich nur ſeinen Anſchauungen überließ: der von Jugend auf durch ſeinen herzlich geſinnten Vater für die Wiſſenſchaft beſtimmt war, und mit dem wenigen, was ihm ein Landmann geben konnte, bey dem luxuriöſen Leben, das zu Rom geführt wurde, nach Rom ging, ſich dort den Wiſſenſchaften widmete, durch ſeine fernern Lagen und Studium der griechiſchen Schriftſteller ſeinen Geiſt bildete und ſich Menſchenkenntniß in ſo hohem Grade erwarb, ſelbſt dieſer ſcheint nur eine Ahndung dieſer Uridee gehabt zu haben. Hier dürfen wir alſo wohl nicht mit der Erklärung dieſes Mythus den Anfang machen, geſchweige, daß wir gar auf ihre Vorſtellung, ohne ſie mit den frühern zu vergleichen, einen Ausſpruch thun ſollten. Es iſt zwar wahr, unter den Römern hat dieſe Idee einen ſtärkern Umfang erhalten, aber deſto mehr auch an wahrem Gehalte verlohren. Sie war eine reizende Dichtung, womit die Einbildungskraft, wie im Vorgefühle des Unendlichen, gaukelte und ſchwärmte, wo aber der Verſtand nicht die Reflexion zu finden ver-

mochte: Sie war ein lockendes, das Auge hin⸗reißendes Gemählde, wo die Farben, ſo man⸗nigfaltig gemiſcht, dem Auge in überaus ſchönen Nüanzen ſich perſpektiviſch zeigten, wo man aber in der Nähe den ſo oft ausgeglitſchten Pinſel⸗ſtrich bemerkte.

Doch ich hoffe durch dieß wenige deutlich gemacht zu haben, daß des Hrn. Hofrath Wie⸗lands Erklärung dieſes Mythus den Forſcher nicht befriedige, und ſchreite nun zur Prüfung der Idee, welche Herr Rector Manſo darin ge⸗funden zu haben glaubt.

Herr Rector Manſo ſagt: *) „Ich denke das Entſtehen der Idee läßt ſich auf eine ein⸗fachere und natürlichere Weiſe (als von Herrn Hofr. Wieland geſchehen iſt) faſſen. Nicht nur, ehe der Menſch über ſich und ſeine Na⸗tur gedacht hat, ſelbſt dann, wenn er bereits mit den geiſtigen Wirkungen ſeines Ichs be⸗kannt worden iſt, pflegen ihn immerfort ge⸗wiſſe Abweichungen und Phänomene zu befrem⸗den. Woher dieſe Mannigfaltigkeit der Tem⸗peramente und Neigungen bey aller anſcheinen⸗den Gleichheit der Organiſation? Woher ſo viele hervorſtechende Anlage und Thätigkeit in dem einen und ſoviel Trägheit und Unempfäng⸗

*) I. C. F. Manſo's Verſuche über einige Gegen⸗ſtände aus der Mythologie der Griechen und Rö⸗mer p. 475. ff.

lichkeit in dem Andern? Woher hier die unüberwindliche Antipathie, und dort die ſanfte Hinneigung der Herzen? Woher in gewiſſen Menſchen die bewundrungswürdige Güte der Seele, und in jenem der zurückſchreckende Stolz und Uebermuth? Endlich wie befremdend insbeſondere die Erfahrung, daß ſo viele die innere Stimme, die erwacht, ſobald wir uns fühlen, und nicht ſchweigt, ſo lange wir athmen, die Stimme, unſer Daſeyn recht zu gebrauchen, verachten und noch mehrere ſie verkennen und misdeuten? Hier ſieht man einen, der nie ohne den Entſchluß, ſich heute zu freuen aufſteht und unter Sorgen und Geſchäften auch heute ſich zu freuen vergißt, oder nach dem Ausſpruche eines weiſen Dichters, der an der Kunſt, das Leben wohl zu miſchen, unaufhörlich lernt, und über der Erlernung alt wird und ſtirbt, dort erblickt man einen andern, dem manche Blumen auf dem Wege durchs Leben aufſtoßen, und der keine pflückt, weil ſie zu einzeln aufblühen, oder weil es nur Veilchen ſind; ein dritter, dem ein Tag ohne Spiel und Tanz kein Tag heißt, ermattet unter der Fülle des Genuſſes, und kann am Ende nicht ſagen, daß er ſich wahrhaft gefreut hat. Alle dieſe Erfahrungen ſind zu auffallend um überſehen zu werden: allein ihre Urſachen liegen zu verſteckt, um ſich nicht auch dem Auge des beſſern Beobachters, ſo lange die Pſychologie

noch in ihrer Kindheit iſt, zu entziehen. — Mich dünkt, es widerſpreche dem Geiſte der Alten nicht, wenn ich glaube, daß ſie den Genius herabriefen, um alle dieſe räthſelhaften Wahrnehmungen zu löſen, und daß auch dieſer Schöpfung kein anderer Satz zum Grunde liege, als der in ihrer Religion ſo oft ausgedrückte: Alles was der Menſch iſt, iſt er durch Gott."

So ſcharfſinnig gewählt auch dieſe Fragen ſind, wodurch Herr Rector Manſo das Bedürfniß, einen Genius zu den Sterblichen herabzurufen, beweiſen will, ſo wenig, dünkt mich, genügen ſie dem forſchenden Leſer. Ich wenigſtens kann mir nicht vorſtellen, daß hierdurch die Idee von einem Genius entſtanden wäre. Ja, es neigt ſich ſogar ſeine ganze Erklärung von dem Bedürfniß eines Genius mehr zu der Vorſtellung der Römer als der Griechen, oder beyde ſind doch wenigſtens mit einander vermiſcht.

Aber angenommen, daß die Erfinder dieſer Idee wirklich auf der Stufe der Bildung ſtanden, wo ſie über dieſe Abweichungen und Phänomene zu reflectiren vermochten, ſo brauchten ſie gewiß nicht, um ſich die Fragen zu beantworten, zu dieſem übernatürlichen Mittel ihre Zuflucht zu nehmen. Woher die Mannigfaltigkeit der Temperamente und Neigungen bey aller anſcheinenden Gleichheit der Organiſation?

Digitized by Google

und alle die übrigen Fragen, würde ſich der Menſch, der dieſe Fragen an ſich thun konnte, eher durch die Antwort: „Die Götter haben dieſes bewirkt“ beantwortet haben, als durch die: der Genius war die Urſache davon. Jene Antwort war im Grunde auch weit natürlicher; da erſt ſpäter hin die Idee eines Genius ſich in ſo weit ausgebildet hatte, daß er mit dem Menſchen geboren würde, und ihm ſeinen individuellen Charakter ertheilen ſollte. Aber auch ſelbſt dieſe angeführten Erfahrungen konnten nicht den Genius herabzurufen nöthig machen: denn aus dem ganzen Gemählde, das uns die Griechen vom Genius hinterlaſſen haben, iſt es unbegreiflich, wie ſie ſich dieſer Erfahrungen wegen den Genius hätten bilden ſollen; dem Heſiod war er ein Beſchützer und Hüter der Menſchen, der ihre guten und böſen Handlungen belauſchte, um darnach ſeine Gaben zu vertheilen, und dem Platon ein warnender Freund, der immer nur den Menſchen von ſchlechten, ihm Unglück bringenden Handlungen abmahnte, aber nie zu einer Handlung antrieb oder zwang. Ja ich glaube ſogar, daß der Menſch die anſcheinenden Widerſprüche bey ſich ſelbſt eher zu löſen geneigt war, als bey andern: daß er bey ſich ſelbſt anfing und anfangen mußte, da der kindliche Geiſt ſich überhaupt nur um das bekümmert, was ihn angeht, und mit ihm in der genauſten Verbin-

dung

dung ſteht; er mußte alſo eher zu der Annahme der Genien ſchreiten als Hr. Rector Manſo gemeint hat. Zu bedauern iſt es indeſſen gewiß, daß dieſer Forſcher des Alterthums den Menſchen nicht bey ſich ſelbſt den Anfang machen ließ: hätte er ihn über ſich und ſeine Schickſale reflectirend gedacht, ſo wäre er unſtreitig auf den Punkt gekommen, wo er ſeine Ideen hierüber nicht nur beſtimmter hätte vortragen können, ſondern wo er auch den Mythus gelöſt, und uns ſo manche ſchöne Bemerkung gegeben haben würde. Er hatte die wahre Anſicht davon, aber nur noch zu unentwickelt war das Bild in ſeiner Seele. Er ließ zwar den Erfinder dieſes Mythus von der Geiſterwelt ausgehen, und ging in ſoweit um einen Schritt weiter als Herr Hofr. Wieland, aber er führte den Menſchen nicht in ſich ſelbſt zurück, ſondern ließ ihn nur über andere reflectiren. Er war der Idee alſo nah, daß ſich die Menſchheit die Aeußerungen und Wirkungen der Gottheit, die ſie bey ihren Handlungen und Schickſalen überall bemerkte, habe erklären wollen; aber er hatte ſie noch nicht in ihrer Reinheit umfaßt. Daher dieſe Fragen, daher das Herumdrehen um den Mittelpunkt, ohne ihn zu berühren, und daher die leiſe Berührung am Ende: „was der Menſch iſt, iſt er durch Gott.“

Digitized by Google

Richtig wäre der Satz und Herr Rector Manſo würde den ganzen Mythus gelöſt haben, wenn er geſagt hätte: was der Menſch wird, wird er durch Gott. Jener Satz bezieht ſich nach meinem Urtheil blos auf die Organiſation ſeines Körpers, und auf die Beſchaffenheit ſeines Geiſtes, mit einem Worte, daß er Menſch und nichts anders iſt, nicht Baum, Pflanze, Stein oder Thier, daß er wenig oder mehr Empfänglichkeit hat, daß er wenig oder mehr Feſtigkeit des Körpers, daß er wenig oder mehr Anlage und Talent ſeines Geiſtes mit in das Leben bringt, iſt er durch Gott, davon iſt Gott die Urſache. Aus allen ſeinen Fragen wenigſtens leuchtet hervor, daß der Satz nicht auf die göttliche Führung der Menſchheit hinwies, und daß er nicht die Schickſale der Menſchen als das unauflösliche Räthſel annahm, womit ſich der Menſchengeiſt, um es zu enträthſeln, beſchäftigte.

Herr Rector Manſo hat alſo ſo wenig wie Herr Hofr. Wieland eine richtige Erklärung dieſes Mythus geliefert. — Indeſſen glaube ich, daß es nun nach der Vorarbeit dieſer beyden Männer nicht ſchwer ſeyn könne, die richtige Erklärung zu finden. Ich mache deshalb jetzt einen Verſuch und nehme den Satz: was der Menſch wird, wird er durch Gott, oder, Gott lenkt das Ganze und nichts geſchieht ohne Gott, der die göttliche Füh-

zung des Menſchen, ſeine Schickſale, ſein Leben und Weben in der menſchlichen Geſellſchaft, und am Ende ſeinen Tod bezeichnet, als eine Erfahrung, die der Menſch täglich, oft ſtündlich zu machen Gelegenheit hatte, zur Grundlage dieſes Mythus an, und hoffe durch eine kurze Geſchichte ſeiner Entſtehung dem Leſer keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß die göttlichen Führungen und Leitungen der Menſchheit durch dieſen Mythus bezeichnet worden ſind.

Wenn im Gewirre des Lebens der Menſch zu ſeinem Bewußtſeyn gelangt iſt, wenn er weiß, daß er handelt, und daß andere außer ihm auch durch Handlungen ſeinem Seelenzuſtand eine andere Form und Richtung geben: wenn er ſieht, daß oft ſein Handeln gelingt, und nicht gelingt, ja, daß oft eine ganz andere Folge, als er erwartete, daraus erwächſt: wenn er ſich oft zu der einen Handlung angetrieben und von der andern abgezogen fühlt: wenn in dem chaotiſchen Gemiſch der Umſtände, wo ſeiner Beſonnenheit kein Plätzchen vergönnt zu ſeyn ſcheint, ſein, noch in Nebelduft gehüllter, Geiſt durch das Gedränge ſich fortreißen läßt, und der dunklen Ahndung, daß es wohl nicht ſo ſeyn ſollte, ſeinen Beytritt verſagt: wenn er nach einer ſolchen Handlung dann die unangenehmen Folgen dieſer Handlung empfindet; und wenn er oft, in demſel-

Digitized by Google

ben Drange der Umſtände, dem heiligen Vorgefühle ſeines Geiſtes, das ihn ſelbſt bey dieſem verworrenen Pfade ſeines Lebens nicht verläßt, gehorcht; und dann in Freude über den getroffenen Weg hinſinkt; ſo kann ihm nach dieſem Zuſtande und nach dieſer Bildung ſeines Geiſtes nicht verborgen bleiben, daß hier wohl noch etwas außer ihm im Spiel ſeyn müſſe. So der Orientale, ſo der Grieche und Römer, ſo der Menſch überhaupt.

Eingetreten in dieſe Welt und zu ſeinem Bewußtſeyn gelangt, findet der Menſch überall in ſeinem Leben ſolche Räthſel, die ihm unentziffert bleiben, wenn er nicht auf die Stufe der Bildung erhoben iſt, wo ihm alles nicht nur erklärbar erſcheint, ſondern wo er es auch zu erklären vermag. Hier ſtaunt er und ſtarrt er das Ganze an. Daß er handelte, weiß er, aber warum er gerade dieſe Handlung wählte, und warum dieſe Folgen ihr erwuchſen, vermag er ſich nicht zu erklären. Aehnlich dem Tage des Frühlings, wo die junge Sonne den dicken Nebel zu durchbrechen ſich bemüht, und oft hier und dort mit einem Strahle die Erde erleuchtet, ſich aber dann wieder verbirgt, und die Dunkelheit um ſo empfindlicher macht, iſt der Zuſtand ſeiner Seele. Aber ſein Geiſt unterläßt nicht, die Nebeldecke wegzuziehen oder zu zertheilen; er ſtrebt fort, und wenn er nur hier und da einen

Digitized by Google

Lichtgedanken zu faſſen vermag, ſo weilt er beruhigt bey dieſem, und weidet ſich an ſeiner ſchöpferiſchen That. Ich glaube, ich habe mit dieſem Gemälde den Seelenzuſtand des kindlichen Menſchen geſchildert. Nun nehmet dieß Kind der Natur und ſetzt es hin, um dem ewigen und unendlichen Wirken der Gottheit zuzuſehen. Offen iſt ſein Herz, unſchuldig und liebevoll, an ſeinen Buſen vermöchte er das ganze Weltall zu drücken. Handeln ſoll er und kann er, und er fühlt ſich angeſtoßen zum Handeln; aber ſchon der Anſtoß iſt ihm Wirkung einer unbekannten Kraft, und in ſeinem Handeln ſelbſt tritt für ihn eine neue Kraft mit ins Spiel. Denn jetzt glaubt er eine Handlung zu beginnen, und ſieht ſich ſchon im Beſitz der erwünſchten Sache, als noch tauſend Umſtände eintreten, die ihm ſeine Handlung erſchweren. Mehrere Gedanken durchkreuzen ſeinen Geiſt: unter ihrer Laſt ſcheint er zu ermüden. Seine Vernunft ertönt in der Geſtalt eines zuredenden Freundes, und von neuem umſchließt ihn die Hoffnung mit ihren ſanften Feſſeln. Er macht kindiſche Plane und verwirft ſie, ſucht Mittel und erprobt ſie, und während er mit ſich ſelbſt in Unterredung begriffen iſt, ſieht er den Punkt ſeiner Handlungen verrückt, und die Zeit zu handeln verfloſſen. Staunend blickt er bey dieſem magiſchen Spiel zurück, und ſucht das Weſen, das ſeinen

Digitized by Google

Plan ihm verrückte, aber umſonſt iſt ſein Suchen. Von neuem beginnt er zu handeln. Beſonnenheit iſt dießmal, ſo wie immer, ſeinem Geiſte entfernt. Jetzt will er indeſſen den Zeitpunkt beſſer benutzen, und ſchon zeigt ſich ein neues Spiel vor ſeinem Geiſte. Noch hat er zwar nicht unterſucht, ob die Handlung ihm erlaubt oder unerlaubt ſey; aber wozu dieß? ihm kann es gnug ſeyn, daß er ſich angetrieben und abgehalten fühlt. In dieſem Taumel, von allen Seiten gedrängt, handelt er wirklich, aber er ſoll vor dießmal aus dem Stande ſeiner Unſchuld heraustreten. Lang genug hat er bewußtlos, inſtinktartig gehandelt. Mit dem Schwerte in der Hand erſcheint ihm der Genius, wie im Paradieſe der Engel, — die Folgen ſeiner Handlungen laſſen ihn büſſen. — Seinem Gefühle, das, der vielen Umſtände ungeachtet, in ihm ertönte, das ſelbſt aus den Umſtänden, welche die Gottheit hierbey ins Spiel kommen ließ, ihn anmahnte, hatte er nicht gehorcht. Er hatte alſo die Führungen der Gottheit ſeinem Auge entfernt, hatte die Aeußerungen derſelben vernachläßigt, hatte ihre Winke, die ſie überall dem Menſchen giebt, mit Füßen getreten, mit einem Worte, er hatte ſeinen Genius, der ihm dieß alles vorzauberte, beleidigt. Indeſſen war der Punkt noch nicht da, wo er ſich das Weſen eines Genius hätte ſchaffen ſollen, um ſeine Ahndungen

von einer Kraft, die der Menſchheit überall bey ihren Handlungen ſichtbar würde, zu bezeichnen. Es wurde mehr Zeit erfordert, um dieſes ſchöne Gebilde nur in ſoweit zu vollenden, wie wir es bey Heſiod finden. Er mußte auch erſt einmal gut handeln, und beyde verſchiedene Handlungen öfters wiederholen. Seine Unſchuld war verloren, aus dem himmliſchen Paradieſe der Ruhe und des Friedens war er gewichen. Sehnſucht darnach erfüllte ſeinen Geiſt, wenn er auch kein Mittel fand dieſe Sehnſucht zu befriedigen. Sein unendliches Streben drängt ihn von neuem zum Handeln fort, und dießmal, wenn auch eben ſo betäubt, läßt er die Wirkungen der Gottheit einen gröſſern Platz in ſeinem Herzen einnehmen. Die Gottheit, ob er ſie gleich nicht kennt, wird ihm mehr ſichtbar, und, in zarter Vorempfindung des Guten, wirkt er das Gute. Die Folgen ſind herrlich und ſchön, wie die Frühlings-Saat, die nach Sturm und Wetter im grünen Hoffnungsvollen Gewande, dem mit Mühe geſtreuten Saamen emporkeimt. Bewundernd das Weſen, welches ihm dieſe herrlichen göttlichen Gefühle über ſeine Handlungen und deren Folgen möglich machte, verſinkt er in Staunen. Aber nun, da er oft dieſe ſeeligen Augenblicke genoſſen, ſo wie die unſeeligen erduldet hatte, verſucht er dieß Weſen zu kennen. Doch nur ſichtbar ſind die Wirkungen

deſſelben, nicht ſo ſeine Geſtalt. Seine Geſtalt iſt unerforſchlich wie ſein Weſen. Indeſſen überzeugen ihn ſeine Schickſale von den Wirkungen eines überſinnlichen Geiſtes noch mehr. Ein Unglück widerfährt ihm. Schnell und mit einemmale, ohne nur die leiſeſte Ahndung davon zu haben, ſeufzt er unter den Schlägen des Unglücks. Unbegreiflich iſt ihm die Hand, die ihm dieſes verhängte. Zorn iſt es anfangs der Götter, aber doch keinem hat er den Gehorſam verſagt, keinen beleidigt, noch ſeine Verehrer gekränkt. Schwermuth ergreiſt ſeinen Geiſt, dumpf ſtöhnend, wie der Menſch der Natur, denkt er lange noch an andere, ohne genau an ſich ſelbſt zu denken. Endlich erwacht die Beſonnenheit wieder. In ſeinem eigenen Leben findet er zwar keine Beleidigungen der Götter noch ihrer Verehrer, aber er findet doch: hier und dort hätteſt du anders handeln ſollen. Konnteſt du nicht eben ſo gut ſo handeln? hatteſt du nicht mehr Aufforderungen dazu? Warum folgteſt du nicht deinem Gefühle, das dich durch die Umſtände, die dir eine unbekannte Hand vor Augen legte, anmahnte? Dieſe unbekannte Macht iſt unwillig über deine Verachtung, nun mußt du leiden. Kaum hat er dieß erwogen, ſo erſcheinen ſeinem Geiſte die Schickſale ſeiner Mitmenſchen. Vielfach ſind die Gaben unter ihnen getheilt, verſchieden ſind ihre Lagen des Lebens. Einer

Digitized by Google

ſchwelgt im Ueberfluſſe, während der andere darbt: einer iſt der Günſtling des Glücks und erhält faſt täglich Proben ſeiner Begünſtigung, während der andere, verhaßt, nicht der geringſten ſich zu erfreuen Gelegenheit hatte: einer entrinnt der Gefahr, die fürchterlich drohend über ſeinem Haupte ſchwebte und ihm kaum noch Zeit ließ ihr zu entfliehen, und ein anderer fällt unter ihrem verborgen gezuckten Schwerte: einer empfängt Belohnung für ſeine Thaten, und ein anderer ſtirbt unbelohnt: einer büßt hier ſeinen Frevel und Schandthat, und ein anderer entwiſcht der rächenden Hand unter der ſonſt das verabſcheuungswürdige Laſter bebt.

In dieſem Zuſtande der Ungewißheit, der Furcht und der Hoffnung ſchaft er ſich ein Gebilde, dem er dieſe Wirkungen beylegen kann. Ihm iſt es ein δαιμων, und der Name dünkt ihm genug um dieſes Weſen zu bezeichnen. Aber wie nun dieß Weſen entſtand? von was für einer Art es war? dieß waren ihm noch unauflösliche Probleme. Nichts von der göttlichen Kraft, die ſchon in der ganzen Natur vertheilt war, konnte es ſeyn. Götter waren genug, aber keiner von allen hatte die Kraft dieſes alles zu bewirken. Die Einbildungskraft wagte alſo einen Schritt, der dem Ganzen Erforſchen mit einemmale ein Ende machte. Sie ſetzte die Schatten der Menſchen aus

dem goldenen Zeitalter zu dieſen Daimonen. Dieſe hatten einſt im goldenen Lande des Friedens und der Ruhe gelebt; unſchuldig im Ueberfluſſe ſchwelgend, ohne Kummer und Sorge, ohne Haß und Neid, ohne alle Leidenſchaft hatten ſie ein Götter-Leben verträumt, wo ihnen, da ſie bewußtlos, inſtinktartig handelten, keine Anſchauungen von den Führungen der Gottheit ſichtbar werden konnten, wo ſie mithin auch Genienlos leben mußten. Gut und edel waren ſie, ſie nur konnten die göttlichen Führungen unter den Menſchen bewirken.

In dieſen Worten, glaub' ich, habe ich die Entſtehungsgeſchichte der Idee des Genius entwickelt.

Aehnlich fließt ſie dahin dem ſchlängelnden Bach durch Geſträuche.
Setzt ihn in Kreiſel der Sturm, rollt er mit Wellengetös,
Bricht an Geſträuchen ſich ab und ſucht dann auf anderen Pfaden
Sich das liebliche Bett, wo er ſich wonnig ergießt.
Ruhig wallt er dann hin, umarmet mit ſpiegelnden Fluthen
Jeden ihn hemmenden Strauch, ſo wie des Wanderers Bild.

Man verzeihe mir dieß kleine poetiſche Gemälde. In heiliger Begeiſtrung über den wundervollen Gang des menſchlichen Geiſtes ſchrieb ich es nieder, und ich hoffe nun um ſo mehr

Digitized by Google

durch einige Stellen der Griechen meine Anſicht von dem Genius rechtfertigen zu können.

Heſiod war der Erſte, welcher in ſeinem Wirthſchafts-Gedichte von ihnen ſang; denn Homer hat noch keiner Genien gedacht. Ich erläutere deshalb hier die Stellen, die man fälſchlich für Beweiſe daß er dieſen Mythus gekannt habe, gehalten hat. Die erſte Stelle iſt Il. VII. v. 287 — 292. wo der Dichter den Hektor ſagen läßt:

Ajas, dieweil dir ein Gott die Kraft und die Größe verliehen,
Und den Verſtand, und im Speer der Beſte du biſt der Achaier;
Laß uns jetzt ausruhen vom feindlichen Kampf der Entſcheidung
Heut; doch künftig erneun wir die Feldſchlacht, bis uns ein Daimon
Trennen wird, und geben der Völker einem den Siegsruhm.

Ohne mich in eine weitläuftige Unterſuchung und Auseinanderſetzung einzulaſſen, erinnere ich blos dieß: Die Griechen glaubten, daß ſowohl im Zweykampfe als im Kriege die Götter den Menſchen zur Seite ſtünden, den einen unterſtützten und den andern beſiegten, oder beyde trennten. Hektor, der ſchon einmal von dem Apollon aus einer gefährlichen Lage herausgeriſſen war, hofte nichts mehr, als daß ihn Apollon auch ein andermal befreyen würde.

Digitized by Google

Für jetzt, da er ermüdet war, und dem Ajas ein andrer Gott zu helfen ſchien, wollte er ſich gern dem Zweykampfe entziehen. Er bat des-halb den Ajas um Aufſchub. Vom Genius konnte alſo hier in keinem Falle die Rede ſeyn, ſondern von einem Gott, der einem den Sieg geben oder beyde trennen würde.

Die zweyte Stelle iſt Il. XVII. v. 91—99. Im Selbſtgeſpräch führt hier der Dichter den Menelaus ein, da Patroklos, von Hektors Hand beſiegt, auf ſtäubender Erde ſich krümmt. Menelaus ſagt:

Wehe mir! wenn ich anjetzt die prangende Rüſtung verlaſſe,
Samt Patroklos, der hier, mein Ehrenretter, dahin-ſank.
Eifern wird mir jeder der Danaer, welcher mich anſchaut!
Aber wofern ich allein mit Hektor kämpf und den Troern,
Scheuend die Schmach; dann, ſorg' ich, umringen mich Einzelnen viele,
Wenn mit dem ganzen Volk anſtürmt der gewaltige Hektor.
Aber warum bewegte das Herz mir ſolche Gedanken?
Wagt es ein Mann, dem Daimon zum Trotz, mit dem Helden zu kämpfen,
Den ein Himmliſcher ehrt, bald rollt auf das Haupt ihm ein Unheil.

Dieſe Stelle ſcheint in der That viel für ſich zu haben, δαιμων wird von θεος unterſchieden,

und nach Herrn Voß Ueberſetzung „dem Daimon zum Trotz“ wäre der Beweis ſo gut wie geführt. Nach meinem Gefühl ſcheint mir indeſſen die Idee dem Glücke zum Trotz weit annehmlicher und gefälliger zu ſeyn. Hektor war bis jetzt immer glücklich geweſen. Jeder der Danaer zitterte ſchon deshalb vor ihm. Seine Macht, ſeine Jugendkraft, ſein Muth und der Schutz des Apollon vermehrte dieſe Furcht; jeder mußte den Kampf zu verlieren und unglücklich zu ſeyn glauben. Was war wohl natürlicher, als daß der Dichter den Menelaus ſagen ließ:

Wagt es ein Mann dem Glück zum Trotz mit dem Helden zu kämpfen,
Den ein Himmliſcher ehrt, bald rollt auf das Haupt ihm ein Unheil.

Er unterſchied alſo das Glück durch das Wort δαιμων als niedere Gottheit von dem Apollon als höheren.

Eine dritte Stelle findet man Il. XIX. v. 185—191. Der Dichter erzählte die Ausſöhnung des Agamemnon mit dem Achilleus. Beyde vereinigen ſich durch wechſelſeitige Rede. Hier ſpricht Agamemnon:

Freudig vernahm ich dein Wort, du edler Sohn des Laertes;
Weil du mit Fug das alles hinausgeführt und geordnet.
Gern auch will ich ſchwören den Eid; denn die Seele gebeut mirs:

Und, beym ſchirmenden Gott, nicht Meineid!
Aber Achilleus
Weile noch hier ſo lange, wie ſehr ihn verlangt
nach der Feldſchlacht;
Auch verweilt mit einander ihr übrigen, bis die Ge-
ſchenke
Aus dem Gezelt hergekommen, und treuen Bund
wir beſchwören.

Dieſe Stelle, glaub' ich, kann am wenigſten als Beweis gelten; denn geſetzt auch, die Diaſkeuaſten der homeriſchen Geſänge hätten ſchon einen Genius gekannt, und die Wirkung der Gottheit mit dem Namen δαιμων belegt; ſo weit konnte ſich doch damals die Vorſtellung noch nicht ausgebildet haben, daß man ſchon bey ihm ſchwur, da ſelbſt ſpätere Griechen noch nicht einmal den Gedanken mit in die Vorſtellung verwebt haben. Auch iſt es ja weit natürlicher hier den größten Schwur anzunehmen, den Schwur bey dem Gott, der des Agamemnons Schutzgott ſeyn ſollte; da Agamemnon die Abſicht hatte, dem Achilleus es recht hoch zu betheuren, daß er nicht nur alles halten wolle und beſchwöre, ſondern daß er auch keinen Meineid ſchwören werde. Ja es war ja der Schwur bey dem Genius, welcher in ſpätern Zeiten erſt gewöhnlich war, nicht einmal der Größte, wie er es doch hier ſeyn ſoll.

Die letzte Stelle, die ſelbſt Herr Rector Manſo für zweifelhaft hält, findet ſich in Odyſſ. X. v. 64 — 66. wo Odyſſeus ſein Schickſal

erzählt. Seine Genoſſen hatten den von Aeolus ihm geſchenkten Schlauch, weil ſie Gold und Silber vermutheten, eröfnet, und die Winde, die darin verborgen waren, in Freyheit geſetzt. Jetzt entſtand ein plötzlicher Orkan, alles ſeufzte und jammerte. Indeſſen führte ſie der raſende Sturm wieder zur Inſel des Aeolus. Odyſſeus und ſeine Gefährten fanden ihn mit ſeiner Gattin und Kinder beym Mahle. Alle ſtaunten, da ſie den Odyſſeus wieder ſahen und im Staunen fragten ſie ihn alſo:

Schaut doch, Odyſſeus, woher? welch feindlicher Daimon verfolgt dich?
Haben wir doch ſorgfältig dich abgeſandt, daß du hinkämſt
In dein Land, und das Haus, und wohin du etwa begehrteſt!

Ich begreiſe nicht, warum man hier noch Anſtand nahm. Selbſt der ſcharfſinnige Herr Manſo ſagt: „Zweifelhaft, aber bey weitem noch nicht entſcheidend iſt dieſe Stelle.“ Ich möchte nicht einmal ſagen, zweifelhaft; denn hätten auch wirklich die Verfaſſer dieſer Geſänge einen ſolchen Daimon ſchon angenommen, zu einem guten und böſen war gewiß ihre Einbildungskraft noch nicht fortgeſchritten. Allein, mich dünkt, es war dieß eine ſprüchwörtliche Redensart, und will man nun dieſe mit einem bey unſrer Nation üblichen Sprüchwort ver-

gleichen, und darin übertragen, warum ſagt man nicht: was für ein Unglück verfolgt dich: Was könnte auch κακος δαιμων anders ſeyn, als das Unglück, da δαιμων in den homeriſchen Geſängen mehrmals für Glück gebraucht wird. Freylich mochten wohl dieſe Dichter von einer Kraft, die gleichſam in mehrere tauſend Theile zertheilt, alles unter den Menſchen regierte und leitete, ſchon Ahndung haben; aber ſoweit hatten ſie ſich gewiß dieſe Ahndung noch nicht aufgelößt und erklärt, daß ſie ſie hätten beſtimmt benennen ſollen. Ihnen war δαιμων ein Gott, oder das Schickſal, oder das Glück. Ueberhaupt, glaube ich, hätte gewiß der göttliche Sänger Homer, wenn er dieſe Idee ſchon gehabt hätte, oder die übrigen Verfaſſer dieſer Geſänge, die ſich im Ausmalen aller ihrer Ideen von göttlicher Kraft gleichſam ſelbſt wohlgefielen, uns das ſchönſte Gemälde der Daimonen geliefert, und ſie nicht blos mit einem Worte berührt; ſondern hätten ſie in den verwickelten Lagen der Menſchen, bey ihrem Glück und Unglück zum hütenden, ſchützenden und leitenden Weſen gebildet, die zum Seegen der Menſchheit auf der Erde herumwandelten.

Ließe ſich indeſſen beweiſen, daß ſich zur Zeit Homers oder der übrigen Verfaſſer dieſer Geſänge dieſe Vorſtellung ſchon ſoweit ausgebildet hatte, als wie ſie zu Platons Zeit war,

ſo

Digitized by Google

ſo würde ich δαιμων geradezu für Genius erklären; weil in dieſer ſpätern Zeit alle die mannigfaltigen Wirkungen der Gottheit, ſie mochten ſich nun durch Glück, Schickſale, Naturbegebenheiten u. d. gl. äußern, mit dem Namen δαιμων belegt wurden. Allein ſelbſt in dem Gedicht, aurea carmina benannt, das man dem Pythagoras zuſchreibt, hat δαιμων noch die Bedeutung von Glück, ob ſich gleich ſchon in der Seele des Verfaſſers eine dunkle Idee von den Führungen der Gottheit entwickelt zu haben ſcheint, er ſingt v. 61 und 62.

Vater Kronion gewiß entriſſeſt du allen das Leiden,
Wenn du alle belehrteſt wie wonnig im Glücke ſie lebten.

Heſiod war alſo wohl der Erſte, der in ſeinem Wirthſchaftsgedichte *) uns mit ihnen bekannt macht. In unſrer Sprache lauten ſeine Worte ſo:

Aber als dieſes Geſchlecht der Schoos der Erde bedeckte,
Wurden ſie Genien nun durch Zeus des Allmächtigen Rathſchluß,
Edle der Erde gebohren, als Hüter der ſterblichen Menſchen.
Dieſe belauſchen auch nun die Thaten des Rechts und des Unrechts
Eingekleidet in Luft, umher die Erde durchwaltend
Spenden ſie Güter und ſind mit Herrſcher Ehre geſchmücket.

*) v. 121 — 126. u. 248 — 253.

Dieſe Stelle, die erſte und mithin auch wohl die Grundlage zu dem ganzen Mythus der Genien bürgt für meine Erklärung. Die drey letzten Verſe enthalten den Beweis. Dargeſtellt ſind ſie als Weſen, die unbemerkt und ungeſehen die Thaten der Menſchen belauſchen; aber die nicht nur ſehen, was der Menſch thut, ob Recht oder Unrecht, ſondern die ihn auch hüten und beſchützen. Sie theilen Gaben aus und ſind deshalb den Königen an Macht gleich: dem einen geben ſie einen Ueberfluß an Gütern, während ſie den andern darben laſſen. Ich glaube nicht, daß man nach dieſer Stelle noch zweifeln könne, daß die Anſchauungen der menſchlichen Schickſale die Grundlage dieſer Idee waren, oder daß der Gedanke, was der Menſch wird, wird er durch Gott, oder Gott lenkt das Ganze und nichts geſchieht ohne Gott die Vorſtellung veranlaßt habe. Mannigfaltig ſind die Güter auf der Erde vertheilt, oft nach bloßem Gefallen ſcheinen ſie den Menſchen gegeben, keine Macht kann es hindern, es iſt ſo und muß ſo ſeyn, es iſt die allmächtige Wirkung einer unſichtbaren Hand.

Aber noch mehr, wenn auch noch immer verworren: Nicht nur das Recht und das Unrecht belauſchen ſie und kein Menſch iſt für ihnen geſichert, ſondern ſie ſind auch bey dem Strafgerichte der Menſchen thätig, und ſehen

Digitized by Google

oft bey der Spendung ihrer Gaben auf die Handlungen der Menſchen. Selbſt Könige, die Mächtigſten der Erde, werden von ihnen nach ihren Handlungen gerichtet v. 248 — 253.

Auf dann ihr Herrſcher und nehmt auch ihr nun ſelbſt noch zu Herzen
Dieſes Strafengericht; denn nah bey den Sterbli-chen wallend
Sehn die Unſterblichen, wie nur ſo oft durch ſchiefe Gerichte
Sie einander bedrängen und nicht ſich ſcheuen vor Göttern.
Denn Myriaden ſind hier auf Nahrungſproſſender Erde
Zeus Unſterbliche, welche die ſterblichen Menſchen belauſchen.

Ein neuer Zug im Gemälde der himmliſchen Weſen. Sie leiſten bey dem Strafgerichte der Menſchen Hülfe. Der Barde legt dieß an die Herzen der Könige. Aber ſie ſelbſt konnten dieſe Strafe wohl nicht ohne Zeus Einwilligung ertheilen; Zeus hatte ja dann nicht mehr das Regiment über die Menſchen, ſie mußten alſo nur die Menſchen belauſchen, mußten dem Zeus, der auch im Himmel ſeine Geſchäfte hatte, und ſich nicht immer ſo um die armen Sterblichen bekümmern konnte, Nachricht bringen, ſie mußten deshalb nah bey den Sterblichen ſeyn. Man ſieht, wie dunkel und verworren die Vorſtellung in der Seele des Sängers lag. In der erſten Stelle waren ſie Hü-

ter der ſterblichen Menſchen, warnten ſie gleichſam für dieſer und jener Handlung, belauſchten das Recht und das Unrecht, und theilten die Gaben nach ihrem Willen mit königlicher Gewalt aus: Hier ſind ſie dem Zeus unterworfen, ſind bey dem Strafgerichte gleichſam ſeine Kundſchafter und Boten. Sichtbar erſcheint in der Seele des Sängers das unauflösliche Räthſel, warum dieß Gericht die Menſchen nicht immer ergreife, und warum die Gaben und Güter den Menſchen nicht nach Verdienſt vertheilt wären. Das leztere ſcheint er den Genien zugeſchrieben zu haben, die ohne alle Weisheit und Regelmäßigkeit die Menſchen beherrſchten; wo aber Weisheit und Ordnung ins Spiel trat, da ſcheint er den Zeus durch ſie die Belohnungen und Strafen verrichten zu laſſen. Indeſſen iſt doch auch aus dieſer Stelle, wenn auch die Vorſtellung in ihr nicht deutlich ausgedruckt iſt, meine Anſicht: daß die Daimonen blos das Symbol für die Wirkunngen der Gottheit waren, bewieſen.

Unerklärbar waren die göttlichen Führungen, oft ſelbſt ein Widerſpruch den Menſchen, ſie mußten deswegen oft, wenn ſie ſie erklären wollten, in Widerſpruch mit ſich ſelbſt kommen. Den ſtärkſten Beweis dafür giebt uns Heſiod. Er ſah die Wirkungen der Gottheit, aber unerklärbar war ihm dieß heilige Spiel. Hier

und dort waren auf dem empiriſchen Geſichtspunkte, worauf er ſtand, Widerſprüche deutlich erkennbar. Ein allgemeines Hinſtreben nach einer völligen Harmonie der Geiſter konnte er nicht ahnden: wie die große Kette mit einander zuſammenhing, nicht durchſchauen. Ungerechtigkeit und Gerechtigkeit mußten wie zufällig abwechſeln. Es mußten Daimonen ſeyn; aber Zeus ſelbſt mußte dabey mitwirken, weil ſich ſonſt die Einbildungskraft vergebens bemüht hätte, den Knoten zu löſen. Zu Mittelweſen zwiſchen Gott und den Menſchen waren ſie alſo geſchaffen; aber ſie waren Diener der Menſchen und Beherrſcher derſelben. In ihren Händen waren die Führungen und Schickſale der Menſchen gelegt, und nur bisweilen trat Zeus unter ſie, und beſtimmte ihnen den Weg ihrer Handlungen. So Heſiod. Ihm ähnlich dichtete Platon. Nur weiſer und klüger, angenehmer und ſchöner verhallen die Worte ſeines unſterblichen Geiſtes. In ſeiner wahren Region verweilt er hier und malt uns ſchwelgend in dem unendlichen Reiche der Geiſter, ein tauſendfaches Gemälde dieſer Daimonen. Ihm iſt alles Geiſt, und der Körper nur Abdruck des Geiſtes. — Ich hebe einige Stellen aus um meine Anſicht zu beſtätigen.

In ſeiner Epinomis *) bildet er eine Ord-

*) Plat. Epin. Part. IX. p. 260. ed. bip.

nung der Geiſter, und nachdem er die Götter oben angeſtellt, ſagt er von den Daimonen:

Nach dieſen aber und unter ihnen folgen der Reihe nach die Daimonen. Aber ein in Luft gekleidet Geſchlecht, das in der dritten Region in der Mitte ſchwebt, das Verſtändlichkeit ſchaft, ſollen wir wegen der rühmlichen Vermittelung verehren. Doppelt iſt indeſſen das Geſchlecht dieſer lebenden Weſen. Das eine iſt aus reinem Aether gebildet, und das andere blos in Luft gekleidet. Nicht ganz ſichtbar iſt jedes von ihnen. Zwar ſind ſie nahe bey uns, doch ſind ſie niemals uns deutlich erkennbar. Sie beſitzen bewundrungswürdige Klugheit, haben von Natur Faßlichkeit und Gedächtniß, ja ſie erkennen alle unſre Gedanken. Auch den Edlen und Guten von uns lieben ſie mit bis zur Bewunderung, und den Schlechten haſſen ſie ſehr, ja ſie nehmen ſelbſt am Schmerze mit Antheil. Aber der Gott, welcher des göttlichen Schickſals Richtung weiß, iſt von dieſem Schmerz und Vergnügen entfernt. Doch iſt ihm Weisheit und Erkenntniß von allen. Und da nun der Himmel lebendiger Weſen ſo voll iſt, ſo verſtändigen ſie ſich unter einander alle mit allen den erhabenſten Göttern. Deshalb ſchweben dieſe Mittel-Weſen, von leichten Wehen getragen, zur Erde hin und hin zum Univerſum.

Digitized by Google

Menſchlich und göttlich mahlt uns hier der dichteriſche Platon das Gebilde der Daimonen. Unter den Göttern ſtehen ſie, deren Kraft ſichtbar größer und ſtärker war, als die der im Verborgenen wirkenden Daimonen, oder die Führungen und Leitungen der Gottheit, die ruhig und ſtill uns erſcheinen. Bald wie in aetheriſche Luft gekleidet, — rein und ſchön, ruhig und ernſtvoll, himmliſch und göttlich, kaum nur durch Ahndung bemerkbar: — Bald in Nebel gehüllt, — ſtärker und gewaltiger, unangenehmer und härter, mehr dem menſchlichen Geiſte erkennbar; — alſo doppeltes Geſchlechts ſind die Daimonen, oder die Wirkungen der Gottheit. — Bewundrungswürdige Klugheit und Faßlichkeit äußert ſich bey ihnen, alles faſſen ſie leicht auf und behalten es treu in ihrem Gedächtniß. — Vorſichtig und weiſe leitet die Gottheit den Menſchen, nichts iſt ihr verborgen, alles leitet ſie ſo, daß ihr großer Endzweck erreicht wird; alles befördert ihn, wenn auch unbewußt: jede Falte des menſchlichen Herzens durchſpähet ſie leicht, und vergißt nimmer wie ſich das Herz bey ihren Führungen benahm. — Den Edlen und Guten lieben ſie, und haſſen den Schlechten, ja ſie nehmen ſelbſt an ſeinem Schmerz mit Antheil. — Göttlich ſchön und dichteriſch iſt der Gedanke. Ruhig — ſey es im Schooße des Glücks, oder ſeys ärmlich und ſparſam — ver-

Digitized by Google

lebt der Edle und Gute die Tage ſeines Lebens. Ihm iſt alles willkommen, ihn trifft nichts, weil ſein Herz nicht zu treffen iſt, ihm glüht das Auge vor Wonne, er lebt nur im heiligen Beben für das Gute, er iſt dem ſinnlichen Glanze erhoben, benutzt ihn nur mit Weisheit für die Tugend. Freylich bleibt er noch Menſch, aber Menſch nur dann, wenn er göttlich menſchlich empfindet; wenn über den Verluſt ſeines Freundes ſein Herz trauert, wenn es der Tod ſeiner Gattin zermalmt, wenn das nothwendige, menſchliche Elend ſein Antlitz mit Zügen der Schwermuth faltet; — doch auch hier leidet er nicht allein, er trauert, aber mit ihm die ganze Natur: alles um ihn her iſt durch Gottes Führung und Leitung ernſt und ſtill, nichts wagt ihn in ſeiner tiefen Schwermuth zu ſtören, er iſt geliebt von den Menſchen, und die Natur ſelbſt huldigt durch feyerliche Stille ſeiner Größe. *) Nicht ſo

*) Dieſelbe Idee kömmt bey mehrern griechiſchen Dichtern vor. Um nur ein einziges Beyſpiel anzuführen, ſetze ich aus Bions erſter Idylle auf den Adonis den 32 — 35 Vers her.

Ach ſeufzt über Adon das Gebirg, Ach ſeufzet der Eichwald.
Flüſſe weinen beym Harm der troſtloſen Göttin; es weinen
Um den ſchönen Adon der Berge Quellen, und dunkler
Färbt ſich bereits vor Schmerz die hochrothſchimmernde Blume.

iſt das Schickſal des Böſen, ihn haſſen die Daimonen, überall findet er in der Sinnen- ſo wie in der Geiſterwelt die nie erlöſchenden Folgen ſeiner Handlungen, innerlich brennt ihm ein Feuer, das durch jeden, auch den kleinſten, Umſtand ſich Nahrung verſchaft, um nie zu verlöſchen. — Doch die Fülle der Gottheit, welche dieß alles beſtimmte, welche den großen Plan mit der Menſchheit begann und ausführt, kann dieß nicht empfinden, ſie iſt unendlich und hat kein Organ, für ſie iſt Empfindung unmöglich. Weisheit und Erkenntniß, ein alles mit vollkommener Einſicht umfaſſender Geiſt iſt ihr Eigenthum, ſchrankenlos iſt ſie und außer dem menſchlichen Kreiſe, nicht kann ſie menſchlich ſeyn. Weit unter ihr ſind ſelbſt noch die erhabenſten Götter, und dieſen dienen ſogar die Daimonen: Zwiſchen dieſen und den Menſchen ſchweben ſie, verſtändigen ſich mit ihnen, und machen den Menſchen dann kund, was der Wille dieſer unendlichen Kräfte, dieſer Götter iſt: — Ueberall erſcheinen Offenbarungen der Gottheit, ſelbſt in der Natur, nur ſind ſie unverſtändlich den Menſchen; es muß ein Dollmetſcher und Mittler zwiſchen ihnen und den Menſchen ſeyn. Wer iſt dieß anders als die Führungen der Gottheit? Durch dieſe werden ihnen ſelbſt die zahlloſeſten Offenbahrungen der unendlichen göttlichen Kräfte deutlich: durch dieſe lernen ſie erſt die dunklen,

verborgenen, ihnen zweck- und abſichtloſen Erſcheinungen in der Natur einſehen: durch dieſe lernen ſie ſich das große Räthſel, das überall vor ihnen liegt, auflöſen; durch dieſe ſich ſelbſt und das Ganze verſtehen.

O! Platon, unſterblicher Geiſt, deiner Göttlichkeit weih ich ein Opfer: Möchteſt du ſehen wie das Herz hier in dem Buſen ſich hebt, möchteſt du zählen die Schläge, welche der Geiſt, in heilige Bewunderung verſunken, dem Herzen entzwingt, ſeelig ärnteteſt du noch die ſüße Belohnung, daß du im heiligen Forſchen und Denken dir die Göttlichkeit ſchufſt!

Eine andere Stelle findet ſich als Beweis in ſeinem Sympoſium, *) wo auch Sokrates, nach den vielen Lobreden, welche die Geſellſchaft der Reihe nach auf den Eros gehalten hatte, von dem Eros zu reden beginnt. Er führt eine gewiſſe Diotima als ſeine Lehrerin auf und erzählt die von ihr erhaltene Belehrung. Ehe ich, ſagte er, Unterricht von ihr erhielt, hatte ich in vielen Stücken mit Agathon (der zuletzt geſprochen hatte, und am meiſten bewundert worden war) gleiche Anſicht von dem Eros. Eros war, bey mir, wie bey ihm, eine große und ſchöne Gottheit. Allein Diotima belehrte mich, daß der Eros weder ſchön noch gut, noch häßlich und böſe ſey, ſondern

*) Plat. Symp. Part. X. p. 229. ed. bip.

Digitized by Google

daß er zwiſchen dieſen in der Mitte ſchwebe. Eine große Gottheit, ſagte ſie: kann er nicht ſeyn, da er nach deinen eigenen Reden nicht einmal für eine Gottheit gelten kann; denn die Gottheiten müßten glücklich ſeyn: wer aber glücklich ſeyn will, muß das Gute und Schöne beſitzen; aber nach dieſen, ſagſt du, ſtrebt der Eros. Alſo ſiehſt du, daß du ſelbſt den Eros nicht für einen Gott hältſt.

Nun was iſt er denn, ſagte ich; wäre denn der Eros ſterblich? — Am wenigſten das! — Aber was iſt er dann? — Wie das vorige zeigt, ſprach ſie, ein Mittelweſen zwiſchen den Sterblichen und Unſterblichen! — Was nun Diotima? Ein großer Daimon, Sokrates! Denn das Daimonen-Geſchlecht ſind Mittelweſen zwiſchen Gott und den Sterblichen. — Welche Kraft, ſagte ich nun, haben ſie? — Sie überbringen und erklären den Göttern das Menſchliche und den Menſchen das Göttliche. Jenen die Gebete und Opfer, dieſen die Befehle und die Antworten der Götter auf ihre Opfer. Den Platz zwiſchen beyden nimmt er alſo mit ein, ſo daß das Ganze ſelbſt durch ihn verbunden iſt. Durch dieſen nun geht die ganze Mantik hervor, und das Geſchäfte der Prieſter bey den Opfern und den Myſterien und den Zaubergeſängen und bey der prophetiſchen Kraft und der magiſchen Kunſt. Denn die Gottheit hat mit den Menſchen keine ge-

Digitized by Google

naue Verbindung, ſondern durch dieſen iſt der ganze Umgang und die Unterredung zwiſchen Göttern und Menſchen möglich, wir mögen nun wachen oder ſchlafen. Wer nun in dieſer Rückſicht weiſe iſt, iſt ein glücklicher Mann, wer es aber in etwas anderm iſt, ſey es in den Künſten oder Handwerken, iſt niedriger Arbeit Diener. Zahlreich und mannigfaltig ſind gewiß dieſe Daimonen, aber auch der Eros iſt einer von ihnen.

Da es der Raum dieſer Blätter nicht verſtattet, die verſchiedenen Erklärungen von dem Eros mit ihren Gründen und ihrer Widerlegung zuſammen zu ſtellen und ſie dem Leſer vorzuführen; ſo ſchränke ich mich blos auf meine eigene Anſicht ein, und faſſe nur hier und da einiges meiner würdigen Vorgänger auf, theils um meine Idee mehr zu beſtätigen, theils ſie heller ins Licht zu ſetzen.

Daß ich auch den Eros für das Symbol einer Aeußerung der alles regierenden und leitenden, göttlichen Kraft halte, zeigt ſchon die Verbindung, in der dieſe Worte ſtehen; da ſie ein Beweis ſeyn ſollen, daß ſich die Griechen durch das Symbol des Daimons, die Wirkungen und Aeußerungen der Gottheit bey den Führungen und Leitungen des Ganzen anſchaulich gemacht haben.

Aber welche Aeußerung der alles regierenden und leitenden, göttlichen Kraft in der Sin-

Digitized by Google

nen- und Geiſterwelt iſt nun der Eros? Denn daß er, wie Herr Sydenham in einer Anmerkung zu dieſer Stelle des Platon meint, — der ſich durch die Worte des Maximus Tyr. *) ὁσαι φυσεις ανδρων, τοσαυται και δαιμονων verführen ließ, δαιμων für die Seele des Menſchen zu nehmen — die der menſchlichen Seele natürliche Neigung zur Schönheit ſey, iſt eine falſche Anſicht, der nicht nur die Etymologie, ſondern auch ſogar die hier angeführte Stelle des Platon gerade zu widerſpricht. Herr Rector Manſo, der in dem oben angeführten Buche den Eros auch erklärt hat, hält ihn nach Heſiod für die bindende Kraft, die den Streit der Elemente beylegte und ſchlichtete. Etymologiſch iſt die Idee richtig, und ſie mag wohl die urſprüngliche geweſen ſeyn, da ἐρως gewiß von dem veralteten ἐιρω, ich binde, verknüpfe, ſeinen Urſprung hat. Allein dafür erklärte ihn auch Phädrus in dieſem Geſpräch, und ob gleich Eryximachus dieſe Idee weiter ausführte, indem er ſagte, daß ſich der Eros in zwey Gottheiten theile, und der eine Eros das allgemeine Princip in der Natur ſey, das alles auf eine regelmäßige Art vereinige und an einander füge, ſo daß Harmonie und Uebereinſtimmung der Natur und ihrer Theile entſtehe, und die von dem entgegengeſetzten Prin-

*) Maximus Tyr. Diſſ. XIV. am Ende.

cip als Urſache aller Trennung und unregelmäßigen Bewegungen hervorgebrachte Wirkungen gehindert und geheilt würden; ſo war dennoch Sokrates nicht damit zufrieden. Er behauptete, daß der Eros kein Gott, ſondern nur ein Daimon, ein Mittelweſen zwiſchen Gott und den Sterblichen ſey, das den Göttern das Menſchliche und den Menſchen das Göttliche überbringe und erkläre: jenen die Gebete und Opfer, und dieſen die Befehle und Antworten der Götter auf ihre Opfer; daß er alſo mit in der Mitte zwiſchen beyden ſchwebe, und ſelbſt das Ganze durch ihn verbunden ſey. Zu den Daimonen alſo zählt er ihn, zu den Aeußerungen der Gottheit in der Sinnen- und Geiſterwelt. Jene bezogen ihn auf die Sinnenwelt, nahmen ihn hier für den vereinigenden Gott in der Natur, hielten ihn für das Princip, das gleichſam alle Kräfte in der Natur band und feſſelte, damit keine die andere zerſtöre und aufreibe, und das Ganze nicht wieder in Chaos zurückſinke. Nicht ſo Sokrates, ihm war das Ganze nicht blos die Natur, oder die Sinnenwelt, ſondern auch die Geiſterwelt. In dieſer erkannte er auch die Kraft, die alles vereinige und zu einem Ziele führe. —

Wer ſollte hier noch anſtehen, den Eros für die Aeußerung der göttlichen Kraft in der Sinnen- und Geiſterwelt zu erklären, die alles zur Vereinigung, zur

völligen Harmonie leitet! Unmittelbar, ſagt Sokrates, kann ſich die Gottheit den Sterblichen nicht mittheilen, nur durch ihre Aeußerungen hat ſie Verbindung mit den Menſchen. Dadurch entſtehen Divination, Opfer und Myſterien, dadurch wird der Umgang und die Unterredung zwiſchen den Göttern und Menſchen möglich, wir mögen nun wachen oder ſchlafen.

In der Erfahrung des Menſchen, wo ſich die Gottheit auf eine mannigfaltige Weiſe äußert, wo der Menſch ihren Wirkungen ſowohl bey ſich als bey andern zuſieht, entzieht ſich dem forſchenden Auge gewiß nicht die göttliche Führung und Leitung des Ganzen zur Einheit und Harmonie. Alles ſieht der beobachtende Geiſt darauf hinſtreben, denn ſelbſt die Natur macht Verſuche auf Verſuche dieſes Ziel zu erreichen, wenn ſie es auch niemals bey ihrem Seyn erreicht. Schon den Heſiod ſcheint dieſe Idee begeiſtert zu haben, er ſingt in ſeiner Theogonie: *)

Als nun das Chaos zuerſt ſich entwand, und die Erde noch nachher;
Weitumfaſſend und immer ein unerſchütterter Wohnſitz
Aller Unſterblichen, die den hohen Olympus bewohnen.
Auch der Tartarus finſter im Schooße geräumiger Erde,

*) v. 116 — 122.

Und der Eros der Schönſte im Kreiſe unſterblicher Götter,
Der die Sorgen verſcheucht und aller Götter und Menſchen
In den Herzen den Sinn und weiſen Rathſchluß bezähmet.

Inzwiſchen verband hier der Dichter zwey Vorſtellungen mit einander, wovon die eine einer frühern Zeit angehörte, als die andere. In den erſten vier Verſen findet man die Idee eines alten Philoſophen vom Urſprung der Welt. Alles fand er in der Natur noch jetzt im Streite; wie mußte es nicht vorher geweſen ſeyn, da ſie Chaos war? Durch Vereinigung und Verbindung aller dieſer Kräfte war ſie entſtanden, ſo ahndete er und ſah im Geiſte das Chaos ſich entfalten, er ſah den Kampf der Elemente: lang dauerte er nicht; der Eros, die verknüpfende und vereinigende Kraft trat unter ſie und minderte ihren Streit, hauchte jedem das Streben nach Vereinigung ein; der Eros, welcher auch in Menſchen dieß Streben erregt, der bey dieſem Streben alle Sorgen verſcheucht, der die Abſichten und ſelbſt oft den weiſeſten Entſchluß der Menſchen leitet. Dieſe letztern Verſe, die das Gemälde vom Eros enthalten, ſind ſchon die Vorſtellung einer ſpätern Zeit, einer Zeit, wo ſich die Idee von einer göttlichen zur Harmonie und Einheit leitenden Kraft nicht allein

auf

auf die Natur, ſondern auch auf die Geiſterwelt erſtreckte. Die älteſte Vorſtellung vom Eros ſcheint alſo blos die alles zur Harmonie und Einheit leitende Kraft, die ſich in der Natur äußert, bezeichnet zu haben. Allein Sokrates erhob dieſe Ahndung, die uns Heſiod von einem alten Philoſophen, mit einer ſpätern Vorſtellung verwebt, überliefert hat, bey ſich ſelbſt zur lichten Vorſtellung; er faßte ſie mit ſeinem Götterblicke, mit dem er alles durchſchaute, in ihrer Reinheit auf und beſtimmte ſie mehr. Ihm war der Eros ein Daimon, das heiſt: eine Aeuſſerung der göttlichen Kraft, die ſich im ganzen Univerſum verbreitet, nur hier und dort in anderer Geſtalt, hier nicht die Aeußerung göttlicher Kraft, die ſich bey den Schickſalen der Menſchen zeigt, ſondern die, wodurch das Ganze zu einer Harmonie geleitet wird.

Sollte über die Natur allein dieſe Kraft gebieten? Sollte ſie nicht auch die Menſchheit allmächtig beherrſchen, da beyde in gewiſſer Rückſicht ein Ganzes ſind? — Dieſe Fragen, die dem Denker ſo nah liegen, mußten ſich dem Sokrates aufdringen. Er nahm ſie an und entſchied, er entſchied zum Vortheil der Menſchheit. Bey ihnen vorzüglich, dichtet er, äußert ſich dieſe göttliche Kraft, unter ihnen treibt ſie ihr heiliges Spiel. Nicht im Ge-

räuſche, wie die Kräfte der Natur, kündigt ſie ihr Daſeyn an, ſondern heimlich und verborgen wirkt ſie, und nur durch ihre Wirkungen wird ſie uns ſichtbar. Wie die Natur ſo die Menſchheit, alles feſſelt ſie, alles führt ſie zur Harmonie. Jeder folgt ihrer Anmahnung, mag er zaudern oder nicht, mag er eilen oder ſtill ſtehen, unbewußt geht er den Pfad, wo ſich die Menſchheit im Ganzen dem großen Ziele ihrer Beſtimmung nahet. — Außer dem Kreiſe der Menſchheit und außer dem Kreiſe der Natur ſchwebt dieſe Kraft mitten zwiſchen beyden, aber ihre Wirkungen äußern ſich bey beyden. Nicht das Auge, ſondern der Geiſt iſt das geheiligte Organ, mit welcher der Menſch ihr heiliges Schaffen auffaßt, mit welcher er ſie anſchaut, als die göttliche Kraft, die zur Vereinigung und völligen Harmonie leitet. — So hoch hatte ſich die Vorſtellung im Reiche der Philoſophie geſchwungen, ſo rein, ſo göttlich und ſchön hatte ſich die höchſte göttliche Wahrheit in ihrem unſterblichen Glanze dem Geiſte des Menſchen dargeſtellt. Aber was nutzte dem Dichter dieß Abſtract, wenn er es als ein heiliges Kleinod blos und rein in ſeiner einfachen natürlichen Geſtalt, ohne in ein ſchönes ſinnliches Gewand einzukleiden, darlegen ſollte? Seine Beſtimmung erfordert ja ſinnliche Darſtellung, das höchſte Göttliche ſoll er uns ja in menſchlicher, anſchaulicher Geſtalt

zeigen, damit die Einbildungskraft im heiligen Beben zwiſchen dem Göttlichen und Menſchlichen ſchwebe, und das Herz durch Gefühle und Empfindungen ergötze. Griechenlands Dichter verfehlten dieß nicht, ſie ſtellten dieß Abſtract in dem ſchönſten menſchlichen Gewande, ſie ſtellten es durch die Liebe dar.

Schöner konnte die Wahl nicht getroffen ſeyn. — Die Einbildungskraft ſchuf ſich nach den Geſetzen der Aehnlichkeit die ſchönſten und angenehmſten Dichtungen. Aber Liebe iſt ja auch die höchſte Vereinigung und Harmonie der Seelen, durch ſie führt die Gottheit Weſen zuſammen, durch ſie iſt eins an das andere gekettet. Ja in dieſer Vereinigung ſelbſt wird uns die Gottheit von ſo vielen Seiten erſt ſichtbar, durch ſie bemerken wir im ganzen Weltenall die liebende Hand, die alles verbindet und zuſammenhält; und ich getraue mich ſogar zu behaupten, daß durch die reine göttliche Liebe der Menſch erſt zur Anſchauung der göttlichen Kraft, welche das Ganze in eine Harmonie auflößt, geführt wird. Richtiger hat deshalb vielleicht jener alte morgenländiſche Weiſe, nach der Schöpfung, den erſten Menſchen in einen Schlummer fallen laſſen, aus dem er nicht eher erwachte, als bis ſeine Gehülfin um ihn war. Durch die Liebe gelangte er erſt zu ſeinem Bewußtſeyn, durch ſie wurde er erſt zur Gottheit geführt.

Mit Recht hatten alſo die Dichter dieſe philoſophiſche Anſchauung von einer überſinnlichen Kraft, die alles zur höchſten Harmonie führt, in das Gewand der Liebe gehüllt.

Eine andere Stelle des Platon, die für meine Erklärung des Daimons die Beſtätigung giebt, findet ſich in ſeinem Theages. *) Theages ſagt zu ſeinem Vater:

Siehſt du wohl, Vater, daß Sokrates meinen Umgang nicht ſehr zu wünſchen ſcheint, ob ich gleich, was mich anlangt, bereit bin, wenn er nur wollte. Aber das ſagt er ſcherzend zu uns; denn ich kenne einige meiner Geſpielen, die nur um ein weniges älter ſind; dieſe waren, ehe ſie mit ihm umgingen, Menſchen ohne allen Werth. Nachdem ſie aber oft mit ihm zuſammen waren, zeigten ſie ſich in ſehr kurzer Zeit als die Beſten unter allen, ob ſie gleich vorher ſchlechter als dieſe geweſen waren. Sokr. Weißt du nun, wie das zugeht, Sohn des Demodokos? Theag. Ja, bey dem Zeus, das weiß ich. Denn wenn du willſt, ſo werde auch ich ſo werden, wie jene nur ſind. Sokr. Nicht ſo, Guter. Gewiß du weißt nicht, wie das zugeht; ich will es dir ſagen. Es iſt mir durch das göttliche Schickſal etwas Göttlich-menſchliches geworden, das,

*) Plat. Theag. Part. II. pag. 18 — 22. ed. bip.

mit meiner Kindheit begonnen, mich begleitet. Es iſt dieß aber eine Stimme, die mir, wenn ſie ertönt, immer Abrathung von dem zuflüſtert, was ich thun will: doch treibt ſie mich nie an. Und wenn einer meiner Freunde mir etwas mittheilt, und die Stimme ertönt, ſo rathet ſie das ab, und läßt es nicht geſchehen. Hiervon führe ich euch Zeugen auf: Ihr kennt doch den Charmides, den braven Sohn des Glaukon. Dieſer theilte mir einmal mit, er wolle ſich in dem nemeiſchen Wettſpiel üben. Und ſogleich, da er zu reden anfing, daß er ſich üben wolle, ertönte die Stimme und ich hielt ihn ab und ſagte: Mitten in deiner Rede ertönte mir die Stimme des Daimons: übe dich nicht. — Vielleicht, ſagte er, deutet ſie darauf, daß ich nicht ſiegen werde; doch ich will mich, wenn ich auch nicht ſiegen ſoll, üben, und dieſe Zeit benutzen. Dieß ſagte er und übte ſich. Es wäre nun werth von ihm ſelbſt zu hören, was ihm nach dieſem Spiele begegnet iſt. Wenn ihr aber wollt, ſo fragt doch den Kleitomachus den Bruder des Timarchus, was ihm Timarchus ſagte, wenn er ja etwa ſogleich nach dem Ausſpruch des Daimon geſtorben wäre. Doch auch Euathlos, ſein Mitſtreiter, der den Timarchus bey ſeiner Flucht aufnahm, wird euch ſagen, was er ihm damals ſagte. — — — — Dieß alles nun habe ich dir geſagt, weil die Kraft dieſes Dai-

mons auch ſelbſt bey dem Umgange derer, die mit mir in genaue Verbindung treten wollen, alles vermag. Denn vielen iſt ſie entgegen, und es ſteht nicht in meiner Gewalt, ihnen, wenn ſie auch mit mir umgehen, nützlich zu ſeyn. Deshalb iſt mir nicht möglich mit dieſen umzugehen. Mit vielen hingegen umzugehen, hindert er zwar nicht, indeſſen haben dieſe, wenn ſie auch bey mir ſind, keinen Vortheil davon. Bey welchen aber nun die Kraft dieſes Daimons zum Umgange ſtimmt, dieſe haben unſer Zutraun gewonnen und mit ihm den bleibenden Nutzen..

Auch dieſe Stelle wird nach einer kurzen Erläuterung meine Anſicht von dem Daimon der frühern Griechen beſtätigen.

Aus den Umſtänden und Lagen der Dinge entſteht dem Menſchen, ſelbſt bey einem flüchtigen Blick, oft eine ganz veränderte Anſicht. Sind keine Umſtände da, ſo entſcheidet der Menſch gewöhnlich nach ſeinem Gefühl. Jedoch wird er ſich auch oft der Umſtände nicht deutlich bewußt. Die Ahndung, die unbemerkt, auch nach der dunkeln Vorſtellung von der Lage des Ganzen, in welcher einer eine Handlung unternehmen will, eintritt, rathet ihm davon ab. Sokrates nennt dieſe Ahndung, die aus dem von der Gottheit geführten und geleiteten Ganzen entſteht, da er dieſe göttlichen Führungen mit dem Namen δαιμων be-

Digitized by Google

legt hatte, τι δαιμονιον, etwas göttlichmenſchliches. Es iſt dieß, ſagt er, das Göttliche, das mich von dem Anfang meiner Kindheit gleichſam begleitet hat. — Aufmerkſam auf alles, was in ſeinem Kreiſe vorging, war ſchon der Geiſt ſeiner Jugend. Seine Einbildungskraft war früh bey ihm rege und ſtellte ihm die Umſtände mit den lebendigſten Farben dar; dieſe Umſtände bewirkten gleichſam eine Stimme in ſeinem Innern. Das dunkle geiſtige Vorgefühl, das unbemerkt durch die Umſtände, welche die Gottheit herbeyführt, erregt wird, oder die Ahndung von dieſem und jenem war ihm mehrmals in Erfüllung gegangen. Durch den ſcharfen Blick ſeines Geiſtes, den er als Mann ſich erworben hatte, erſchien ihm oft auch bey den verwickeltſten Fällen die ganze Lage der Umſtände in dem helleſten Lichte: Angezogen fühlte er ſich zu dieſem, und abgezogen von etwas anderm, und da dieß alles oft nur die Zeit eines Augenblicks erfordert, ſo entſchied er ſogleich und richtig. Deshalb ſagt er: es iſt mir durch das göttliche Schickſal etwas göttlichmenſchliches geworden, das mich ſeit dem Anfang meines Lebens begleitet. — Es iſt dieß aber eine Stimme, die, wenn ſie ertönt, mir immer Abrathung von dem zuflüſtert, was ich thun will: doch treibt ſie mich nie an. In dieſen Worten, glaub ich, hat er ſich beſtimmt erklärt. Charakteriſtiſch hat er hier ſeine Ahn-

dung geſchildert, unverkennbar liegt ſie in dieſen Worten. — Wir ahnden, ein jeder wird das zugeſtehen, bey allen unſern Unternehmungen; gleichſam ein heiliger Anſtoß der unendlichen Kraft, von der wir ein Theil ſind, erzittert unſern Geiſt, um noch im Kleinen uns eine Nachempfindung von dem Ganzen zu ertheilen, in welchem wir einſt vor der Trennung waren. Aber dieſe Ahndung, wer bewirkt ſie anders als die Gottheit? Durch das Herandrängen der Dinge unter einander, wo unſer Geiſt im Ueberfluß des Stoffs nicht einmal zu reflectiren vermag, iſt dunkel der Blick, wie er ſelbſt; er ahndet, ſtatt daß er ſonſt einſieht und erkennt, er fühlt und empfindet, ſtatt daß er ſonſt es gewiß weiß und überzeugt iſt. Doch fern iſt es, daß ihn ſeine Ahndung zu einer Handlung antreibt oder fortſtößt; er ſelbſt beſtimmt ſich dazu. Nur auf Entſcheidung kann hier nicht gerechnet ſeyn; Beſonnenheit und Ueberlegung war hier nicht vergönnt, er folgt dem Gefühle, das ihm die ganze verborgene Lage der Dinge vorhält, die er gleichſam nur im dunklen Traume, der, wenn er geträumt iſt, wieder verſchwindet, ohne Erinnerung übrig zu laſſen, mit einem Blicke überſieht, und gleich wieder vergißt, wie ſie geſtaltet war.

Göttlich iſt alſo dieſe Ahndung; aber freylich nur in ſofern göttlich, als die Gottheit

Digitized by Google

uns dieſe durch ihre alles umfaſſende Führung und Leitung möglich macht. Anſchauung der überall ſich verbreitenden göttlichen Wirkungen in der Sinnen- und Geiſterwelt war alſo auch nach dieſer Stelle die Grundidee des Sokratiſchen Daimons. Sein Beyſpiel erläutert dieß noch mehr. Charmides kam zu ihm, entdeckte ihm ſeinen Willen, und wollte ſeine Entſcheidung hören. Mitten in der Rede, wo doch die Kraft ſeines Geiſtes getheilt war, ertönte die Stimme: daß er nicht zu dem nemeiſchen Spiel gehen möchte. Er folgte nicht und — war unglücklich. Sokrates Ahndung war es, die ihm das ſagte, durch die Lage der Dinge, durch die Beſchaffenheit der Umſtände ertönt ihm gleichſam eine Stimme: übe dich nicht. Es iſt dieß eine göttliche Stimme, denn nur durch Lagen, Umſtände, Verhältniſſe und Schickſale ſpricht die Gottheit zu uns. Mit Recht ſagt er deshalb am Ende: Die Kraft des Daimons, wo dieſe zu einer Handlung ſtimmt, wo alles, was um uns herum iſt, ſeine Einwilligung giebt, — freylich nicht zwingt, ſonſt wäre ja dem Menſchen die Freyheit entriſſen, — da gelingt die Handlang gewiß, und muß gelingen, ſie muß zum Vortheil und Nutzen zum Seegen für das Ganze blühen und gedeihen; denn das Ganze ſtimmte ſelbſt dafür.

Digitized by Google

Einzig iſt das Ziel der Geiſter, alle drängen nach ihm, wenn ſich auch jeder den Weg anders wählt, einer bezähmt doch den andern, wenn er den Mittelpunkt ſeines Strebens verliert, und nur im Ganzen gewinnt die Menſchheit das glückliche Land, wo ihr alles verſchwindet, aber die Gottheit bleibt. In dieſem Streben nach ewiger Einheit, wozu die Gottheit die Menſchen führt, erhält der Menſch zahlloſe Offenbarungen von ihr. Handeln läßt ſie ihn frey; aber durch die Umſtände, Verhältniſſe und Lagen, die ſie ihm vorführt, beſtimmt ſich der Menſch zum Handeln. Seine Schickſale ſelbſt ſind darnach berechnet. Von einer überſinnlichen göttlichen Kraft hängt dieß ab, ſie hat den Namen δαιμων. Ahndung von dem Erfolg unſrer Handlungen, Ahndung von unſern und andern Schickſalen bewirkt dieſer δαιμων in uns, ſie ſind τι δαιμονιον.

Soviel über die Idee, die von den frühern Griechen in das Symbol des Daimons gehüllt iſt. Unter den ſpätern Dichtern und Proſaikern gewann ſie allmählig eine andere Geſtalt, von der ich mir die Darſtellung, wenn dieſe Enthüllung den Beyfall des Denkers und Forſchers erhalten ſollte, vorbehalte. Jetzt ſcheide ich mit der Bitte um ein vorurtheilloſes Prüfen meiner Idee, von Euch, Ihr forſchenden Leſer dieſer Blätter, ſo wie mit dem Gedanken von dir, göttlicher Platon, daß du in dei-

nen Werken einen heiligen Schatz niedergelegt haſt, den die Menſchheit ſchon längſt ahndete, aber jetzt erſt zu finden ſtrebt. In Symbole hüllteſt du die göttlichen Ideen, die der ſterbliche Menſch aus ſeinem Geiſte wie himmliſche Funken ſchlägt. Rein und göttlich ſind ſie, von dem kindlichen Geiſte der Vorwelt geſondert. Wie die koſtbarſten Kleinodien, welche die unreine Hand nicht betaſten, und der Schmutz und Staub nicht beflecken ſoll, damit ſie ein ewiges Andenken und ein ewiger Schatz bleiben, verbargſt du dieſe Ideen, und bedeckteſt ſie mit einem Schleyer, den das ungeweihte Auge nicht zu ſehen, noch die ungeheiligte Hand zu entreißen vermag. Du ſchufſt ihnen einen Tempel, worin ſie aufgeſtellt der geheiligte und geweihte Geiſt des Menſchen finden und anſchauen konnte. In ihm iſt die Gottheit bey ihren allmächtigen und heiligen Wirkungen in der Sinnen- und Geiſterwelt gezeigt. — Ob ich aber nicht ſelbſt mich verwegen dieſem Tempel der Gottheit genaht habe? — Ob ich nicht ſelbſt, noch nicht genug geheiligt und geweiht, einen Theil dieſes Schleyers zu entreißen mich bemüht habe? — Darüber wage ich nicht zu entſcheiden. Das überlaſſe ich Männern, deren Geiſt dem Deinigen ähnlich iſt.

II.

Friderici Jacobs Animadverſiones in epigrammata anthologiae graecae ſecundum ordinem analectorum Brunckii. Vol. II. Pars tertia. Leipzig bey Dyk 1801. 417 S. gr. 8.

Dieſer Band umfaßt die meiſten Epigrammen des dritten Theils von S. 54 — 221., und der Verf. hofft die Anmerkungen zu den übrigen im dritten und vierten Theile in zwey Bänden beendigen zu können, wovon der eine nächſtens erſcheinen wird.

Wir fangen damit an, wieder, wie bey der Anzeige der vorigen Bände, an einigen Beyſpielen zu zeigen, welche wichtige Dienſte die Vaticaniſche Handſchrift bey der Berichtigung des Textes geleiſtet hat. Im 7ten Epigramm des Nikarch ſagt ein Podagriſt: Was liegt daran, ob ich mit kranken oder geſunden Füßen in die Unterwelt gelange: Πολλοὶ γάρ μ' ἐρέουσιν oder, nach Bruncks Conjectur,

Digitized by Google

ἐρέθουσιν. Eins iſt ſo unpaſſend wie das andre. Dagegen findet ſich in der Vaticana die wahre Lesart, nur mit einem falſchen Accent: μ' αἰρουσιν, ſtatt deſſen der Her. ſchreibt: αἴρουσιν von αἴρειν für ἐξαίρειν, efferre defunctum. Der Podagriſt verläßt ſich darauf, daß die Träger ſeinen podagriſchen Leichnam ſchon fortbringen werden:

Sterben muß ich einmal; was kümmerts mich, ob ich podagriſch,
 Oder ein Läufer hinabkomme in Aides Reich.
Denn man trägt mich hinaus; ſo laſſe mich ferner denn hinken,
 Jener Sorge zum Trotz bleib' ich des Thiaſus Freund.

Schon Hugo Groot überſetzte in dieſem Sinne:

Multi me tollent; fiam ſine claudus: ob illud
 Ne dulces thiaſos ſit mihi deſerere.

Er verſchönerte ſogar den griechiſchen Pentameter: Τῶνδ' ἕνεκεν γὰρ ἴσως οὔποτ' ἐῶ θιάσους, wo γὰρ ἴσως matt und müßig iſt. Vielleicht las er: Τῶνδ' ἕνεκεν γλυκερούς u. ſ. w. oder: Τῶνδ' ἕνεκεν θιάσους οὐ χαρίεντας ἐῶ. Denn χαρίεντας θιάσους könnte leicht durch Abkürzung in γὰρ ἴσως verwandelt worden ſeyn.

Dem 5ten Epigramm des Palladas, worin gezeigt werden ſoll, daß weder Häßlichkeit noch Strenge noch Alter ein ſichres Bollwerk

der weiblichen Keuſchheit ſey, fehlen in den Brunckſchen Analecten die beyden letzten Diſtichen: Brunck trägt ſie aber in den Lectionibus aus Saumaiſe's Abſchrift der Vaticana nach, ohne doch etwas für ihre Verbeſſerung zu thun. Jakobs hat ſie in den Text ſelbſt an ihre Stelle eingerückt und in den Anmerkungen hat er dieſe häßlich in der Handſchrift entſtellte und verdorbne Stelle auf folgende glückliche Weiſe hergeſtellt, ohne ſich weit von den Zügen des Codex zu entfernen:

Ἡλικίᾳ τοίνυν διακρίνετε· ἀλλ' Ἀφροδίτης
Οἴστρων εἰρήνην οὔτε τὸ γῆρας ἄγει.
Ὅρκοις λοιπὸν ἀεί τι πεποίθαμεν· ἀλλ μεθ' ὅρκον
Ζητεῖν ἐστὶ θεοὺς δώδεκα καινοτρόπους.

Laß denn entſcheiden die Jahre; doch wiſſet, vom Stachel der Liebe
Bleibet auch unverſchont nimmer das alternde Weib.
Nun ſo vertraun wir dem Eid; wo findet man aber den neuen
Rath der Olympier, der Liebender Meineid beſtraft?

Im 44ſten Epigramm des Palladas war beym Planudes der 4te Vers ausgefallen, der in den Ausgaben ſchlecht ergänzt wird. Der ächte Vers des Palladas wird vom Her. aus der Vaticaniſchen Handſchrift hergeſtellt. Ein Lehrer der Grammatik giebt ſeine Schule auf und redet von ſeiner Lage in einer Sprache

und mit Wortſpielen, die ſich auf ſein Fach beziehen und ſich nur unvollkommen nachbilden laſſen:

Feil ſind Callimachus mir und Pindarus und der Grammatik
Regeln, welche mich zur Regel der Armuth geweiht.
Für die Syntaxis hat mir Dorotheus die Taxe entzogen,
Mit undankbarem Sinn, ſendend mir dieſen Beſcheid:
Du, mein Theophilus, ſtehe mir bey und verhindre du ſelber,
Daß nicht die Schule der Noth Kraft mir und Leben verzehrt.

Ein in der Vaticana ſehr verdorbnes Epigramm des Palladas N. 106 iſt von den Kritikern mit viel Kühnheit, aber wenig Glück emendirt worden. Der Her. bleibt ſehr treu auf der Spur der Handſchrift und ſtellt aus ihr folgendes Diſtichon her:

'Αχρὰς ἔην· σέο χερσὶ μυρίπνοον ἠνίθ' ἔθηκας.
Δένδρῳ πτόρθον ἐνείς· τὴν χάριν εἴς σε φέρω.

Wild war mein Stamm, du impfteſt ihm ein den beſſeren Sprößling;
Für die duftende Frucht geb' ich den Dank dir zurück.

Dieß nur einige Proben von guten Lesarten des Vaticaniſchen Codex und von dem, was der gelehrte Herausgeber mit Hülfe deſſelben

für die Verbeſſerung des Textes geleiſtet hat. Wir reihen an dieſe einige Bemerkungen über verſchiedne von den Epigrammen an, denen in dieſem Band durch ſcharfſinnige Kritik und gelehrte Erklärung ihr volles Recht wiederfahren iſt.

Im 14ten Epigramm des Nikarch ertheilt ein Seher einem Reiſeluſtigen folgende ſchlaue und komiſche Antwort:

Jemand befragte den Mantis zu Piſa, ob er nach Rhodos
Schiffen ſollte, und wie ſonder Gefahr es geſchäh.
Erſt bedarfſt du ein neus Schiff, erwiedert der Mantis;
Laß den Winter vorbey, warte die Sommerzeit ab.
Haſt du dieſes gethan, ſo kommſt du ſo dorthin als hieher,
Wenn ein Pirate dich nicht kapert auf offener See.

Wir haben im erſten Verſe den Ὀλυμπικὸς μάντις durch Mantis von Piſa überſetzt, indem wir glauben, daß hier auf einen der Olympiſchen Prieſter aus der Weiſſager-Familie des Jamus angeſpielt werde, welche zu Olympia theils aus dem Vogelflug weiſſagten, theils auf dem großen Altar des Zeus im Hain Altis ein Orakel hatten, wo ſie aus der Flamme des Opferfeuers und aus den Eingeweiden der Thiere die Zukunft verkündigten. Pindar Ol. 6, 7. 111 — 119. Ol. 8, 3. f. Pauſanias 6, 2, 2. Ihre Orakel bezogen ſich nicht

blos

blos auf die Kämpfe bey den Olympiſchen Spielen ſondern auch auf andre Gegenſtände, z. B. auf Kriege und deren Erfolg, wie wir aus Beyſpielen im Pauſanias ſehen. Und ſo konnte alſo auch Jemand die Frage über den Erfolg einer Seereiſe an ſie ſtellen. Wahrſcheinlich hatte Nikarch hier die ähnlichen Epigrammen des Lucillius n. 43, 44. auf einen Seher Olympus vor Augen. Idem, ſagt der Her., an fuerit, fictumve nomen, non conſtat. Wahrſcheinlicher iſt wohl das letztre, und Lucillius ſcheint uns den Nämen Olympus gewählt zu haben, weil er von einem Olympiſchen Propheten ſpricht. Daß dieß letztre der Fall iſt, wird dadurch noch wahrſcheinlicher, weil ſich das Orakel auf Kämpfer in den Spielen bezieht, welche auch beym Pindar Ol. 8, 3. ff. zu den Jamiden ihre Zuflucht nehmen. Daß in dem einen dieſer Epigrammen auch auf Aſtrologie angeſpielt wird, ſteht unſrer Erklärung wohl nicht im Wege. Warum ſollte man nicht in ſpätrer Zeit dieſen Sehern in Olympia auch die Kunſt, in den Sternen zu leſen, zugeſchrieben haben? Auch wäre die Frage, ob im Lucillius Ep. 44, 4. τοῖς ἱεροῖς ἐνιδών auf die Schriften der Sterndeuter zu beziehen, oder ob dieſe Worte mit den zu vergleichen ſeyn möchten, welche Pindar Ol. 8, 4. von den Jamiden braucht: μάντιες ἄνδρες, Ἐμπύροις τεκμαιρόμενοι.

In dem 19ten Epigramm des Nikarch auf den geizigen Phidon fällt zweyerley auf, erſtlich, daß er ſich einen Sarg für fünf Minen gekauft, über welchen großen Kaufpreis er weint. Aber warum gab er denn eine ſo anſehnliche Summe für einen Sarg aus, da doch gewiß ein ſchlechterer für einen ſehr viel wohlfeilern Preis würde zu haben geweſen ſeyn? Wir glauben, daß ἡ σόρος hier für μνῆμα, ein Grabgewölbe ſtehe, in welcher Bedeutung es ſich auf einer Steinſchrift von Alexandria Troas in Lechevalier zweyter Ausg. der Reiſe nach Troas S. 215. d. deutſchen Ueberſetz. findet: Μάρκυς — σορὸν ἑαυτῷ καὶ τῷ γλυκυτάτῳ πατρὶ — καὶ τοῖς ἐκ τοῦ γένους μου. Und zu dieſer Bedeutung paßte denn auch der vierte Vers des Epigramms, worin geſagt wird: Legt ihm in den σορὸς eins ſeiner vielen Kinder mit hinein; denn es iſt ja Raum darin. Nur liegt in dieſem Verſe das zweyte Auffallende, was dieſes Epigramm hat; wozu die Erwähnung der vielen Kinder des Geizigen; was iſt ihm damit gedient, wenn man ihm noch eins ſeiner Kinder mit in ſein Grab legt? Iſt von einem Sarge die Rede, ſo könnte es als eine Genugthuung für den Geizhals angeſehen werden, wenn für eines ſeiner Kinder nicht noch ein Sarg gekauft zu werden brauchte. Wiewohl der Her. dieſen Witz mit Recht für froſtig erklärt. Aber daraus folgt freylich nicht, daß

Nikarch nicht ſo geſchrieben haben könne. Wollte man ihm indeß zu Hülfe kommen, ſo würden wir in Vorſchlag bringen, das Epigramm etwa ſo zu leſen:

Δακρύει φείδων ὁ φιλάργυρος, οὐχ ὅτι θνήσκει,
  ἀλλ' ὅτι πέντε μνῶν τὴν σορὸν ἐπρίατο.
Ταύτην οἱ χαρίσασθε, καὶ, ὡς τόκος ἐστὶν ἐν αὐτῇ,
  τῶν πολλῶν οἱ μνῶν πέντε προσεμβάλετε.

Karg, der Geizhals, beweint ſein Geſchick, nicht,
daß er muß ſterben,
  Sondern, daß ihm fünf Minen gekoſtet der Sarg.
Schenkt ihm dieſen, und legt, ſo wuchert er auch
noch im Sarge,
  Von dem, was er beſaß, ihm die fünf Minen
hinein.

Wir haben blos im zweyten Diſtichon τόκος für τόπος geſchrieben, und der Pentameter heißt in der Anthologie ſo: τῶν πολλῶν τεχνίων ἕν τι προσεμβάλετε. Um ſeine Manen zu verſöhnen, ſoll man ihm den Sarg ſchenken und die fünf Minen, die er bereits dafür entrichtet hatte, mit in ſeinem Sarge, oder vielmehr, in ſeinem Grabe beylegen.

Um das 21ſte Epigramm des Nikarch hat ſich der Her. durch Kritik und Erläuterung ſehr verdient gemacht. Ein armer Mann, Namens Stephanos, war zu einem gewiſſen Wohlſtand gekommen. Dadurch übermüthig gemacht verlängerte und veredelte er, nach der vom Her. erläuterten Sitte jener Zeit, ſeinen

Namen und nannte ſich Philoſtephanos. In der Folge, ſetzt der Epigrammatiſt hinzu, wird er ſich wohl gar Hippokratippiades oder Dionyſiopeganodoros nennen, aber im Agoranomium bleibt er doch ſchlechtweg Stephanos. Im erſten Verſe ſagt der griechiſche Text: Ἦν Στέφανος πτωχὸς καὶ παῖς ἅμα, wo die letzten Worte matt ſind, man mag nun erklären: Er hieß Stephanos, als er arm und zugleich ein Sklave war, oder: als er noch arm und zugleich im Knabenalter war. Der letzte Vers, worin geſagt wird, er habe beym Marktmeiſter, der über die verkäuflichen Waaren auf dem Markt die Aufſicht führte, immer ſeinen alten Namen behalten, führt den Her. auf die überaus glückliche Verbeſſerung: Ἦν Στέφανος πτωχὸς κηπεὺς θ' ἅμα, et pauper et olitor, welche über das ganze Epigramm Licht verbreitet. Er war ein armer Gärtner, der mit Gemüße und Blumen handelte, daher ſein bedeutender Name: Stephanos d. h. Kranz, Blumenſtrauß. Nun da er ſich mit ſeinem Gewerbe ein anſehnliches Vermögen erworben hatte, adelte er ſich ſelbſt und ſetzte ſeinem Namen vier Buchſtaben vor: Philoſtephanos, wobey es uns aber wahrſcheinlich iſt, daß er den Namen in einer andern Bedeutung nahm und auch dadurch zu veredeln ſuchte, daß er nicht ſowohl damit auf ſein Gewerbe anſpielte, als an die Kränze erinnerte, wel-

Digitized by Google

che ſich vornehme Leute als Sieger in den Wettſpielen erwarben. In dieſer Anſicht beſtärkt uns der Zuſatz des Dichters: Bald wird er ſich wohl gar Hippokratippiades nennen; ein Name, welcher Rittern vorzüglich angemeſſen war, und den man, wie der Her. aus Ariſtophanes Wolken zeigt, in Athen liebte, um den Aufwand der Reichen in Erhaltung von Rennpferden und die Siege in Kampfſpielen (Pindar Iſthm. 3, 17. ff. Δεξάμενος στεφάνους Ἱπποδρομίᾳ κρατέων) dadurch anzukündigen. Aus Prahlerey und Großthuerey würde ſich alſo Stephanos den Namen eines Roßherrſchers beylegen. „Oder auch, ſetzt der Dichter hinzu, wird er ſich wegen der Schwelgerey, die er im Eſſen und Trinken treibt, Dionyſiopeganodorus nennen.“ Das Lächerliche in dem Klange des langen, hochtrabenden Namens abgerechnet, findet der Her. in der Zuſammenſetzung deſſelben mit dem Worte πήγανον, die Raute, eine Anſpielung auf das ehmahlige Gewerbe des Gärtners, der Garten-Raute auf dem Markt verkaufte. Richtig; nur iſt der Sinn des ganzen Namens noch zu entwickeln übrig. Es bezeichnet den Mann, der ſeinen Gäſten Rautenwein (Διονυσιοπήγανον i. e. οἶνον πηγανίτην) vorſetzt. Die Raute ſpielte eine große Rolle in der Gärtnerey und Landwirthſchaft. S. Schneider zum Columella 11, 3, 38. und wurde, mit Wein

vermiſcht, ſowohl als Heilmittel gegen den Biß ſchädlicher Thiere (Niklas zu den Geopon. 12, 25. Beckmann zu Antigonus Caryſt. 41.) als zur Magenſtärkung gebraucht. Nun kannte wohl Stephanos aus alter Erfahrung hinlänglich die Kraft der Raute, und hatte ſeinen Magen vielleicht manchmal durch einen Schluck Rautenwein geſtärkt. Eine ſolche Unterſtützung und ein ſolches Reizungsmittel der erſchlafften Verdauungs-Werkzeuge (aegrum ſollicitat ſtomachum Horat.) bedurften aber er und ſeine Gäſte itzt mehr als jemals, διὰ τὴν σπατάλην, weil auf ſeiner Tafel dem Bauche die unmäßigſten und üppigſten Opfer gebracht wurden. Sehr fein iſt alſo die Anſpielung auf die Schwelgerey und das Uebermaaß im Eſſen und Trinken unter den Reichern aus den niedern Ständen, die in dieſem Namen liegt. Was den Sinn des letzten Verſes anlangt: ἐν δ' ἀγοϱανομίῳ παντὶ μένει Στέφανος, ſo iſt dieſer vom Her. richtig aufgefaßt worden. Er bemerkt, daß ἀγοϱανόμιον ſonſt nirgends vorkomme, daß es aber, nach der Analogie von θεσμοθέσιον, den Ort zu bezeichnen ſcheine, wo ſich die Marktmeiſter (ἀγοϱανόμοι) verſammelten, in deren Liſten vermuthlich die Namen derjenigen verzeichnet waren, welche Plätze auf dem Markt inne hatten, in denen ſie ihre Waaren feil boten. Auf dieſen Liſten oder Tafeln blieb denn immer der alte Name des Stephanos ſtehen,

mochte er noch ſo viel Veränderungen damit vornehmen. Des Vf. Erklärung wird vollkommen durch eine Stelle im Plato von den Geſetzen B. 11. T. 9. p. 131. Zweybr. beſtätigt, wo geſagt wird, die Marktmeiſter ſollten das, was die Verkäufer zu thun und zu laſſen hätten, aufzeichnen und vor dem Agoranomon (πρόσθε τοῦ ἀγορανόμου, gleichbedeutend mit unſerm ἀγορανόμιον, wenn nicht wahrſcheinlich mit Stephanus, nach der Analogie des gleich darnach folgenden ἀστυνόμιον, auch hier ἀγορανομίου, zu leſen iſt) auf einer Säule die Geſetze zum Behuf des Handels und Wandels aufſtellen. Eben ſo wird gleich darauf von den Policey-Vorſtehern (ἀστυνόμοι) geſagt, ſie ſchrieben das, was noch in den Geſetzen zu ergänzen wäre, in das ἀστυνόμιον und ſtellten es an einer Säule auf. Demnach war vermuthlich ἀγορανόμιον der Platz oder die Halle auf dem Markt, wo ſich die Marktmeiſter aufhielten und alles zu ihrem Beruf gehörige beſorgten, aber auch wohl zweytens, ſo wie ἀστυνόμιον in der erwähnten Stelle, die Rolle, in welche ſie das zu ihrem Amte gehörige eintrugen.

Strato beklagt ſich im 68ſten Epigramm über die Abweſenheit ſeines Lieblings. Im vierten Verſe heißt es:

μοῦνον ἐπεὶ με λιπὼν εἰς ἰδίην ἔφυγεν.

Aber in den Membranen iſt eine merkwürdige

Lesart: ἐσιδίην ἔφεσον, woraus der Her. ἦλθε σύνδην Ἔφεσον oder ἔσσυτο εἰς Ἔφεσον macht. Denn es ſey höchſt wahrſcheinlich von Epheſus die Rede, da auch in Rufins Nachahmung n. 25. der Tempel der großen Artemis erwähnt wird. Noch näher würde den Zügen der Handſchrift kommen: εἴσιδε ἣν Ἔφεσον, vorausgeſetzt, daß εἰσιδεῖν, wie inviſere, beſuchen heißen kann. ἰδεῖν braucht Nikarch 30, 2 von den Beſuchen des Arztes bey dem Kranken. Den Strato hatte ſein Liebling verlaſſen und war nach Epheſus, wie es ſcheint, ſeinem Vaterlande gegangen; dagegen in Rufins Nachbildung der Liebhaber ſeine Freundin zu Epheſus verläßt, und, weil er die Trennung nicht ertragen kann, dahin zurückkehren will. Dem Schluſſe von Nikarchs Epigramm, worin der Dichter ſagt: „wenn ſein Liebling nicht bald zurückkehre, werde ihm das einſame Lager nicht länger erträglich ſeyn" ſchien uns etwas zu fehlen, und in dieſer Meinung beſtärkte uns Rufinus Nachahmung, nach welcher wir vermuthen, daß zwey Diſticha ausgefallen ſeyn mögen, ungefähr des Inhalts: Er werde ſelbſt nach Epheſus reiſen und nicht eher ruhen, bis er ſich mit ſeinem Geliebten wieder vereinigt habe. Zu den erſten Verſen im Nikarch, verbunden mit Rufin V. 4, vergleichen wir den Euripides in den Phönizierinnen V. 330. ff. vom Oedipus: ὁ δ᾽ ἐν δόμοισι πρέσβυς ὀμματοστερής,

'Απήνας ὁμοπτέρου, τᾶς ἀποζυγείσας δόμων (vielleicht δρόμων), Πόθον ἀμφιδάκρυτον Αἰεὶ κατέχων. Vgl. Jakobs zu Strato 85, 1. S. 120.

Im 89ſten Epigramm erzählt Strato, er habe zur Nachtzeit einen Knaben umarmt und ihm eidlich große Belohnung verſprochen. Nun wiſſe er nicht, was er ihm geben ſolle. Denn der Knabe habe nicht verdient, daß er ihn durch einen falſchen Eid täuſche: οὔτ' ἀπάτης γὰρ Ἄξιος, Ἑσπερίης οὔτ' ἐπιορκοσύνης. Der Her. führt zur Erklärung der letzten Worte aus Brunck an, es ſey eine Zeit geweſen, wo bey den Griechen, beſonders den Aſiatiſchen, die römiſche Treuloſigkeit (Ἑσπερίη ἐπιορκοσύνη) habe eben ſo gut zum Sprichwort werden können, wie die Puniſche Treuloſigkeit bey den Römern. Wahr; nur wiſſen wir nicht, ob wirklich eine ſolche ſprichwörtliche Redensart üblich geweſen, und wir können die Erklärung von ἑσπερίη ἐπιορκ. näher haben, wenn wir es auf die am Abend geſchehene Zuſage beziehen. Er hat es nicht um mich verdient, daß ich ihm die nächtliche Zuſage nicht halte.

Rufinus rühmt Ep. 24, 1. f. an einem Mädchen, ſie habe die Augen der Here, die Hände der Athene (τὰς χεῖρας 'Αθήνης), den Buſen der paphiſchen Göttin und die Füße der Thetis. Wenn ſonſt irgendwo, ſagt der Herausgeber, die Minerva wegen der Schönheit ihrer Hände gerühmt würde, ſo möchte man

dieſe Stelle lieber darauf als auf die in weiblichen Künſten geſchickten Hände der Göttin beziehen. Das Letztere erlaubt in der That der Zuſammenhang nicht, welcher lehrt, daß hier nur Prädicate der Schönheit gehäuſt werden. Daher möchten wir lieber leſen: τὰς χαίτας Ἀθήνης, da in der alten Fabel viel von dem ſchönen Haar und dem Haarſchmuck der Pallas vorgekommen ſeyn muß, wie man aus dem ſieht, was Heyne darüber zum Tibull 1, 4, 26 geſammelt hat.

Im 37ſten Epigramm wird vom Rufinus eine Hetäre geſchildert, die einſt ſchön und geſucht war, itzt aber veraltet, verlaſſen und in einem kläglichen Zuſtand ſey.

Νῦν πενιχρὴ, ψαφαρῆτε, κόμη τ' ἐπὶ ποσσι βραχεῖα. Der Her. hält die gemeine Lesart: κόμη τ' ἐπὶ πᾶσι βραχεῖα „und zu allem dem iſt ſie noch kahl" für die erträglichſte, ob er gleich ſelbſt ahndet, daß irgend eine andre Lesart dahinter ſtecke. Schrieb denn etwa der Dichter: κόμη τ' ἐπὶ ὠσὶ τραχεῖα, ſtruppichtes Haar, das über die Ohren herabhängt? Chriſtodorus in Ecphraſi V. 325. f. αὐχένι μὲν κύπτοντι γέρων ἐπεσύρετο βότρυς χαίτης, εἰσοπίσω πεφορημένος· ἀμφὶ δ' ἀκουὰς Πλαζόμενος κεχάλαστο. Der Hiatus in ἐπὶ ὠσὶ dürfte bey einem Dichter wie Rufinus nicht allzuſehr auffallen.

Tryphon erzählt in ſeinem Epigramm S. 157 ein Mährchen über den Tod eines Citherſpie-

lers, das in eine Claſſe mit dem vom Tode des Anakreon zu ſetzen ſeyn wird. Bey dem Lauberhüttenfeſt zu Sparta, Carnea genannt, ſey Terpes im muſikaliſchen Wettſtreite geſtorben, indem ihm eine Feige in den offnen Mund gefallen. Sehr paſſend vergleicht der Her. damit ein gleichlautendes Anekdötchen, was Suidas vom Terpander erzählt. Es ſey ihm beym Geſang, als er den Mund offen gehabt, eine Feige in den Mund gefallen oder geworfen worden, und er ſey daran erſtickt. „Dieſe Aehnlichkeit, ſetzt der Her. hinzu, der Todesart und des Namens, macht, daß ich glaube, Tryphon und Suidas ſprechen von einer und derſelben Perſon, es ſey nun, daß Terpes und Terpander einerley Name geweſen, oder daß durch ein Verſehen des Abſchreibers beym Suidas dem berühmtern Namen des Terpander der weniger bekannte des Terpes gewichen iſt." Wir glauben, daß im Tryphon Terpander gemeint ſey, und daß er entweder auch Terpes, wegen der gleichen Bedeutung, genannt worden, oder daß ſich der ſpätere Dichter eine willkührliche Veränderung in dem Namen erlaubt habe, welches, wie der Her. ſelbſt anderwärts anmerkt, nicht ſelten geſchehen. Auf den Terpander paßt dieſe Sage nämlich vollkommen, der, wie Jakobs ſelbſt zu der merkwürdigen und bisher unbeachtet gebliebnen Stelle des Chriſtodorus Ecphraſ. V. 111. ff.

Digitized by Google

ausführt, ſich lange in Lacedämon aufhielt und den erſten Sieg in dem muſikaliſchen Wettſtreite der Carneen davon trug.

Die Erwähnung des Chriſtodorus bringt uns noch eine Stelle aus dieſer Beſchreibung der Bildſäulen, die ſich in dem von Severus im Aegyptiſchen Theben erbauten Bade, Zeuxippus, befanden, ins Andenken. V. 357 — 60 beſchreibt er die Statue des Cratinus, des Dichters des alten Luſtſpiels, der ſich dabey der beißenden Jamben bediente, und läßt gleich darauf die Beſchreibung von Menanders Bildſäule folgen, der ebenfalls ſeine Intriguen- und Charakter-Stücke der neuen Komödie in Jamben ſchrieb.

Καὶ χαρίτων θεράποντας ἐγείνατο παῖδας ἰάμβους,
ἅρπαγας οἰστρήεντας ἀεδνώτοιο κορείης.

Ueber den letztern Vers macht der Her. folgende Anmerkung: Jambos venuſtiſſimos indotatae virginis raptores vocans, ſuo more rem vulgarem exornare cupiens, obſcurus evaſit. Nam etiam haec verba ad Menandreae comoediae argumentum referenda ſunt, cujus haud contemnenda pars erant vitiatae virgines et furta amoris; an potius ipſum novae comoediae inventum κορείης vocabulo ſignificavit, ut jambi Menandri Comoediam virginem ſibi vindicaſſe, eamque ἀέδνωτον, a nullo alio poëta dotatam (i. e. cultam et exorna-

Digitized by Google

tam) primi duxiſſe dicantur? Durum hoc, fateor, ſed a Chriſtodori ingenio fortaſſe non alienum. Weder zu der einen noch zu der andern Erklärung ſcheint uns das Prädicat der wüthenden Räuber (ἅρπαγες οἰστρήεντες) recht zu paſſen, wenn man es nicht für ein bloßes ſchmückendes Beywort der Jamben gelten laſſen will. Wie ſehr ſticht dieſes Beywort gegen das unmittelbar vorhergehende: χαρίτων θεράποντας — ἰάμβους ab, welches letztre Menanders Jamben ſo ganz zukommt, dahingegen jenes das paſſendſte Prädicat für die Jamben eines Dichters der alten Komödie wäre. Daher wir eine Verſetzung dieſes Verſes hinter den 359ſten Vers vorſchlagen und ihn auf den Cratinus beziehen:

Ὅς ποτε δημοβόροισι πολισσούχοισιν Ἰώνων
θυμοδακεῖς ἐθόωσεν ἀκοντιστῆρας ἰάμβους,
Ἅρπαγας οἰστρήεντας ἀεδνώτοιο κορείης.

In dem letzten Verſe glauben wir nun eine paſſende und nicht zu dunkle Anſpielung auf die Töchter des Lycambes zu ſehen, die durch Archilochus herzzerſchneidende Jamben zur Verzweiflung gebracht wurden und ſich das Leben nahmen. Die Jamben ſind gleichſam die wüthenden Harpyien, welche die Jungfrauen wegraffen. Von dieſer beißenden Art waren die Jamben des Cratinus, wie der vorhergehende Vers ſelbſt ſagt, der mit demjenigen,

Digitized by Google

welchen wir ihm zugeſellt haben, ſich zur ſchön-ſten Einheit verbindet.

So weit unſre Bemerkungen über einzelne Stellen. Es würde die größte Genugthuung für uns ſeyn, wenn ſich eine oder die andre die Beyſtimmung des vortrefflichen Herausgebers der Anthologie erwerben ſollte. Wir dürfen nicht unerwähnt laſſen, daß die zahlreichen arithmetiſchen Probleme des Metrodorus in dieſem Bande von Hrn. Kries, Profeſſor der Mathematik und Phyſik in Gotha, aufgelöſt und erläutert worden ſind. Er iſt der zweyte Mathematiker, der ſich ſeit einiger Zeit Verdienſte um die Anthologie erworben hat, indem ſchon vorher Hr. Reimer, itzt Profeſſor in Kiel, in ſeiner hiſtoria problematis de cubi duplicatione und in einer Vorleſung vor der Gött. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften (ſ. Huſchke Anal. crit. p. 299. f.) ſich mit mathematiſchen Epigrammen der griechiſchen Anthologie beſchäftigt hat.

III.

Biographie des Königl. Preuß. Geheimen Kriegsraths zu Königsberg, Theodor Gottlieb von Hippel, zum Theil von ihm ſelbſt verfaßt. Aus Schlichtegroll's Nekrolog beſonders abgedruckt. Gotha, bey Juſtus Perthes, 1801. 478 S. 8.

Schon das Intereſſe, welches der bis zu ſeinem Tode das Incognito beobachtende, von Vielen bewunderte Verfaſſer der Lebensläufe in aufſteigender Linie, des Buchs über die Ehe u. ſ. w. für einen großen Theil der deutſchen Leſewelt haben muß, würde uns zu einer Anzeige ſeiner Biographie beſtimmen. Dieſe aber muß doppelt die Aufmerkſamkeit des Menſchenbeobachters erregen, da ſie zum Theil von ihm ſelbſt herrührt, und uns dieſen en haut relief ausgearbeiteten Charakter wenigſtens in ſeiner Jugendperiode zeigt, wie er ſelbſt den Nachkommen erſcheinen wollte.

Hippel hatte ſich vorgenommen ſein Leben für das Publicum zu ſchreiben, außerdem aber auch die Geſchichte deſſelben mit allen Familien-Details für ſeine Verwandte aufzuzeichnen. Zur Ausführung jenes Vorſatzes war er noch nicht geſchritten, als ihn der Tod übereilte. Wohl aber fand ſich der Anfang der Ausführung des zweyten Plans unter ſeinem Nachlaß: ſeine Jugendgeſchichte, die bis auf ſein zwanzigſtes Jahr, bis zur Rückkunft von Petersburg 1761 geht. Er ſchrieb daran etwa ein Jahrlang, bis im May 1791.

Zuerſt wird dieſe Jugendgeſchichte mitgetheilt. Voraus geht eine Vorrede von ſeiner eignen Hand (S. 22 — 73.) Sie enthält Nachrichten von einigen ſeiner Seitenverwandten, vornehmlich von einem Prediger, Bernhard Hippel und deſſen Frau Regina. Nicht ungern betrachtet man wohl auch alte Familienporträts von der Hand eines guten deutſchen Meiſters wegen der anſprechenden Individualität. Beſonders weilt Hippel mit Liebe bey jener Regina, die er eine Beterin nennt. Daran knüpft er in ſeiner gewöhnlichen Manier allgemeine Reflexionen und Ermahnungen, beſonders eine längere zum geiſtlichen Stande. Hier und da goldene Worte, nur oft ſehr zur Unzeit durch Witzeley unterbrochen; z. B. S. 73: „Damit ich ſorgenfreyer lebe und mit frohem Muthe geſund und krank

ſeyn

ſeyn könne, will ich meinen letzten Willen ohne Anſtand beſorgen. — Krankheit iſt nicht ein Freund, ſondern ein Feind des Todes; eine Feindin, muß ich ſagen; denn ſie heißt die, und wird vom Manne Tod doch am Ende überwunden."

Es folgt ſeine Jugendgeſchichte S. 73 bis 267. H. iſt den 31. Januar 1741 geboren. Sein Vater war Rector der Schule zu Gerdauen in Oſtpreußen. Ihm verdankte er Erziehung und Unterricht. Sprachenerlernung wurde ihm ſehr ſchwer. Ueber die Seele ward der Körper vergeſſen, was noch in ſpätern Jahren eine gewiſſe Verlegenheit, und beym Eintritt in die Geſellſchaft eine gewiſſe Künſteley zurückließ. Buchſtäbliches Gedächtniß war ihm fremd; ganz wörtlich behielt er nichts. Dieß abgerechnet, war ſein Gedächtniß vortreflich. Jene Eigenheit deſſelben machte ihn von jeher zu Tagebüchern geneigt. Er pflegte alles ihm Merkwürdige zu notiren, eigne Gedanken und was er in Geſellſchaft hörte. Ordnung der Gedanken vernachläßigte er; ſie fehlt, wie er ſelbſt geſteht, dieſer Jugendgeſchichte, und ſie fehlt ſeinen Schriften überhaupt. Compoſition war ſeine Sache nicht. So kommt er auch hier in der Erzählung ſeiner frühſten Jahre bald auf ſeine ſpätern Freunde, unter denen er den noch lebenden Kriegsrath Scheffner vor allen auszeichnet S. 89. Ihm war auch Hip-

pel's Autorſchaft zunächſt gewidmet. Den Seneca las er frühzeitig vorzüglich gern; auch den Plutarch. Im Panegyricus des jüngern Plinius gefiel ihm die Wortfeſtigkeit ausnehmend. Letztere iſt, dünkt mich, das rechte Wort, einen charakteriſtiſchen Zug aller Hippelſchen Schriften zu bezeichnen. — Daß H., wie er ſelbſt glaubt S. 97, weil die Wortkritik viel Anziehendes für ihn hatte, wenn er in ſeiner Jugend an einen Lehrer, wie Heyne, gerathen wäre, es im Fach der alten Litteratur weit gebracht haben würde, glaube ich nicht. In hiſtoriſcher Kritik würde er ſchwerlich etwas Bedeutendes geleiſtet haben, weil er in allen Dingen zu viel Raffinement hatte; in äſthetiſcher nicht, weil Geſchmack niemals ſeine hervorſtechende Fähigkeit war; in philologiſcher Wortkritik und Wortgelehrſamkeit überhaupt nicht, weil, wie er ſelbſt geſteht, Spracherlernung ihm ungemein ſchwer wurde. Denn er hatte Sach-, nicht Zeichengedächtniß. — Den Mann der Phantaſie zeigen die S. 99, 104 beſchriebenen Jugendſpiele. Seinen Hang zum Myſtizismus, der frühzeitig von ſeiner Mutter genährt ſeyn mag, beweiſt ſeine Anhänglichkeit an die Möglichkeit der Geiſterſeherey. Stärke religiöſer Gefühle wohnte ihm frühzeitig bey. Unſtreitig wirkte auch der Umſtand, daß ſein Vater zur Geſellſchaft der Pietiſten gehörte, zu ſeiner frühern

Digitized by Google

und ſpätern religiöſen Stimmung nicht wenig. Daß er ſehr oft ſeinen glühenden Leidenſchaften untergelegen, geſteht er ſelbſt S. 101. Von dem feinen moraliſchen Gefühl des Mannes ein merkwürdiges Beyſpiel aus ſeinen Kinderjahren S. 107. Die Römer zog er den Griechen weit vor, weil ihm jene Handler, dieſe ſchöne Sprecher ſchienen; er aber Trieb zum thätigen Leben fühlte.

Schon 1756 ging er auf die Univerſität nach Königsberg, um Theologie zu ſtudiren. Hier kam er nach einiger Zeit in das Haus eines Holländiſchen eleganten Juriſten, des Juſtizrath Woyt, deſſen Umgang ihm lehrreich war. Zugleich war H. Informator bey deſſen Stief-Enkel. Um dieſe Zeit predigte er fünfmal.

Unerwartet reißt er ſich aus dieſer Lage, um einen Jugendfreund, den Ruſſiſchen Lieutnant von Keyſer, der gerade als Courier nach Petersburg geht, dahin zu begleiten. Intereſſant ſind die Nachrichten von dieſer Reiſe, wenn gleich nur Fragmente. In Kronſtadt war er ein Paar Wochen beym Vater ſeines Freundes, dem Ruſſ. Viceadmiral von Keyſer, in deſſen Hauſe er ſich ungemein gefiel, zumal da er für die unbefangne jüngſte Tochter deſſelben eine innige Zuneigung faßte. Einen Beweis ſeines Zartgefühls im Jugendalter gibt der Brief an ſie S. 249. f. Seine Freunde

in Petersburg ſuchten ihn in Rußland zu feſſeln und etwa für den Seedienſt zu gewinnen. Beynahe wär' er, zumal da erwachende Liebe dazu kam, dort geblieben. Doch zog ihn die Neigung zu den Wiſſenſchaften, und vorzüglich wohl der Gedanke an ſeine Eltern, ohne deren Wiſſen er die Reiſe unternommen hatte, zurück. Auch trug eine zufällige Gefahr, die er S. 226 erzählt, dazu bey, ihm Petersburg zu verleiden. Die Rückreiſe machte er ganz allein. Bey ſeiner Rückkunft war die Stelle beym Juſtizrath Woyt, in deſſen Hauſe er ſein Studiren ungeſtört fortzuſetzen hoffte, durch einen Andern beſetzt. Ohne Geld, ohne Ausſicht, befand er ſich in einer übeln Lage. Von Gram und Kummer angegriffen, fiel er in ein heftiges Fieber.

Hier ſchließt ſich Hippel's Selbſtbiographie, der ihr Verf. eine Menge treffender Bemerkungen, oft als Abſchweifungen, eingewebt hat. Hier nimmt nun Hr. Schlichtegroll den Faden auf S. 267, erzählt des Mannes weitere Schickſale, zeichnet ſeinen moraliſchen Charakter, und ſtellt ſeine litterariſche Thätigkeit dar. Vorläufig wird bemerkt, daß Hippel's vorhergehende Erzählung, wenigſtens in Nebenſachen, nicht ganz hiſtoriſch treu, ſondern hie und da idealiſirt iſt: was man indeß, auch nach ſeinen eignen beyläufigen Winken, von

einem ſo phantaſiereichen Kopfe kaum anders erwartete.

Wiedergeneſen von dem vorher erwähnten Fieber, der Folge der Gemüthserſchütterungen nach der Reiſe, ward er Hauslehrer bey einer adelichen Familie, die den Winter hindurch in Königsberg, den Sommer über in der Nähe jener Stadt auf dem Lande ſich aufhielt. Hier lernte er Lebensart und Weltton. Doch ſchon nach einem Jahre 1762 verließ er dieß Haus, um ſich in Königsberg der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen, von welcher er ſich ſchnellere Beförderung zu Ehrenſtellen und geſchwinderes Reichwerden, als von einem geiſtlichen Amte verſprach. Denn er liebte, und zwar ein ungemein liebenswürdiges Frauenzimmer, das an Stand und Vermögen weit über ihm war. Er ſtrebte alſo, ihr gleich zu werden. Dazu kam ſeine Neigung zum handelnden, thätigen Leben, vermöge deren er ſchon in früher Jugend die Römer den Griechen vorgezogen hatte. 1765 ward er Advocat beym Stadtgericht in Königsberg, dann Hofgerichts-Advocat u. ſ. w.; ſpäterhin Hofhalsrichter und Criminaldirector; 1780 dirigirender erſter Bürgermeiſter und Polizeydirector zu Königsberg, ſeit 1786 mit den Titeln eines Geh. Kriegsraths und Stadtpräſidenten. Bald darauf ließ er, um ſeinen Verwandten Vortheile zu ſchaffen, den Adel ſeiner Familie erneuern. Bey der Preußiſchen

Digitized by Google

Beſitznahme von Danzig machte er beym dortigen Magiſtrat die neuen Einrichtungen. Wider ſein Erwarten endigte er ſein bis ans Ende ſehr thätiges Leben ſchon am 23. April 1796 m 55ſten Jahre.

Ein Mann von ausgezeichneter Geiſteskraft erhob ſich H. in jedem ſeiner Verhältniſſe über das Gemeine; auch als Geſchäftsmann, als obrigkeitliche Perſon. Viele Jahre hindurch ebte und bewegte ſich in dem volkreichen Königsberg ſo manches durch ihn. Außer der Wiederbelebung des Magiſtrats iſt die erneuerte Thätigkeit des Stadtgerichts, des Commerz- und Admiralitäts-, des Wett- und Handlungsgerichts in Königsberg, ſein Werk. Als Polizeydirector war er äußerſt wachſam.

Von S. 287 — 389 wird H. als Menſch geſchildert, nach Nachrichten und Bemerkungen, die ſein Biograph von ſehr verſchiedenen Zeugen aufgeſammelt hat. Ich hebe nur Hauptzüge aus. Phantaſie und Verſtand, Poeſie und Abſtraction, Empfindung und Räſonnement, Ernſt und Laune, Andacht und Frohſinn vereinigten ſich in ihm auf eine ſeltne Art. Alles wurde Bild und Anſchauung vor ſeinem Geiſte; weit auseinander liegende Dinge traten vor ſeinem Auge neben einander, und gaben ſich gegenſeitig Licht und Schatten. Nach allen Datis ſcheint er mir ſich mehr durch die Geſellſchaft und durch thätiges Leben, als aus

Digitized by Google

Büchern gebildet zu haben. An Geſchmack fehlte es ihm, auch meines Bedünkens; ſein Urtheil über das Schöne war, wie ſein Biograph ſelbſt bemerkt, abhängig von der Originalität und Sonderbarkeit ſeiner Ideenverbindungen, und daher ſehr oft abweichend vom Gefühl und Urtheil anderer geübter und gebildeter Geiſter. Dieſer Mangel aber wurde durch ſeinen Beobachtungsgeiſt überwogen, den der Biograph wohl, als eine der vorzüglichſten Gaben Hippel's, noch ſtärker hätte hervorheben ſollen. Denn gewiß gehörte er unter die feinſten Menſchenbeobachter und Menſchenkenner. Dazu kam ſeine nach dem Neuen und Glänzenden oft glücklich ſtrebende Phantaſie, und, in ſeinen beſſern Augenblicken, ſehr lebhaftes moraliſches und religiöſes Gefühl. Raſtlos war ſeine Thätigkeit. Selbſt auf Spaziergängen war er nicht unthätig; auf Spaziergängen entſtanden die Handzeichnungen nach der Natur. Ein zuſammenhängendes philoſophiſches Syſtem darf man bey ihm nicht ſuchen. In frühern Jahren hatte er die Wolfiſche Philoſophie ſtudirt; dann wurde er vertraut mit Kantiſchen Ideen, und webte davon in die Lebensläufe vieles ein, ehe noch Kant ſein Syſtem öffentlich aufſtellte. Auch ſpäterhin nahm er aus der Kantiſchen Philoſophie, wie er ſie aus den Schriften und dem Umgange des Königsbergiſchen Philoſophen auf-

faßte, vieles auf; aber mit der Freyheit eines Selbſtdenkers und Weltmanns. Ein abgeſchloßnes, feſtes Syſtem lag ſo wenig in ſeinem Kopfe, als völlige Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt in ſeinem Gemüth und in ſeinen Handlungen. Bey eigner Bemerkung der Disharmonie ſcheint er ſich mit dem Unvermögen des Menſchen, dem intellectuellen, wie dem ſittlichen, getröſtet zu haben. Die Phantaſie überwog in ihm alle andern, freylich auch in nicht gemeiner Stärke vorhandenen Seelenkräfte. Vom Hange zur Schwärmerey war er nicht frey. Oft ſtreift auch in ſeinen Schriften ſein durch Phantaſie belebtes Räſonnement ſo leiſe auf dem Scheidepfad zwiſchen ſchwärmeriſchen Myſtizismus und dem von der Vernunft gerechtfertigten Gefühl lebhafter, poetiſcher Menſchen hin, daß gerade dieſe ſeltnere Vorſtellungsart und die Gabe, ſie in paſſende Worte zu kleiden, es iſt, was ihm bey einem nicht unbedeutenden Theil des Publicums vorzüglichen Beyfall erwarb. Den Gottesdienſt beſuchte er bis wenige Jahre vor ſeinem Tode regelmäßig. Ueberall ging ſein Denken und Philoſophiren auf das Praktiſche und Gemeinnützige.

Jetzt auch einige Züge vom Revers der Medaille. Da H. blos durch eigne Anſtrengung ein vornehmer und ſehr reicher Mann geworden war, gewann er die Idee, immer rei-

Digitized by Google

cher zu werden und noch höher zu ſteigen, bis zur Leidenſchaft lieb. Da dieß nur durch ein fortgeſetztes ſehr planmäßiges Betragen möglich ward, ſo erhielt ſein Benehmen gegen Andere dadurch Eigenthümlichkeiten. Dahin gehört vorzüglich ſeine künſtliche Verſchloſſenheit, ſelbſt gegen ſeine alten, vertrautern Freunde. Folge ſeines planmäßigen Aufſtrebens war auch, wie ſein Biograph urtheilt, ſeine Eheloſigkeit. Dabey hätte indeß der milde Beurtheiler die einiger Maßen entſchuldigende Erinnerung doch wohl nicht unterlaſſen ſollen, mit wie tiefem Gefühl H. in frühern Jahren, aber unglücklich, liebte. Allerdings führt Eheloſigkeit in ſpätern Jahren häufig (nicht immer) zum Egoismus, der bey H. am Ende ſich in zu grellem Abſtich mit ſeinen achtungswürdigen Eigenſchaften zeigte. Daß überhaupt Theorie und Praxis auch bey dieſem Kraftvollen, den ſeine Sinnlichkeit oft hinriß, nicht immer ſtimmte — gern laſſen wir darüber den Vorhang fallen. Ihm ſelber hat es Kampf genug gekoſtet. Ein höherer Richter kennt die Schwere der Gewichte, die in reicherbegabten, künſtlicher organiſirten Seelen, troß dem Widerſtande, oft nach unten ziehen. Dem Rec. aus der Seele geſchrieben iſt, was nach S. 326 ein weiſer Mann ſagte: „Ein Menſch, wie Hippel, erzeugt Fehler nicht, wie gewöhnliche Menſchen, wenn ſie auch nach ihrer Geburt wie die Gebrechen der ge-

Digitized by Google

wöhnlichſten Menſchen erſcheinen. Das Höchſte auf Erden hängt mit dem Niedrigſten zuſammen. Je höher der Baum himmelwärts ſeine herrliche Krone treibt, deſto tiefer unterwärts liegt ſeine Herzwurzel. Wir andern haben unſer Göttliches und Irrdiſches näher beyſammen; in dem Ungemeinen ſind Fleiſch und Blut mit Geiſt und Herz keine ſo nahe, gute, treue Nachbarn. Daher haben wir auch nicht nöthig, wenn ſie uns ihr Schlechtes zeigen, uns mit unterthänigem Dank dagegen zu verbeugen, ſo gewiß wir auch den Gemeinen, die das Ungemeine nicht einmal verſtehen, es hingehen laſſen werden, wenn ſie mit erbärmlicher Schadenfreude bey dem Niedrigſten an dem Hohen verweilen."

Die S. 369 — 389 eingerückte Parentation von Hippel's Vertrauteſtem enthält feine pſychologiſche Bemerkungen eines philoſophiſchen Geiſtes über Lebens- und Sterbensweisheit. Man hört den kalten, ſcharfen Beobachter mit Belehrung; aber auch den gekränkten Freund des Verſtorbenen, der gefliſſentlich es bemerklich macht, dieſer habe keinen getäuſcht, als ſich ſelbſt.

Der Reſt des Buchs betrift den Schriftſteller. Benutzt iſt Borowski's kleine, bald nach Hippel's Tode herausgekommene Schrift: „Ueber das Autorſchickſal des Verfaſſers des Buchs über die Ehe, u. ſ. w.

Königsb. 1797." Neue Beyträge gaben Freunde und ſpätere Durchſuchung Hippelſcher Papiere. Alle ſeine Schriften, auch kleinere, werden durchgegangen. Die beyden Luſtſpiele: Der Mann nach der Uhr und die ungewöhnlichen Nebenbuhler ſind Jugendarbeiten ohne bleibenden dramatiſchen Werth. In ſpätern Jahren würde er, da ſeine Darſtellungsart in den Lebensläufen ſo viel Dramatiſches hat, in dieſem Fache etwas Beſſeres haben leiſten können. Das allgemein bekannte Buch über die Ehe erlebte von 1774—1793 vier Auflagen. Es iſt das geleſenſte der Hippelſchen Schriften. Die Lebensläufe nach aufſteigender Linie (1. Th. 1778. 2. Th. 1779. 3. Th. 1. u. 2. Bd. 1781) halte ich für das intereſſanteſte Werk dieſes Humoriſten. Eine ausführlichere Vergleichung zwiſchen Hippel, wie er vorzüglich in dieſem Buche erſcheint, mit Sterne und mit Jean Paul wäre, dünkt mich, ein fruchtbares Thema für verſtändiges Lob und verſtändigen Tadel. Weniger allgemein bekannt ſind die Handzeichnungen nach der Natur, und die ſchneidende Satire: Zimmermann I. und Friedrich II., beyde vom J. 1790. Zwey Jahre ſpäter erſchien die Schrift über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber, und in den zwey nächſten Jahren: Kreuz- und Querzüge des Ritters A. bis Z. Zwey Bde.,

Digitized by Google

worin viel von Ordensweſen. Unbedeutendere, oder nicht in die Fächer unſerer Bibliothek gehörige Schriften übergeh' ich. Wie ſtreng und künſtlich H. bey Lebzeiten auf ſeine Anonymität hielt, iſt bekannt. Die öffentlichen Nachforſchungen und Verhandlungen über ſeine Autorſchaft werden ausführlich erzählt. Daß H. bey ſeinen Schriften den ſchriftlichen Anmerkungen einiger Freunde, wie des KR. Scheffner und des Criminalrath Jenzſch, ſo wie dem Umgange mit Kant, und Heften, die in deſſen Collegien von Andern nachgeſchrieben waren, manches verdankte, wird nicht verſchwiegen.

Richtig wird ſeine Manier ſo charakteriſirt: Es iſt ein lebendiger Vortrag; das Geſpräch eines geiſtvollen, kenntnißreichen Mannes von zuſtrömender Ideenmenge, der im Feuer der Unterhaltung ſeltne und gemeine Gedanken, Scherz und Ernſt, ohne Auswahl herausſagt. Kommt er einmal ins Feuer, ſo kann er nicht aufhören. Sein ewiges Witzeln wird läſtig. Sein häufiges Einmiſchen von Bibelſtellen und bibliſchen Ausdrücken trägt zwar zuweilen zum Feyerlichen und zur humoriſtiſchen Miſchung von Scherz und Ernſt bey, kommt aber oft zur Unzeit. Ueberhaupt würzt er ſeine Speiſen oft zu reichlich. Der frühere Umgang mit Hamann trug unfehlbar zur Fixirung dieſer Manier bey.

Digitized by Google

Zuletzt wird Nachricht vom handſchriftlichen litteriſchen Nachlaß des Verſtorbenen gegeben. Etwas, was ſeinen litterariſchen Ruhm vermehren könnte, ſcheint, den gegebnen Nachrichten zufolge, nicht darunter. In den Wunſch, daß ein Manuſcript geiſtlicher Lieder, wovon S. 470 eins zur Probe ſteht, worin allerdings Kraft und Salbung iſt, dem Druck übergeben werden möge, wenn auch dieſe Lieder nicht durchaus correct und nicht überall auf den Geiſt reinerer Andacht, wie höhere geiſtige Bildung ihn fodert, berechnet ſeyn mögen, ſtimme ich ein. Eine Schrift über weibliche Bildung, welche die Zeitungen in dieſen Tagen als eben herausgekommenen Hippelſchen Nachlaß anpreiſen, findet ſich hier nicht erwähnt. — Das charakteriſtiſche Portrait Hippel's, in Umriſſen nach einem ähnlichen Medaillon von Collin, als Titelkupfer, iſt eine willkommene Zugabe.

Zum Schluß ein Wort von der Compoſition und dem Geiſt dieſer Biographie. Herr Schlichtegroll hat verſchiedenartige, reichhaltige Materialien zweckmäßig benutzt. Hätte ſich gleich bey einer nochmaligen Ueberarbeitung eine ſtrengere Ordnung beobachten und manche Wiederholung vermeiden laſſen: ſo iſt doch die Frage, ob dann die Darſtellung ſo vielſeitig geworden, und eben dadurch der unerſchöpflichen Fülle des wirklichen Lebens ſo nahe ge-

kommen ſeyn würde, als jetzt. Was keinem Zweifel unterworfen bleibt, iſt dieß: In der Darſtellung des ſeltnen Charakters herrſcht reine, partheyloſe Wahrheitsliebe, welche nie ſchadet, immer überwiegend nützt; und auch bey der Schattenſeite jene unbefangene, echt menſchliche Anſicht, die dem Rec., wenn es die Mühe lohnte, daß nach ſeinem Tode ſeiner noch erwähnt würde, den Wunſch einflößen könnte, daß ſeine eignen Papiere, und die Urtheile von Freund und Feind, Hrn. Schlichtegroll zugeſtellt würden, mit dem Anſinnen: Richte, wie du gerichtet haſt.

Digitized by Google

IV.

Vermiſchte Schriften von J. C. F. Manſo. Erſter Theil. 360 S. Zweyter Theil. 420 S. Leipzig in der Dykiſchen Buchhandlung 1801. 8.

Ein Theil des Inhaltes dieſer Schriften iſt ſchon ehemals von dem größern Publikum mit Vergnügen und Beyfall geleſen worden; ein andrer Theil war bis jetzt nur in einem kleinen Zirkel von Freunden bekannt; das meiſte aber erſcheint hier zum erſtenmale. Es ſcheint die Abſicht des Verfaſſers geweſen zu ſeyn, durch Mannigfaltigkeit des Inhaltes und der Formen jeder Klaſſe von Leſern etwas Gefälliges darzubieten, und wir ſind überzeugt, daß, obſchon das eine dieſen, das andere jenen lebhafter anziehen muß, alles zuſammengenommen den Beyfall des unpartheyiſchen Publikums erhalten wird. Denn alle Theile dieſer Sammlung empfehlen ſich durch die Reichhaltigkeit der Materie, die Leichtigkeit der Be-

Digitized by Google

handlung und die Korrektheit des Stils; alle zeigen, bald mehr bald weniger, Gelehrſamkeit ohne Pedanterey, Streben nach Zierlichkeit ohne Affektation, und eine glückliche Gewandheit, ſich mannigfaltigen Formen anzuſchmiegen.

Die Sammlung wird durch zwey Bücher vermiſchte Gedichte eröfnet, denen der Vf. den Namen Poetiſche Wälder gegeben hat. So gleichgültig ein Titel überhaupt ſcheinen kann, ſo wünſchten wir doch, daß dieſer ehemals zwar beliebten, aber jetzt veralteten Aufſchrift, welche unwillkührlich auch an den veralteten Stil unſrer Poeſie erinnert, eine andre vorgezogen worden wäre. Uebrigens iſt der Inhalt dieſer poetiſchen Wälder, dem Stoff und der Form nach, höchſt mannichfaltig. Philoſophiſcher Ernſt und leichte Tändeley, didaktiſche und lyriſche Stücke, Elegien, Madrigale und Epigrammen, Originale und freye Nachbildungen fremder Gedichte wechſeln angenehm mit einander ab. Den Anfang macht eine Epiſtel An Amalien, über den Einfluß der Grazien, veranlaßt durch eine Gruppe dieſer Göttinnen, die in dem Gartenſaal einer Freundinn aufgeſtellt worden war. Wir tragen kein Bedenken dieſer Epiſtel unter allen didaktiſchen Gedichten der Sammlung den Preiß zuzuerkennen. Der Dichter beſchreibt die Beſtimmungen des Ortes, der hier zu einem Tem-

Tempel der Huldgöttinnen eingeweiht wird: die Freuden einer geiſtreichen Geſellſchaft, des Conzerts, des Tanzes. Die Beſchreibung des letztern ſchließt mit einem ſehr anmuthigen, belebten Gemählde, das einige ſchwache und unpoetiſche Ausdrücke in den erſten Zeilen reichlich vergütet:

Vereinigen wirſt du, wenn Phöbus Strahlenglanz
Erblaßt, und Flur und Hain ihr Licht vom Mond entlehnen,
Ein Heer von Jünglingen mit einem Heer von Schönen
In Albions verſchlungnen Tanz.
Beleben wird der Fuß ſich nach dem Takt der Saiten,
Ein Feuer, leiſ' und zart, durch alle Nerven gleiten,
Verführeriſch das Haar von Stirn und Nacken wehn,
Und Amor unverhofft im Chor der Tänzer ſtehn.
Wenn dann, indeß die Luſt den leichten Schritt beflügelt,
Der Sittſamkeit Gewalt den Flug der Herzen zügelt,
Und der verwegne Blick, der auf Erobrung denkt,
Sich plötzlich, überraſcht, zur Erde niederſenkt,
So wiſſe, daß die Hüterinnen
Der jugendlichen Schaam, die treuen Charitinnen,
Unſichtbar hier geſchäftig ſind,
Und ſeinen höchſten Reiz der Tanz durch ſie gewinnt.

Eine vorzügliche Stelle dieſes Gedichtes, auf die wir hier aber nur verweiſen können, iſt die Schilderung des Einflußes der Grazien auf die Liebe und der mannigfaltigen Wirkungen, die ſie in verſchiedenen Charakteren hervorbringt. — Eine liebliche Dichtung, in ſchönen Verſen ausgeführt, iſt die Inſel der Seligen, wo wir aber doch dem Hauptgedanken eine noch etwas größere Ausbildung und Deutlichkeit wünſchten. Das Gebiet der Schönheit, in welchem Pſyche ihre Ruhe wiederfindet, ſollte noch mehr das Werk ihrer eignen ſchöpferiſchen Kraft ſcheinen. Die Verſe

— indeß ſie träumt, geſtaltet
Sich die Schöpfung für ſie um.
Von der Schönheit Hauch entfaltet,
Blüht ihr ein Elyſium.

zeigen uns nur ein Werk des Zufalls, das wenigſtens nicht aus der Thätigkeit der Seele hervorgeht. Daß es aber Hr. M. nicht als ein ſolches vorſtellen wollte, zeigen die Worte S. 33.

Aber Pſyche trotzt dem Neide:
Denn ſie danket ſich ihr Glück.

Die Elemente, nach De la Vergne, zeichnen ſich durch eine ſeltne Fülle von Sprache und Wohllaut, und die zwangloſe Nachbildung des dem Originale eigenthümlichen Tones aus. In folgenden Verſen, denen die übrigen glei-

Digitized by Google

chen, wird man nirgends eine Ueberſetzung ahnden:

Schon wandelt, in des Weltalls Mitte,
Die Erde mit gemeßnem Schritte,
Geruhig, ihre ſichre Bahn,
Und ihre weite Fläche füllen
Zahlloſe Thiergeſchlechter an.
Der blinde Trieb, der ihren Willen
Nach der Natur Gebot beſtimmt,
Er iſt ein Funke von dem Strahle,
Der in der Schöpfung Ideale
Und ihrem Herrn, dem Menſchen, glimmt.
Seyd mir gegrüßt, erhabne Weſen,
Hehr von Geſtalt, an Anmuth reich!
Zum Herrſchen wurdet ihr erleſen,
Der Gottheit Abglanz ruht auf euch.
Ihr Gatten, ihr, und du den Küßen
Fruchtbarer Lieb' entkeimte Saat,
Zählt eure Tage nach Genüßen
Und meßt nach Freuden euern Pfad u. ſ. w.

Eine Reihe von Elegien S. 118 ff. enthalten poetiſche Schilderungen zärtlicher Situationen, ſüße und ſchmerzhafte Erinnerungen, Wehmuth und Freude, in einer einfachen und ungekünſtelten Sprache, die ſich abſichtlich nah an die Regionen der Proſa hält. Es iſt billig, daß ſich flüchtige und leiſe Empfindungen auf eine anſpruchsloſe Weiſe ausſprechen. Ihnen folgen einige epigrammatiſche Gedichte dem Andenken der Freundſchaft gewidmet, auf Stroth, Schaz, Gotter und Garve, die vertrauteſten Freunde des Verfaſſers. In

der letzten Grabſchrift *Thyrſis* S. 147. iſt der Verf. wohl zu ſehr durch Reminiscenzen an die Grabſchrift in dem Dorfkirchhof von Gray und diejenige, welche die Sammlung der Schaziſchen Gedichte beſchließt — die ſchönſte Blume, welche dieſer geiſtreiche Dichter auf ſein frühes Grab gelegt hat — geleitet worden. — Das *zweyte* Buch der *poetiſchen Wälder* enthält wiederum mehrere Nachbildungen franzöſiſcher Dichter, unter denen die artige Epiſtel *an Clärchen*, nach Bernard, auch denen gefallen wird, die das Original in friſchen Andenken haben. Wie glücklich ſind folgende Verſe übergetragen:

C'eſt-là, Claudine, au plus beau de mes jours,
Que je te vis: j'y vis tous les amours,
Simple ſans art, belle ſans impoſture,
Ton teint naïf brillait de ſes couleurs:
Tes ſeuls appas compoſaient ta parure,
Et tes cheveux, bouclés à l'aventure,
Flottaient au vent ſous un chapeau de fleurs.
Je demelai ce feu dont la nature
Fait pétiller dans tes yeux ſéduiſans
Tous les deſirs d'un inſtinct de ſeize ans;
Cette candeur, cette vérité pure,
Et ce regard innocent et malin,
Lorſque tu vois l'albâtre de ton ſein
S'élever, croître ou décroître à meſure
Et s'arrondir ſous un corſet de lin.
Quand pour jouir de ta flâme ſecrète,
Je vais revoir ton ruſtique ſéjour,

Digitized by Google

Qu'il eſt plus doux, plus piquant pour l'amour
De chiffoner ta ſimple collerette
Que ces bijoux, ces clinquans de toilette,
Dont ſont chargés tous nos têtons de cour. etc.

Ja, Klärchen, dort im kleebedeckten Grunde,
Dort war es, wo ich dich, o wonnevolle Stunde!
Und alle Liebesgötter ſah.
Nachläſſig, ohne Kunſt und Täuſchung, ſtandſt du da,
Dein eigener Reiz war alles, was dich ſchmückte;
Dein eigener Carmin hob deiner Wangen Paar,
Und, durch ſich ſelbſt gelockt, entflatterte dein Haar
Dem runden Hut, von dem ein Röschen nickte.
O ich errieth ihn bald und deutete den Brand,
Der, ſechzehn Jahr genährt, nun unvermerkt erwachte,
Und ſo verführeriſch dein ſchwarzes Auge machte;
Die reizende Natur, die ſich noch nicht verſtand,
Die Einfalt, die beym Scherz noch an kein Arges dachte,
Und jenen Unſchuldsblick, der oft ſo ſchelmiſch lachte,
Wenn unbefangen deine Bruſt
Mit jedem Herzſchlag ſich verengte oder dehnte,
Und, fürs Corſet zu rund, ihm zu entfliehn ſich ſehnte.
O, Klärchen, Klärchen, welche Luſt,
Zu groß, als daß ich ſie mit einem Gotte theile,
Wenn zum Genuß ich in dein Hüttchen eile!
Um wie viel ſüßer iſts, von Klärchen angeblickt,
Ihr einfach Halstuch aufzuſchleifen,
Als allen Modetand und Klingklang abzuſtreifen,
Der unſrer Damen Buſen drückt.

Wir ſetzen noch ein ſehr artiges Madrigal hieher, das Hrn. M. eigenthümlich iſt. S. 184.

Amalie als Schäferin.

Willkommen, Königinn der Herzen!
Unkenntlich machen dich nicht Stab noch Hirtenkleid.
Dieß Auge, welches nie des Trübſinns Wolk' entweiht,
Dieß Lächeln, dieſer Mund zum Küßen wie zum Scherzen
Gebildet, dieſe Bruſt voll reger Zärtlichkeit,
Verrathen überall die Königinn der Herzen.
Und gingſt du, wie die Nacht, verſchleyert: dein Geleit,
Die holden Grazien, der Witz, die Fröhlichkeit,
Verriethen dich ſogleich als Königinn der Herzen.

Zunächſt auf die Poetiſchen Wälder folgt eine Beſchreibung Alexandriens unter Ptolemäus dem Zweyten, in Briefen des Römers Numer. Fabius Pictor an ſeinen Bruder Marcus, in zwey Sammlungen. Es iſt bekannt, daß als die Römer im J. d. St. 481. den Krieg gegen den Pyrrhus glücklich geendigt hatten, Ptolemäus Philadelphus eine Geſandſchaft und Geſchenke nach Rom ſchickte, theils um dem Senate zur Beſiegung eines ſo wichtigen Feindes Glück zu wünſchen, theils ſich ſelbſt dem römiſchen Volke zum Freund und Bundesgenoſſen anzutragen. Die Römer nah-

men dieſes Bündniß an und ſchickten den Conſular Gn. Fabius Gurges, in Begleitung des Fabius Pictor und Qu. Ogulnius, zweyer unterrichteten und der griechiſchen Sprache kundigen Männer, als Geſandten nach Alexandrien. Dieſe Begebenheit iſt die Grundlage der gegenwärtigen Briefſammlung, die man als eine ſehr wohlgelungene Nachahmung der athenienſiſchen Briefe und ähnlicher Werke betrachten kann, vor denen ſie noch den bedeutenden Vorzug hat, daß ſie die Anmuth des Vortrags mit gelehrter Gründlichkeit paart. Nach einer anſchaulichen und genauen Beſchreibung der Stadt, ihrer Häfen, ihres Clima's und ihrer Bewohner, führt uns der Verf. in das Muſeum, dieſe berühmte Anſtalt der Ptolemäer, die ſo vieles zu dem Glanze dieſer Könige und ihres Jahrhunderts beygetragen hat, und macht uns hier mit dem Kallimachus, dem Theokrit, dem Lykophron und dem Phliaſiſchen Timon bekannt. Der erſte ließt eben ſeinen Hymnus auf die Ceres vor, und Fabius theilt ſeinem Bruder einen Auszug deſſelben nebſt ſeinem Urtheil mit. Auf dieſe Sitzung folgt ein Beſuch in der Bibliothek und einige Nachrichten über die Entſtehung dieſer merkwürdigen Sammlung und ihren Zuſtand zu den Zeiten des zweyten Ptolemäus. Theokrit, ein aufmerkſamer Beobachter, theilt in einer beſondern Unterredung dem Fabius

ſein Urtheil über die nachtheiligen Folgen der hier hervorgerufnen Kunſt-Kultur mit, wobey vorzüglich Hrn. Heynens Abhandlung De genio aevi Ptolemaeorum zum Grunde gelegt iſt. Die vornehmſten Dichter jener Zeit werden bey dieſer Gelegenheit kurz und treffend beurtheilt, vorzüglich aber verweilt der Verf. bey Theokrit und der Geſchichte des bukoliſchen Gedichts. Die erſte Sammlung dieſer Briefe ſchließt mit einer epiſodiſchen Beſchreibung des Ammons-Tempels in Libyen, und die zweyte (II. Th. 323 S.) fängt mit hiſtoriſchen Nachrichten vom Ptolemäus Philadelphus an. Zunächſt folgt die berühmte Schilderung der Dionyſien, welche dieſer König feyerte, ſo wie ſie ſich aus dem Berichte des Kallixenus beym Athenäus (V. p. 196 — 203.) findet. Die Beſchreibung des unglaublichen Aufwandes, der ſich bey dieſer Gelegenheit zeigte, führt auf die Unterſuchung der Quellen des Reichthums von Aegypten. Dieſe ſind theils die Fruchtbarkeit des Landes, theils der ausgebreitete Handel, deſſen es ſich zu erfreuen hatte. Dieſer blühte ganz vorzüglich unter der Regierung des zweyten Ptolemäus, der es nach ſeiner Thronbeſteigung ſeine erſte Sorge ſeyn ließ, durch Anlegung dauerhafter Kanäle und bequemer Straßen dem öſtlichen und ſüdöſtlichen Handel eine beſtimmte Richtung zu geben und ihn, wo möglich, immer an Alexandrien

Digitized by Google

zu feſſeln. Zu dieſem Zwecke ſtellte er zuerſt den Kanal wieder her, der bereits von Darius Hyſtaspis nach dem arabiſchen Meerbuſen geführt, durch Zeit und Nachläßigkeit aber gänzlich verfallen war. Eine andre glänzende Unternehmung, welche den Handel zu befördern diente, war die Anlegung einer Straße durch die Wüſte, auf welcher die indiſchen und arabiſchen Waaren an den Nil gebracht werden konnten. Aus dieſen beyden Ländern und aus dem innerſten Aethiopien ſtrömten in Aegypten die koſtbarſten Waaren zuſammen und vermehrten die natürlichen Reichthümer dieſes Landes. Mit dieſen Betrachtungen ſchließt dieſe Sammlung von Briefen und ihnen ſind noch einige Bemerkungen über die obenerwähnte Stelle des Athenäus beygefügt, welche mehrere lehrreiche Winke enthalten, die bey einer künftigen Bearbeitung dieſer merkwürdigen Beſchreibung nicht überſehen werden dürfen.

Wir haben den Inhalt dieſer Briefe im Zuſammenhang angegeben, ob ſie gleich in beyde Bände des Werkes vertheilt ſind. Den zweyten eröfnet eine Sammlung von Gedichten aus dem Petrarca mit einer hiſtoriſchen Einleitung über die Geliebte Petrarcas und ihre Verhältniſſe zu dem Dichter, dem ſie ihre Unſterblichkeit verdankt. Dieſe Einleitung, die ein gedrängter Auszug der Mé-

moires von Sadé mit eigenen Bemerkungen des Vfs. iſt, darf von niemanden ungeleſen bleiben, der die Gedichte Petrarcas verſtehn und faſſen will. Uebrigens hat hier Hr. Manſo dasjenige wieder benutzt und vermehrt, was er über dieſen Gegenſtand in den Nachträgen zum Sulzer IV. 1. geſammelt hat, wo man auch einige der Ueberſetzungen dieſes Abſchnittes finden wird. Acht und dreyßig der ſchönſten und berühmteſten Gedichte Petrarcas ſind hier mit der dem Verf. eigenthümlichen Gewandheit übergetragen, und die wohlgelungene Arbeit ſelbſt zeigt, wie lieb er das Original gewonnen, wie vertraut er mit demſelben geworden ſey. Wir wollen zur Probe einige der berühmteſten Sonetten hier anführen:

Grazie ch' a pochi 'l ciel largo deſtina etc.

Tugend, wie der Himmel Wenigen verleiht,
Reize, wie ſie ſelten ſich hienieden paaren,
Graue Weisheit wohnend unter blonden Haaren,
Hoheit, Würd' und Adel in beſcheidnem Kleid;

Ungezwungne Sitten, weiſe Fröhlichkeit,
Himmliſche Geberden, die den Geiſt entzünden,
Spröden Sinn erweichen, ſtolzen überwinden,
Eine Silberſtimme, die das Herz erfreut;

Augen, deren Strahlen Gram und Freude ſenden,
Dem die Seele ſchenken, jenem ſie entwenden,
Die den Abgrund ſpalten und die Nacht zerſtreun;

Worte, die den Weiſen, eh' er's wähnt, bethören,
Und, gepaart mit Seufzern, ihn Empfindung lehren,
Seht an mir die Wunder dieſer Zaubereyn!

Wenn man hier einige Züge des Originals vermißt, andre ein wenig ſtärker hervor- oder weiter zurücktreten ſieht, wenn hin und wieder die Anordnung verändert iſt, ſo darf man nicht vergeſſen, woran Herr M. in der Vorrede S. IV. ſeine Leſer erinnert, daß jede Copie eines Dichters nur Annäherung an das Original ſeyn kann. Bey dieſem Sonnette wünſchten wir vornämlich die Worte in beſcheidnem Kleid (E'n umil donna alta beltà divina) verändert, weil gewiß die meiſten Leſer ſie eher im eigentlichen als im bildlichen Sinne verſtehen werden. Ungern vermiſſen wir das himmliſche Einhergehn, l'andar celeſte, in der Schilderung der Reize Laurens; und das eben ſo naive als innige E'l cantar che nell' anima ſi ſente, hätte wohl in etwas bedeutendern Worten ausgedrückt werden müſſen, um nicht zu ſehr zurück zu weichen. Augen, die den Abgrund ſpalten dünkt uns ein wenig hart und außer dem Ton des ſchönen, ſanft gehaltnen Colorits zu ſeyn. Das letzte Terzett befriedigt uns am wenigſten. Worte, die den Weiſen bethören können, würden doch nur ſüße und verführeriſche Worte ſeyn; aber Lauren's Worte ſind ſüß und belehrend, ſie erheben und begeiſtern ein edles Gemüth, il dir pien d'intelletti dolci ed alti. — In dem folgenden Verſe iſt das zweyte Hemiſtichium ein wenig zu nüchtern, vornäm-

lich in Vergleichung mit dem reizenden Bilde des Originals i ſoſpir ſoavamente rotti. —

Quando Amor i begli occhi a terra inchina etc.

Wann ſie, der Anmuth Bild, ihr Auge ſanft geneigt,
Die zarten Geiſterchen, die ihren Buſen heben,
Verſammelt, ſie zu Klang und Worten zu beleben,
Und nun zu meinem Ohr die Engelsſtimme ſteigt,

Dann ſchwindet mir die Welt, und Puls und Athem ſchweigt;
Dann wünſch' ich ſchnellen Flugs dem Leibe zu entſchweben
Und mit der Rede Hauch zum Himmel aufzuſtreben,
Der, was er Schönes hat, uns in der Holden zeigt.

Doch plötzlich ſiegt in mir ein ſüßeres Verlangen;
Der trunkne Geiſt begehrt mehr Töne aufzufangen,
Und freut ſich, daß er noch die Erde nicht verläßt.

So lenkt und gängelt mich die reizende Sirene,
Und löſ't, wie's ihr gefällt, durch ihre Zaubertöne,
Des Lebens Fäden auf und knüpft ſie wieder feſt.

Unter dem Titel Blätter aus dem Sagenbuche der Vorzeit hat Herr M. eine Reihe philoſophiſcher Dichtungen geſammelt, die zum Theil als Anhang zu Merciers Träumen, zum Theil in Beckers Erholungen mit Vergnügen und Beyfall geleſen worden ſind. Eine gefällige und dem Leben angemeſſene Weisheit theilt ſich hier unter anmuthigen Bildern in einer ſchönen und fließenden Spra=

Digitized by Google

che mit; das zarte Gewebe der Poeſie umfließt den ernſten Stoff mit einem hellen, zarten und durchſichtigen Schleyer, der ihm einen geheimnißvollen Reiz mittheilt. Dieſe wenigen Aufſätze beurkunden das entſchiedene Talent des Verf., die Ideen der Philoſophie in gefälligen Formen in das Leben einzuführen, und wir ſind überzeugt, daß mehrere Leſer mit uns wünſchen werden, er möchte von dieſem gewiß nicht gemeinen Talente noch öftrer Gebrauch machen. — **Ueber den griechiſchen Roman.** Eine eben ſo unterhaltende als befriedigende Abhandlung über einen Gegenſtand, der in unſerm romanreichen Zeitalter das Intereſſe des Publikums auf ſich ziehen muß. Der Verf. hat ſich bemüht, den verworrenen Stoff zu ordnen, und die Dunkelheiten deſſelben ſo weit als möglich aufzuklären. Die mileſiſchen Mährchen des Ariſtides, deren Schlüpfrigkeit in dem Alterthum berühmt war, können vielleicht den erſten Anſtoß zu Erfindung des Romans gegeben haben; aber das wahre Vorbild deſſelben ſcheint Antonius Diogenes geweſen zu ſeyn, in deſſen unglaublichen Merkwürdigkeiten das Thema angegeben war, welches die folgenden Romanenſchreiber zu variiren pflegten. Mit der Geſchichte der Liebenden, welche die Grundlage dieſes Werkes ausmachen, hat er eine Menge abentheuerlicher Beſchreibungen erdichteter Länder gepaart, und

iſt dadurch zugleich der Stifter einer eignen Klaſſe von Romanen geworden, die Herr M. unter der Aufſchrift erdichtete oder romanhafte Reiſebeſchreibungen zuſammenfaßt. Die zweyte Klaſſe ſind ihm die Zaubermährchen, oder die Geſchichten der durch magiſche Künſte in Thiere verwandelten Menſchen, in denen Lucius aus Patrá den Ton angegeben hat. Die dritte Klaſſe von Romanen beſteht aus einer Reihe ziemlich natürlich angelegter und durchgeführter Liebesgeſchichten, deren Verfaſſer ſämmtlich zwiſchen dem zweyten und fünften Jahrhundert lebten. Für den Repräſentanten dieſer Gattung erklärt Hr. M. den Heliodor, dem, wo nicht der Zeit, doch dem Werth nach, die oberſte Stelle gebührt. Wir wollen das Kunſturtheil, welches er über die ſechs, auf unſre Zeiten erhaltenen Liebesgeſchichten fällt, hier kurz zuſammen ziehen: In den Begebenheiten, die ſie enthalten, kann man weder die Erfindung noch die Anordnung bewundern. Sie bilden ein weitläuftiges, buntes, nicht ein anziehendes, ſchönes Gemälde — eine große Fläche, wo das Auge von einer Parthie zur andern forteilt, ohne auf einer beſonders zu haften, weil keine aus dem Ganzen hervortritt, oder durch die Beziehung, in welcher ſie mit dem Ganzen ſteht, Aufmerkſamkeit erregt. Die Verfaſſer derſelben ſcheinen ſich mit den erſten flüchtigen Eingebungen

Digitized by Google

der Phantaſie begnügt zu haben, und es bedurfte keines großen Dichtertalentes, um ſolche Entwürfe hervorzubringen. Eben ſo wenig verräth ſich ein ſchaffender und belebender Geiſt in der Bildung und Darſtellung der Charaktere. Sie ſind alle mehr oder weniger flach, Weſen oder Schatten von Weſen, dergleichen Tag für Tag auf der Bühne der Welt umhergleiten, ohne einen bleibenden Eindruck zu machen. Unter ſolchen Umſtänden kann man auch auf große und reichhaltige Situationen wenig rechnen. Vielen fehlt es an Wahrheit, andern an Wahrſcheinlichkeit, wenige entſpringen aus der Handlung oder den Geſinnungen der Perſonen, die meiſten erzeugt das Ohngefähr oder die Willkühr des Dichters. Deſto umſtändlicher mahlen dagegen alle die Aeußerungen der Leidenſchaften und vernünfteln über die Entſtehung derſelben; auch iſt keiner, der nicht in redneriſche Beſchreibungen über Gegenden und Kunſtwerke ausſchweifte und oft bis zum Ueberdruß bey ihnen verweilte. Der einzige wahre Vorzug, auf welchen ſie, im Ganzen genommen, Anſpruch machen dürfen, iſt die Reinheit und Zierlichkeit der Sprache. Sie haben ſich alle mit der Lektüre der vorzüglichſten Schriftſteller ihres Volkes genährt und ſich den Ausdruck derſelben zugeeignet. Aber wenn auf der einen Seite dieſe gelungene Nacheiferung ergetzt, ſo läßt ſich doch auf der andern

nicht läugnen, daß ſie oft in eine ſklaviſche Nachahmung übergeht. Ueberdem iſt das Verdienſt einer netten und gereinigten Schreibart nicht allen im gleichen Maaße und ſelbſt den beſten unter ihnen nicht in dem Grade eigen, daß nicht oft neu geprägte Wörter, geſuchte Ausdrücke und falſcher Schmuck es mannigfaltig beſchränken ſollten. — Nach dieſer allgemeinen Würdigung bemüht ſich der Verf. einige beſondere Fragen aufzulöſen, zu denen die Geſchichte und Beſchaffenheit des Romans Veranlaſſung giebt. Warum entwickelte er ſich ſo ſpät? Ohne Zweifel weil die erdichtete Erzählung von Umfang und Wichtigkeit einmal durch Homer an eine durchaus dichteriſche Darſtellung gebunden worden, und dieſer nicht entbehren zu können ſchien. Dieſe Form aber begünſtigte die Erzählung ſo verwickelter Begebenheiten nicht, welche den Inhalt der griechiſchen Romane ausmachen. Der Roman konnte ſich daher nicht entfalten, ſo lange die epiſche Erzählung und der epiſche Vortrag Homers das Muſter für jede poetiſche Erzählung und jeden poetiſchen Vortrag war. Es ereignete ſich in Griechenland gerade das Gegentheil von dem, was in Frankreich und England geſchehn war. So wie hier die Thaten der Ritter unter den Händen fabelnder Geſchichtſchreiber das abentheuerliche Gepräge empfingen, aus dem die romantiſchen Dichter und ſpäterhin die Roma-

Digitized by Google

Romanenſchreiber ſo vielfältigen Vortheil zogen, ſo erhielten in Griechenland die National-Mythen, von ihrer erſten Bearbeitung an, einen Charakter, der dem Zwecke des Epikers und Lyrikers auf das vollkommenſte entſprach, der Abſicht des Romans aber deſto ärger entgegenſtrebte. Daß aber auch der pſychologiſche Liebesroman, deſſen Sphäre das gewöhnliche ſittliche Leben iſt, ſich nicht früher in Griechenland entwickelte, erklärt Hr. M. auf eine treffende Weiſe aus der häuslichen Lage der Griechinnen und dem geringen Grade der ſittlichen Bildung, deren ſie ſich zu rühmen hatten.

Der Verf. beſchließt ſeine Abhandlung mit einer Reihe von Betrachtungen über die Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Klaſſen des griechiſchen Romans und über die Urſachen, welche jeder ihren eignen Charakter aufdrückten. Bey den mileſiſchen Mährchen des Ariſtides läßt ſich nicht über ungewiſſe und unbefriedigende Vermuthungen hinausgehn; die romantiſchen Reiſebeſchreibungen aber leitet Hr. M. aus dem, ſeit Xerxes und noch mehr ſeit Alexanders Zug rege gewordenen Hange nach der Kenntniß fremder Reiche und Völker ab, welcher eine Menge von Länderbeſchreibern weckte, die, wenig um die Wahrheit bekümmert, die ſonderbarſten Nachrichten zuſammenrafften und ſo den Betrug und die Leichtgläubigkeit auf mannigfaltige Weiſe beförderten. Es

entſtanden Robinſonaden, deren Verfaſſer in dem Geſchmacke des Kteſias und Jambulos ſchrieben, und die ſich vornehmlich in dem Zeitalter Luzians, der ſie in ſeinen Veris Hiſtor. und De ſcribenda Hiſtoria lächerlich macht, vermehrt zu haben ſcheinen. Auch die zweyte Klaſſe von Romanen, welche die Zaubermährchen in ſich begreift, hält Hr. M. für ein Erzeugniß der Zeit und der Umſtände. Man weiß, welche Fortſchritte die Magie in dem erſten und zweyten Jahrhundert nach Chr. G. gemacht, und wie ein falſcher Pythagorismus allmählig ein Syſtem von Theurgie und Magie entwickelt hat, welches die Kräfte der Natur dem Menſchen unterwarf, und dem blindeſten Aberglauben alle Wege öfnete. In dieſer Zeit war es, wo die Verwandlungen des Patrenſer Luzius, die unglaublichen Erzählungen des Damascius und andre ähnliche Mährchen aus dem Wunderglauben hervorgingen. Gelegentlich beſtreitet hier Hr. M. Wielands Behauptung, daß der Patrenſer Luzius gar nicht exiſtirt, ſondern aus Luzians bekanntem Werke gleichſam erſt entſtanden ſey, und ſtellt ſelbſt die Hypotheſe auf, daß Luzian in dem Eſel, eben ſo wie in der wahren Geſchichte, einen ſatyriſchen Zweck gehabt und eine gewiſſe Klaſſe von abentheuerlichen Erzählern habe verſpotten wollen. Dieſe Hypotheſe würde freylich den Vorwurf eines Plagiates am beſten von Lu-

Digitized by Google

zian entfernen, wenn nur in dem Werke ſelbſt die ſatyriſche Tendenz einigermaaßen angedeutet, die Ironie etwas hervorſtechender wäre. Da dieſes aber nicht iſt und das Werk ganz füglich ernſthaft gemeynt ſeyn könnte, ſo muß man entweder zu andern Hypotheſen ſeine Zuflucht nehmen, oder man muß geſtehn, daß ſich Luzian die Satyre hier ungemein leicht gemacht habe. Dieſe letztere Einwendung hat auch Hr. M. nicht überſehn (S. 251.), aber es dünkt uns, als ob er ſie allzuleicht zurückgewieſen habe.

Wie die dritte Klaſſe der natürlichen Liebesgeſchichten entſtanden ſey und die vorigen Gattungen verdrängt habe, läßt ſich mit Zuverläßigkeit nicht beſtimmen. Vielleicht hatten jene abentheuerlichen Dichtungen Ueberdruß erweckt; vielleicht hatten ſie niemals ein ſonderliches Aufſehn erregt. Nachdem man aber einmal erdichtete Begebenheiten in Proſa geſchrieben hatte, konnte dieſe Gattung von ſelbſt entſtehn. (Die Grundlage dazu war offenbar in dem Roman des Antonius Diogenes gelegt. Wenn man das abentheuerliche hinwegließ, womit er ſeine Liebesgeſchichte durchwebt hatte, ſo blieb gerade das Thema übrig, welches die ſpätern Romane erfüllt.) Die Aehnlichkeit ihres Inhaltes deutet auf ein gemeinſchaftliches Urbild hin. Stürme auf dem Meere und Schiffbrüche, Entführungen der Geliebten

durch Räuber zu Waſſer und zu Lande, Opferungen, die ſo eben vollzogen werden ſollen und durch ein glückliches Ohngefähr oder eine ſchlaue Liſt vorübergehn, verliebte Nachſtellungen, denen die Liebenden nicht ohne Gefahr ihrer Beſtändigkeit und Treue entrinnen — ſolche und ähnliche Ereigniſſe ſind der Stoff, aus denen die Fabeln aller ihrer Liebesgeſchichten gewebt ſind. Dieſelbe Aehnlichkeit herrſcht auch in der ganzen Behandlung und Ausſchmückung. Herr M. vermuthet, daß Heliodor der Vater dieſer Gattung war und daß er ihr Loos entſchieden habe. Zuletzt macht er noch eine ſehr gegründete Bemerkung über die Sprache derſelben. Sie reden zu ihren Leſern durch das Organ einer vielfach gebildeten fügſamen und wohl bearbeiteten Sprache. Eine ſolche geſchickt zu handhaben und ſich claſſiſch in ihr auszudrücken, gibt dem Schriftſteller noch keine Anſprüche auf ächtes Verdienſt. Dieſes kann ihm erſt dann zugeſtanden werden, wenn er zugleich angemeſſen und zweckmäßig ſchreibt. Ueberall aber zeigt ſich in den Romanendichtern der verderbte Geſchmack ihres Zeitalters in Künſteley, Uebertreibung und Ueppigkeit.

In den Erläuterungen und Belegen, welche dieſer Abhandlung zugegeben ſind, handelt der Verf. von den verſchiedenen Klaſſen der erotiſchen Schriftſteller, über den Ariſtides, den Antonius Diogenes und Jambli-

Digitized by Google

chus (Hr. M. zeigt, daß der erſtere nicht ſo alt ſeyn konnte, als Photius glaubte) und die übrigen Romanenſchreiber. Als Probe der Manier dieſer Dichter wird der ganze Inhalt des Werkes von Heliodor und eine der Kunſtſchilderungen aus dieſem Romane mitgetheilt.

Die kurzen Auszüge, welche wir aus den einzelnen Aufſätzen dieſer vermiſchten Schriften gegeben haben, werden die Reichhaltigkeit derſelben hinlänglich darthun und den Wunſch erregen, daß Herr M. ihnen noch mehrere ſo inhaltreiche Bände nachfolgen laſſen möge.

Digitized by Google

V.

Salomon Geßner's Briefwechſel mit ſeinem Sohne; während dem Aufenthalte des Letztern in Dresden und Rom, in den Jahren 1784 — 85 und 1787 — 88. Bern und Zürch, bey H. Geßner. 1801. 332 S. 8. *)

Dieſer Briefwechſel muß jedem gebildeten Leſer von unverdorbenem Gefühl einen ſchönen Genuß gewähren, weil er ihn in einen Kreis vortreflicher Menſchen führt, die im Beſitz der ſeltnen Kunſt ſind, höhere Bildung mit der reinſten Stimmung unverkünſtelter Natur zu paaren. Beſondern Werth aber hat das Buch für den jungen, emporſtrebenden Künſtler, der in Salomon Geßner's Rathſchlägen und in der Art, wie Konrad Geßner ſie benutzt und ihnen zuvoreilt, eine praktiſche Anweiſung,

*) Dem Titel gegen über ſteht eine willkommene Zugabe, Salomon Geßner's Sommerwohnung im Sihlwald, gezeichnet von Meyer, mit leichter Hand radirt von König.

Digitized by Google

auf dem ſicherſten Wege zum wahren Schönen zu gelangen, findet. Vorzüglich gilt dieß für den angehenden Landſchafter, den Pferde- und Schlachtenmaler; am meiſten für einen jungen Maler, von dem man etwa mit Grund hoffen könnte, was der Vater S. 260 an den Sohn ſchreibt: „Ich vermuthe aus Allem, du werdeſt Dich doch zuletzt in dem Fache der Wouwermans oder Berghem feſtſetzen; allenfalls — was aber eben kein Leichtes iſt — noch mit Veredlung der Gegenſtände, zumal der menſchlichen Figur.“ Der Theil der Briefe, der Landſchaftsmalerey betrift, kann als Commentar zu Geßner's bekanntem Brief an Füßlin dienen.

Gern begleitet man den Jüngling aus dem väterlichen Hauſe über München (S. 5. f.) nach Dresden in das Haus des Malers Graf, dann auf die Gallerie (S. 41. f.), in die Antikenſäle und in die reizenden Gegenden um Dresden, die ihm zu Studien nach der Natur dienen; wie z. B. nach Liebethal S. 148. f. Sein biedrer, oft naiver Ton, hie und da durch einen Zug drolliger Laune gehoben, ſein natürliches Gefühl für alles Schöne, ſein edles Weiterſtreben zu einem beſtimmten Ziel, vergnügt den Leſer, auch da, wo es dem Urtheil noch an Präciſion, der Schreibart noch an Correktheit fehlt. Mit Wohlgefallen bemerkt man den Fortſchritt in beyden. Es verſteht

ſich alſo, daß die Briefe aus Italien in dieſer doppelten Rückſicht den Vorzug verdienen. — S. 15 und 114 iſt Reinholds Schreibfehler für Reynolds.

Verſtändig, zum Theil lehrreich, ſind die Urtheile des jungen Künſtlers über ſeine Muſter: in der Landſchaft Ruysdael, Berghem, van Everdingen, Claude Lorrain, Pouſſin, S. 135. 136. 147. 153. 230. f.; in Pferdeſtücken und Schlachten Wouwermans, Bourgignon und Rugendas, S. 63. f. 101. f. Am erſtern Orte ſagt er: „Wie natürlich und ungekünſtelt gruppirt ſich nicht Alles in Wouwermans Compoſition! Alles, bis auf Kleinigkeiten, iſt mit Reinlichkeit und ohne ängſtlichen Fleiß ausgeführt. Seine Pferde und Figuren ſind faſt wie Mignatur, und doch voll Leben und Intereſſe.... Bourgignon zeichnete oder malte die Pferde vielleicht noch correkter als Wouwermans (?), und Rugendas iſt in meinen Augen, in Rückſicht der Zeichnung, der Raphael der Pferdemaler. Seine Pferde alle ſind im großen Styl, voll Feuer und Charakter, und ich ziehe ſie, das herrliche Colorit ausgenommen, Wouwermans Pferden noch vor; letztere haben freylich ungemein viel Anmuth und Natur: nehme man aber ſeinen zierlichen Pinſel und das herrliche Colorit weg, ſo ſind Rugendas Pferde gewiß richtiger gezeichnet

und edler.“ —— „Nach keinem, auch ſelbſt nach Rugendas nicht, werd' ich mich ausſchließend bilden; ich werde die Anmuth des Einen und die Richtigkeit der Zeichnung des Andern benutzen, um in der Natur meine Muſter zu finden.“ Von Bourgignon ſagt er an der andern Stelle: „Er wird neben Wouwermans in Abſicht auf Natur immer verlieren, ſo groß mir auch ſeine Compoſition ſcheint, die das Wilde und Schreckende des Schlachtgetümmels mit ſo viel Feuer und Kraft darſtellt. Bey ihm und einigen andern großen Meiſtern hab' ich bemerkt, daß auf Compoſition und Effekt alles berechtet iſt. Aber wie fein fühlt nicht Wouwermans noch daneben; wie weiß er Alles bis auf Kleinigkeiten auszudrücken, wo hingegen die andern es nur im Großen und überhaupt zu fühlen, aber nicht wirklich auszuführen verſtanden.“ u. ſ. w. Von Bourgignon fügt Geßner der Vater S. 107 hinzu: „B. hat große Verdienſte; aber er macht durch ſeine Habitüde im Gruppiren oft frappante Sachen für den erſten Moment, ohne vielen Aufwand von Nachdenken. Er ſcheint geglaubt zu haben, es gehöre zum Charakter des Bataillen-Gemäldes, daß er mit Farbe und Pinſel eben ſo wüthe und tobe, wie es ſeine Figuren thun müſſen.“

Intereſſant werden dem Kunſtliebhaber auch gelegentliche Nachrichten ſeyn, z. B. die von

der Dresdner Gemäldeausſtellung im J. 1785. S. 112. f., zumal da in unſrer Bibliothek keine darüber vorhanden iſt. Reichhaltigern Stoff dieſer Art gewährte der Aufenthalt in Rom. Mancher damals dort lebende ausländiſche Künſtler wird mit ein Paar Worten geſchildert, wie S. 211. f. Sablet, mit dem Konrad G. zuſammen wohnte, Denis S. 259, 323; Moore S. 226. 322. f. Unter den franzöſiſchen Penſionärs fand er 1787 Künſtler von vorzüglichen Anlagen, z. B. in einem Fache, das vom ſeinigen nicht ſehr entfernt lag, einen damals jungen Künſtler Golfier, deſſen Jakob und Rahel in einer Landſchaft S. 258 gelobt wird. — Von Reifenſtein's Wachsmalerey S. 213. f. Von Hackert S. 215 etwas zweydeutige Aeußerungen. Ueber Kunſtwerke Roms wird man gerade nichts Neues, aber manches Gute, gut ausgedrückt, finden.

Während Konrad Geßner's Aufenthalt in Rom ſtarb, erſt 24 Jahr alt, ſein Freund Kirſch, ein Schüler Caſanova's (S. 117. 284. ff.) Mit wehmüthigem Vergnügen ſetzen wir hieher, was Konrad G., der ihn ſchon in Dresden kennen gelernt hatte, von ihm ſagt: „Seine hiſtoriſche Compoſition war die ſchönſte Poeſie, und er bildete ſich in Rom nach dem Größten in der Kunſt, mit einem Verſtande und ausdauernder Kraft, die ihn zum

Künſtler des erſten Ranges gehoben hätten. Daneben las und ſtudirte er ununterbrochen die Alten; Homer und Virgil in ihrer Urſprache." — Ante diem rapiuntur boni! — Das edle Betragen eines jungen ſpaniſchen Geiſtlichen, Don Gineſe, ſeines Krankenwärters, S. 287. f. würd' ich auszeichnen, wenn nicht, wofern ich mich anders recht entſinne, Moritz (der damals in Rom war, auch mit Konrad G. und andern Künſtlern oft umherzog und ihnen auf ihren Künſtlerwallfahrten Stellen der Alten vorlas) es ſchon erzählt hätte.

Als Konrad eine Weile in Rom iſt, fängt ihm ſein Fach an zu mißfallen: aus Gründen, die man leicht erräth. Doch hält er weislich feſt. Sehr verſtändig ſagt er: „H. Roos und Berghem ſtudirten und lebten in Rom, und blieben jeder bey ſeinem Fache; der erſtere ſtudierte Landſchaft, Architektur und ſchönes Vieh, und ward groß und geſchickt, die treue Nachahmung der Natur und den Schmelz der Berge und Lüfte des leztern, erblick' ich hier an jedem ſchönen Abend. Ueberhaupt ſcheint mir die niederländiſche Kunſt, wenn ich ſie als Malerey betrachte, neben der italiäniſchen immer noch großen Werth zu behaupten, und ich gebe ihr, die wenigen echten Meiſter der leztern ausgenommen, noch den Vorzug. Ein oft vernachläßigtes Colorit, und ein angenommener Styl, läßt uns doch ſo gerne zu

der einfachen Natur der erſtern zurückkehren. Aber freylich verſtunden es denn die wenigen Großen des hiſtoriſchen Faches, Alles mit einander zu verbinden; ihre Compoſition iſt edel und einfach; einige wenige Figuren, auf welche ſie den größten Fleiß wandten, und die ſie wohl ausſtudirten, machen das ſchönſte Gemälde. Dieſe Figuren ſprechen und handeln; da iſt alles voll Geiſt und Leben; keine einzige Nebenſache bloß um den Platz auszufüllen — und doch nichts Leeres; wo hingegen in der großen Compoſition der Neuern, wie ſie dieſelbe nennen, einige Dutzend Figuren, nebſt noch vielem andern Zeug, den Raum zwar einnehmen, aber nicht ſprechen, nicht handeln — nicht das liebliche Ganze ausmachen, was dem Auge ſo wohl thut und die Seele beſchäftigt. — Den Wenigſten glückt es, dieſes zu geben; dazu erfodert es den Geiſt eines Raphaels, die ſchöpferiſche Kraft eines Michael Angelo, und die Zauberey eines Corregio. Nein! wenn ich ſehe, wie ſelten ſie ſind, dieſe eigentlichen Meiſter hiſtoriſcher Kunſt: dann ſoll mich, Alles erwogen, nichts in meinem Fache, das ſich ja auch veredeln läßt, irre machen. — Ein ſchönes Pferd, eine ſchöne menſchliche Figur, in einer wohlgewählten Landſchaft, geben ſchon ein ganz hübſches Bild — und dann ſteht es ja nur bey mir, dieſen Figuren durch Handlung mehr Leben und In-

tereſſe zu ertheilen. Ein ſchön gemalter Karngaul an einem Sandport hat, ſo wie jede treue Nachahmung ſolcher Gegenſtände, freylich auch ſchon ſeinen Werth; aber dennoch bleibt er ein Sujet, kaum der Arbeit werth — oder es bedarf denn doch ganz des zarten Naturgefühls und der Delikateſſe der Ausführung eines Wouwermans, um nicht bloß das Auge zu intereſſiren. Aber ſchöne Natur zu wählen, und ſie darzuſtellen, das heiß ich wahre Kunſt." Dieß gedachte Urtheil enthält gewiß viel Wahres, und ſchien uns, als eine der beſten Stellen in Konrads Briefen, des Abſchreibens werth. Natürlicherweiſe iſt es auch nach dem Sinne des Vaters, der in Bezug darauf S. 246 ſchreibt: „Die größten Künſtler des hiſtoriſchen Faches haben ſich nie oder ſelten jene abſurde Intoleranz erlaubt, und ſich daher oft mit Vergnügen in andern Fächern verſucht. Jeder, der mir lebhafte, angenehme und edle Gefühle durch glückliche Nachahmung zu erregen weiß, ſie ſeyen aus welchem Fache ſie wollen, iſt meiner ganzen Achtung werth. Wird nicht Anakreon eben ſo ewig bewundert werden, wie Homer? Thomſon iſt, mir wenigſtens, in ſeinen Jahreszeiten, wo er ſo mannigfaltige Gegenſtände der Natur mit ſo lebhaften Farben malt, größer als in ſeinen Trauerſpielen; und wer bewundert nicht Virgils Hirtengedichte neben ſeiner Aeneis! Frey-

lich gehört dem Fache der erſte Rang, das den größten Aufwand von Genie und Kenntniſſen fodert. Aber das reduzirt ſich auf ſehr Wenige, die dahin gelangen; und es werden noch tauſend und tauſend hiſtoriſche Bilder von Helden mit zerriſſenen Geſichtern und wüthenden Gebehrden mit Recht von der Wand genommen werden, um einem Lorrain, Ruysdael, oder einem andern Platz zu machen, der mich — durch wahre Darſtellung von Gegenden, welche auch in der Natur bezaubern würden, oder durch ruhige, glückliche, häusliche Scenen — mit angenehmen Gefühlen von Wahrheit und Gefälligkeit aufhält."

Die ausgezogenen Stellen werden hinreichen, um Künſtler und Kunſtliebhaber, denen etwa dieſe Anzeige früher als das Werk ſelbſt in die Hände fallen ſollte, auf das letztere begieriger zu machen. Angehende Künſtler werden in Salomon Geßner's Briefen vorzüglich an folgenden Stellen goldne Regeln für ſich finden: S. 11. 20. 73. 111. 122. 124. 142. 261. 262. 275. ꝛc.

Unter den Briefen finden ſich auch einige von Salomon Geßner's noch lebender Gattin, einer geb. Heidegger. Sie muß eine herrliche Frau ſeyn, ſchon nach dieſen Briefen: in ihrer Art eine Cornelia.

Glückliche Menſchen! ſagt ſich der Leſer, wenn er Salomon Geßner's Idyllenleben

im Sihlwald mit anſieht, und bedauert nur, daß es nicht von noch långerer Dauer war. Einen Monat vor dem Schlagfluß, der dem Leben des liebenswürdigen Dichters ein Ende machte, ſchreibt Heinrich Geßner, der åltere Sohn, an Konrad (S. 314. f.): „Nur ſelten wird die immer gleiche Heiterkeit unſers theuern Vaters, die Alles mit ſo viel Liebe umfaßt, durch etwas Dúſternheit unterbrochen; und dann iſt er dennoch liebevoll wie immer. So gab er mir letzthin auf eine Art eine Lehre, die mein ganzes Leben hindurch unaustilgbar in meiner Seele haften wird; und ich kann nicht umhin, dieſe ſchöne Scene, die mir noch lange in der lebhafteſten Erinnerung bleiben wird, Dir mitzutheilen; er ſprach ohnehin zu Dir und mir. — Es war am letzten Sonntag Abends. Wir ſaßen beyde in unſerer Stube, und ſahen den Abend am důſtern Horizont ſich neigen; ich erſuchte Papa mir eine Feder zu ſchneiden, welches er ſogleich übernahm. Nach einigem Momenten trat ich wieder in das Zimmer, und fand nun von ſeiner Hand, auf meinem Portefeuille, mit großen Buchſtaben geſchrieben: Unglück iſt des Menſchen Prüfung. Du denkſt Dir's, wie überraſcht ich war. Erſtaunt ſah' ich ihn an, und fragt' ihn: Um Gotteswillen! was haben Sie mir da hingeſchrieben? Freundlich lächelnd gab er mir zur Antwort: „Es fiel mir ſo aus

der Feder, als ich die neugeſchnittene probiren wollte." Wir ſchwiegen beyde einige Zeit ſtill; Papa bemerkte meine Unruhe, und ſah mich bedeutend an. „Ich ſehe wohl," ſagt' er mir mit einem mir ewig unvergeßlichen, freundlichen Tone, „daß Dich's beunruhigt; ich will Dir's hier durchſtreichen; aber dafür laß Dir's ja in deinem Kopf und Herzen nie durchgeſtrichen ſeyn." — Ich war ſehr bewegt, er aber ſo heiter und froh, als wenn er dadurch dieſen ſchönen Moment noch unvergeßlicher hätte machen wollen.

Hier ſchließe ich dieſe Anzeige. Rec. hat auch für die geſorgt, die in Gedanken den Menſchen vom Künſtler trennen, und den Menſchen noch mehr lieben, als den Künſtler.

Epi-

Digitized by Google

VI

Epiſteln. Zum Anhange vermiſchte Gedichte. Abdrücke für Freunde. Magdeburg 1801. 11 Bogen. 8.

Dieſe kleine Sammlung von Gedichten iſt eigentlich nicht für das größere Publicum beſtimmt. Nicht nur Titel und Vorbericht ſagen, daß ſie bloß als Abſchrift angeſehen werden ſoll, auch in der Zueignung an meine Freunde heißt es:

Das Ohr der Welt ſoll nicht mein kleines Spiel
ermüden.
Wenns meinen Freunden nur gefällt:
So mögen auf des Ruhms Gefieder
Sich Stolz're heben! Brauchen's dieſe Lieder?
Ihr Freunde ſeyd mir meine Welt.

Indeſſen enthält ſie gleichwohl ſoviel ſchöne Stücke, daß ſie mit Recht hoffen darf, auch in einem zahlreichen Zirkel ihr Glück zu machen.

Ihr Verfaſſer, Friedrich von Köpken, der mehrern unſerer Leſer, wenn nicht aus andern Zeitſchriften, doch gewiß aus dem deut-

ſchen Merkur bekannt ſeyn wird, gehört, wie er ſelbſt ſagt, und ſeine Verſuche beſtätigen, zu den Dichtern aus der franzöſiſchen Schule. Eine kühne Erhebung des Geiſtes und eine blühende Phantaſie wird man daher ſo wenig, als eine aus dem Gegenſtande einzig hervorgehende und von allem ſubjectiven Einfluſſe ſich frey erhaltende Darſtellung, wie das fleißige Studium der Alten zu gewähren pflegt, bey ihm finden; aber eine heitere Anſicht der Welt und des Lebens, frohe Weisheit, leichter ſokratiſcher Spott, Klarheit im Ausdrucke und eine größtentheils reine Sprache und gefällige Verſification, — dieſe und ähnliche Eigenſchaften vergnügen hier, wie ſie in den Gedichten eines Bernis und Greſſet vergnügen.

Die Epiſteln ſelbſt gehören, außer dreyen, die den beyden eben genannten franzöſiſchen Dichtern nachgebildet ſind, dem Verfaſſer und verdanken ſämmtlich ihr Daſeyn, wie es uns ſcheint, beſondern Veranlaſſungen. Vielleicht iſt keine ihrer Stelle unwerth; ſollten wir indeß die nach unſerer Meinung gehaltreichſten auszeichnen, ſo wäre es die erſte an Göcking, die dritte an Gleim, die eilfte an Rötger, die funfzehnte an ein Paar junge Mädchen und die zwanzigſte an Matthiſſon. Folgende Stelle aus der erſten iſt ungemein launigt. Der Dichter hat uns geſagt, daß er ſchon in der Zeit eines Uz und Kleiſt die Muſen lieb ge-

wonnen habe, aber daß ſeine Liebe nicht laut geworden ſey.

Was konnt' ich auch o Freund, fährt er fort,
mit ihnen zu der Zeit,
Als noch die Polizey ſehr ſtreng' auf Zünftigkeit
Am Pindus hielt, wohl anders machen?
Die Findelhäuſer, unterm Schild
Von Blumenleſen, Taſchenbüchern, Almanachen,
Die man mit junger Dichter Kindern füllt,
Und wo man, wie du ſelbſt, als Herr Direktor
Von einer ſolchen Anſtalt, weißt,
Oft neben einem Sohn vom Hektor
Auch einer Phryne Kind dem Tode mild entreißt;
Die guten Stiftungen, wo Viele
In unſern Tagen nur zu leicht
Die Kinder aus verſtohlner Liebe Spiele,
Im ſüßen Rauſch oft viel zu früh erzeugt,
So väterlich dem Untergang entziehen,
Und ſchlau des Cenſors Straf' entfliehen,
Die hatten in dem Publikum
Damahls noch nicht ihr Privilegium.
So blieben denn, nach alter guter Sitte,
Die Kinder meiner Muſ' in väterlicher Hütte.

Aus der funfzehnten in einem mehr ernſten Ton verfaßten Epiſtel geben wir, als Probe des didaktiſchen Ausdrucks, nachſtehende Stelle.

Zu dieſer Unart, zu der ſchnippſchen Laune neigt
Am leichteſten das Mädchen in den Jahren,
Wo, in dem Ton der Welt noch unerfahren,
Sie ſich zuerſt den größern Zirkeln zeigt,
Im Alter zwiſchen Vierzehn, Sechzehn Jahren.

Jtzt, da das Kind zur Jungfrau übergeht,
Da ihre Blüth' aus halb nur offner Knoſpe ſtrebet;
Der junge Buſen ſchwillt, ſchon ſanft ſich ſenkt und hebet;
Sie Nymphenhaft dahin im ſchlanken Wuchſe ſchwebet,
Und jeden Reiz Natur entwickelt und erhöht;
Jtzt, da ein ſüßeres Gefühl noch nicht
Zu ihrem unbefangnen Herzen ſpricht:
Wie leicht iſt's da, daß Stolz die leere Stelle füllet?
Man weiß, ein Reiz, der ſich nur eben erſt enthüllet,
Lockt oft die feinern Kenner mehr,
Als Schönheit, die ganz aufgeblühet,
In vollem Glanz ihr Auge ſiehet. —
Wann ſich um ſolch ein junges Mädchen her
Ein größrer Schwarm Bewundrer dränget,
Als reifre Schönen wohl umringt:
Iſt's Wunder, daß ſie ſelbſt, wer weiß wie viel ſich dünkt?
Doch ach! mit jedem Jahr verenget
Sich dieſer ſchmeichelhafte Kreis,
Wenn ſie durch Anmuth nicht und Geiſt zu feſſeln weiß.

Leſer von etwas höhern Anſprüchen werden wahrſcheinlich den Schluß dieſer Stelle zu matt finden, und in der That möchten wir den Verfaſſer, wenn auch hier, doch anderwärts nicht, gegen ähnliche Beſchuldigungen in Schutz nehmen. Was mehrern in dieſer Gattung arbeitenden Dichtern begegnet iſt, daß ſie den leichten Ausdruck mit dem proſaiſchen verwechſeln, und oft nur noch durch Reim und Syl-

benfall uns erinnern, daß wir Poeſie leſen, daſſelbe, ſcheint uns, iſt zuweilen (man vergleiche S. 56. 67. und andere) auch unſerm Dichter wiederfahren. Man vermißt hie und da die nöthige Sorgfalt in der Wahl der Worte, Bilder und Wendungen, — die Feilung, die den Styl hebt, ohne ihn gerade mehr, als der Gegenſtand fodert oder verlangt, zu erhöhn. Die Wörter iſolirt, Bankier, Credit u. ſ. w. thun auch in der leichten poetiſchen Gattung keine gute Wirkung, und wenn die kurzen Sätze und der zerſchnittene Periode in ihr nicht an der unrechten Stelle ſind, ſo verſchmäht ſie doch darum den vollen hinreißenden Fluß der Rede nicht, ſondern ſcheint ihn vielmehr von Zeit zu Zeit gern in ſich aufzunehmen. Ueber einige, theils unrichtige theils falſch geordnete Reime mit dem Verfaſſer zu rechten, wäre Kritteley.

In dem Anhange ſind wir auf einige wahrhaft gefällige Lieder, wie unter andern Freuden der Kinderjahre, und Amor ein Schmetterling, und auf zwey oder drey Oden voll Wärme und Kraft geſtoßen. Hier eine Schilderung aus der Ode, die Tafelfeſte überſchrieben:

Mächtiger, als in Orkus Schlünden Pluto,
Herrſcht des Erebus Sohn, der Tod hier, ſchwenket,
Statt des Wurfpfeils, Galliſcher Köche Dreyzack,
Sichrer zu morden.

Seine Gehülfen, gleich der Hölle Geiſtern,
Stehen um ihn, und kochen aus des heißern
Indus Würzen, feineres Gift, des Schlemmers
Gaumen zu reizen.

Zehrendes Feuer wird's ihm! Raſtlos ſtürzt er,
Den tantaliſchen Durſt zu löſchen, theurer
Weine Fluth aus wechſelnden Gläſern in ſich;
Immer vergebens.

Lieblicher Trauben Feuergeiſt — uns Labung
Im ſokratiſchen Becher — ſtrömt der Flammen
Mehr noch in die Adern ihm, zeugt ſtatt Frohſinns
Dumpfe Betäubung.

Bleichen Harpyen gleich, ſchwebt kranker Ekel,
Unmuth, gähnende Schlafſucht um die volle
Silberſchwere Tafel: das Leichenmahl der
Heiteren Freude! —

Nicht minder ſchöne Stellen könnten wir aus **Vergeſſenheit** und **Denkfreyheit** ausheben: aber Stücke, wie dieſe, verdienen ganz geleſen zu werden.

VII.

Briefe über die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie von Schiller. Berlin, bey Unger. 1802.

Erſter Brief.

Ich bin nicht weniger ungewiß über den Begriff des Romantiſchen, als Sie ſelbſt, und bekenne gern, daß ich durch die Aufklärungen unſerer Kritiker nicht aufgeklärter geworden bin. „Das Romantiſche, ſagt der eine, ſteht zwiſchen dem Hiſtoriſchen und dem Fabelhaften, zwiſchen dem Natürlichen und dem Wunderbaren mitten inne. Es iſt das erſtere in das letztere verkleidet.“ Ein zweyter meynt, „das Romantiſche entſtehe, wenn die Einbildungskraft ihren Zauber über die Geſchichte ausgieße, und das magere Skelett durch eigene Schöpfung mit Fleiſch und Haut bekleide und mit den zärteſten Tinten färbe.“ Ein dritter thut auf eine Definition des Romantiſchen freywillig Verzicht und ſucht durch

die Vergleichung der alten und neuen Poeſie mit zwey verwandten Künſten uns zur Einſicht in das Weſen des Romantiſchen zu verhelfen. „Die alte Poeſie, lehrt er, (und ich werde mich ſo genau, als möglich, an ſeine Worte halten,) giebt uns, wie die Bildhauerkunſt, Sinnenwahrheit. Beyder Formen ſind ſcharf begränzt und harmoniſch vollendet, und Klarheit, — die Folge der beſtimmten Begränzung, — und Ruhe, — die Folge der vollendeten Harmonie, — die Wirkungen, die ſie auf den Beobachter hervorbringen. Die neuere Poeſie, der Mahlerey ähnlich, gewährt, wie dieſe, nur Sinnenſchein. Es finden in ihr keine begränzten Formen Statt, weil ihr eigenthümlicher Charakter das Streben nach dem Unendlichen iſt; die Schönheit kommt in ihr nicht zur Erſcheinung, weil gerade in dieſer ſich das Unendliche, auf das ſchärfſte begränzt, darſtellen muß; und Klarheit und Ruhe verſchwinden, jene, weil die Form dem Beſchauer nicht unmittelbar entgegen rückt, und dieſe, weil das Wechſelverhältniß nicht vollendet iſt. Aber eben darum wirft die moderne Dichtung, wie die Mahlerey, ein Medium zwiſchen ihre Geſtalten und ſucht alle Diſſonanzen mehr in dem Farbenſpiele, als in den Formen, die ſie in die Ferne zurücktreten läßt, zu löſen, und dieſer Farbenzauber iſt es, in welchem das Romantiſche und deſſen eigenthümliche Eigenſchaften,

Digitized by Google

— Sinnenſchein, Ahnung und mildernde Ferne, im Gegenſatz von Sinnenwahrheit, Beſtimmtheit und Nähe, begründet ſind.“

Die Unzulänglichkeit der beyden erſten Verſuche, den Charakter des Romantiſchen zu beſtimmen, liegt, dünkt mich, am Tage. Wenn eine romantiſche Darſtellung nichts weiter erfodert, als daß eine natürliche und an ſich wahre Begebenheit auf eine wunderbare Art vorgetragen, oder gar nur durch die Einbildungskraft verſchönert, alſo dichteriſch bearbeitet werde, ſo gewinnt das Gebieth des Romantiſchen plötzlich eine unendliche Ausdehnung. Die epiſchen Gedichte Homers und Virgils, die noch vorhandenen und verloren gegangenen Argonautika, nebſt allen Herakleen und Theſeiden der Vorzeit, gehören der romantiſchen Gattung an; und ſelbſt an romantiſchen Tragödien fehlt es dem Alterthume nicht mehr. Was hätte einen ſo verſtändigen Dichter, wie Schiller iſt, bewegen können, ſeine Tragödie als eine romantiſche anzukündigen, wenn er bloß auf das ihr beygemiſchte Wunderbare im Allgemeinen hindeuten und uns zu verſtehen geben wollte, daß er uns ein zwar an ſich wahres oder hiſtoriſches, aber durch ſeine Einkleidung als wunderbar erſcheinendes Ereigniß, oder gar nur eine einfache Geſchichts-Erzählung, ausgeſtattet und geſchmückt mit den Farben einer reichen Phantaſie, vorhalten werde?

Zu der dritten Erklärung, oder Beſchreibung, oder Andeutung des Romantiſchen, (ich weiß nicht, welcher Ausdruck der ſchicklichere iſt,) ſcheint Kant in der Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft S. 204., oder vielmehr Schiller ſelbſt in ſeiner vortrefflichen Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung, vorzüglich durch die S. 103 in einer Note aufgeſtellte Vergleichung zwiſchen plaſtiſchen und muſikaliſchen Dichtern, die Veranlaſſung gegeben zu haben. Was ſein durch allzugroße Kürze etwas undeutlich werdender Epitomator meynt, iſt, denke ich, folgendes. Die antike Poeſie, will er ſagen, beherrſcht die Einbildungskraft durch die durchgängige Beſtimmtheit ihrer Formen. Ihr Zweck iſt möglichſt vollſtändige Nachahmung der Wirklichkeit und ihre eigentliche Kunſt die Kunſt der Begränzung. Durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit übt ſie ihre Macht über uns aus und ihre in ſich vollendete (abſolute) Darſtellung befriedigt und beruhiget die Seele. Der moderne Dichter dagegen arbeitet darauf hin, einen beſtimmten Zuſtand des Gemüths hervorzubringen, ohne daß er hierzu eines beſtimmten Gegenſtandes bedarf. Sein Zweck iſt die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideale und ſein Streben iſt auf das Unendliche gerichtet. Durch Ideen und hohe Geiſtigkeit bemächtigt er ſich unſers Gemüths, aber ſeine Darſtellung eines

in ſich Vollendeten (Abſoluten) iſt nicht plaſtiſch, nicht beſtimmt genug für die Anſchauung, ſondern bloß beſtimmt und begränzt für den Verſtand. So, glaube ich, geleitet von Schillers eben ſo gründlicher, als faßlich ausgedrückter Idee, ſeinen Nachfolger verſtehen zu müſſen und ſo weit bin ich auch mit ihm einverſtanden. Wenn er aber, zurückgehend auf ſeine Vergleichung zwiſchen moderner Poeſie und Mahlerey, das Romantiſche durch einen figürlichen Ausdruck, — durch poetiſches Farbenſpiel erklärt und es für das Mittel hält, die Mißverhältniſſe in den nicht ſcharf genug begränzten, nicht plaſtiſch genug dargeſtellten Formen zu löſen, ſo geſtehe ich gern, daß ich weder den Unterſchied zwiſchen Modern und Romantiſch gehörig faſſe, noch begreife, warum gerade einzig die Jungfrau von Orleans, und nicht auch Maria Stuart und Wallenſtein romantiſche Tragödien heißen ſollen: denn beyde dürften wohl ſchwerlich auf das Lob vollkommen begränzter Darſtellungen Anſpruch machen. *)

Doch wozu ein längeres Verweilen bey willkührlichen Beſtimmungen und Erklärungen,

*) Nach der Erklärung eines vierten, iſt das romantiſche Gedicht ein ſolches, das nicht für den Verſtand, ſondern nur für die Phantaſie wunderbar iſt. Aber wer mag behaupten, daß von der letztern das Uebernatürliche in der Jungfrau von Orleans aufgefaßt und als ſolches erkannt werde?

an deren keine vielleicht der Dichter gedacht hat? Das Wort romantiſch iſt nicht erſt ſeit heute und geſtern in unſerer Sprache; es iſt ſchon lange und in vielfacher Beziehung von unſern Schriftſtellern gebraucht worden. Laſſen Sie uns, ohne Rückſicht auf den Sinn, den Schiller damit verbindet, unterſuchen, welchen Begriff man bisher an dieſen Ausdruck geknüpft hat.

Man ſagt von einer unwahrſcheinlichen Erzählung, ſie klinge romanhaft. Ausſchweifende und ſchwer zu erfüllende Ideen und Wünſche heißen romanhafte. Die Unternehmung Bonapartes auf Aegypten wurde von vielen als ein romanhafter Entwurf getadelt. Dagegen ſagt man von einer Burg, die ſich auf einem Fels über einen See erhebt, oder von einer am ſteilen Bergabhange gegründeten Stadt, die von einer grünen Wildniß umgeben wird und in ein liebliches Thal hinunterſieht, ſie habe eine romantiſche Lage. Einem Mahler, der ſolche Anſichten ſchildert, eignet man einen romantiſchen Styl zu. Der wüthende Roland und Oberon werden für die berühmteſten romantiſchen Gedichte der Welſchen und Deutſchen gehalten. In allen dieſen Redensarten ſind die gebrauchten Ausdrücke die eigenthümlichen und können nicht mit einander vertauſcht, oder für einander geſetzt werden. Aber in folgender Vergleichung eines unſerer berühmten Denker:

„So wie der Witz und die kalt überlegende Vernunft der Schwärmerey ungünſtig ſind, ſo iſt eine dichteriſche Einbildungskraft, die nicht durch Kenntniſſe und Gelehrſamkeit genährt, noch durch den Verſtand geleitet wird, zum Ungeheuern, Romantiſchen und Schwärmeriſchen geneigt;“ könnte unſtreitig mit demſelben, wo nicht mit größerm Rechte, für Romantiſch, Romanhaft ſtehen. Worin kommen beyde Ausdrücke überein? und worin unterſcheiden ſie ſich?

Beyde Wörter, denke ich, bezeichnen, (und darauf führt ſchon die eben angezogene Stelle,) eine Abweichung oder Entfernung von dem Gewöhnlichen. Aber dieſe Abweichung kann auf doppelte Art gedacht werden. Entweder man erlaubt ſich keine Veränderung in der körperlichen und geiſtigen Natur, ſondern begnügt ſich, das Beſtehende auf eine neue Weiſe zu ordnen und zu verbinden, oder man verändert die Natur ſelbſt. Für das erſte bedient ſich unſere Sprache des Wortes Romanhaft, für das zweyte des Wortes Romantiſch. Ich will mich genauer erklären.

Wenn man eine an ſich wahre Geſchichte romanhaft findet, was will man dadurch anders andeuten, als daß die in ihr vorkommenden Ereigniſſe zwar innerhalb dem Kreiſe der Wirklichkeit liegen, aber in ihrem Zuſammenhange und ihren Folgen von der gewöhnlichen Erfah-

rung gänzlich abweichen. Wenn man einen Menſchen romanhafter Begriffe in der Liebe anklagt, was giebt man ihm anders Schuld, als daß er auf eine Vereinigung von Reizen, Tugenden und Vollkommenheiten rechnet, die zwar in der Wirklichkeit zuweilen, aber in der Regel doch nur in Romanen gefunden werden? Wenn man die Pläne eines Eroberers romanhaft nennt, was zeigt man anders an, als daß er in der wirklichen Welt einen Zuſammenfluß von günſtigen Umſtänden vorausſetze, dergleichen man in ihr nicht vorausſetzen kann? Nicht ſo beym Gebrauche des Wortes Romantiſch. Wer eine Gegend romantiſch nennt, will dadurch anzeigen, daß die Natur und ihre bildende Kraft nicht innerhalb ihrer gewöhnlichen Gränzen ſtehen geblieben ſey, ſondern ſie verlaſſen und ſich in einer außerordentlichen Schöpfung geäußert habe. Wer von einem romantiſchen Zeitalter redet, verſteht darunter das Zeitalter der Ritter, einer Klaſſe von Helden, die ihren Mann mit einem Säbelhiebe von oben bis unten ſpalteten und durch das Meer von Gibraltar nach Ceuta hinüberſchwammen. Wer endlich von romantiſchen Gedichten ſpricht, denkt immer an einen Orlando, Oberon und ähnliche Rittergedichte: denn in ihnen werden die gewöhnlichen Bedingungen der Wirklichkeit aufgehoben, und die Phantaſie herrſcht nach Willkühr; mit andern Worten, die Dichter je-

Digitized by Google

ner Werke erhöhn und benutzen für ihren Zweck nicht bloß die unter den Bedingungen der Erfahrung und dem Anſehn eines geheiligten Glaubens ſtehenden Weſen und Kräfte der Körper- und Geiſter-Welt, ſondern verändern die Natur ſelbſt und bilden ſie um.

Zweyter Brief.

Ich kann mir die erſte Bemerkung, die Ihr Brief enthält, ſehr wohl gefallen laſſen, oder vielmehr, ich bin ganz Ihrer Meinung, daß Romanhaft und Erdichtet und Romantiſch und Abenteuerlich, ſich, nach meiner Beſtimmung, einander berühren *) und eben darum die Wörter Romanhaft und Romantiſch in Fällen, wo einer dieſer an ſie geknüpften Nebenbegriffe erweckt werden ſoll, noch oft mit einander verwechſelt werden, ungeachtet der Sprachgebrauch ſich auch hierin geläutert hat und ſchwerlich Jemand noch in unſern Tagen den Alciphron einen romantiſchen Briefſteller nennen wird. Wenn indeß Romanhaft und Romantiſch durch die ihnen beygemiſchten Ideen zuweilen als Synonymen behandelt und für

*) So nennt man z. B. die Idee eines Königes, aus Liebe zu einem Hirtenmädchen, Thron und Reich aufzugeben (alſo aus ſeiner Welt herauszugehn) und ſelbſt ein Hirt zu werden, romantiſch oder abenteuerlich.

einander geſetzt werden, ſo ſind ſie doch im Grunde nichts weniger, als Synonymen, ſondern bezeichnen in der That ganz verſchiedene Begriffe.

Ungleich bedeutender iſt für mich Ihre zweyte Bemerkung. „Das Wort Romantiſch, ſagen Sie, iſt, nach dem gegebenen Begriffe, mit dem Wunderbaren ganz einerley, und die Rüge, die Sie ſich gegen die Beſtimmung eines Ihrer Vorgänger erlauben, trifft Sie ſelbſt. Homer und Klopſtock verändern die Natur ſo gut, wie Arioſt und Wieland, und ich ſehe nicht ein, warum, nach Ihrer Erklärung, die Ilias und der Meſſias nicht eben ſo gut romantiſche Gedichte heißen ſollen, wie Orlando und Oberon.“ Erlauben Sie mir zu meiner Rechtfertigung, Ihnen meine Gedanken über den Unterſchied, der zwiſchen dem Wunderbaren Statt findet, vorzulegen.

Ungeachtet alles Wunderbare aus einer gemeinſamen Quelle, aus dem Ueberſinnlichen, ſich ableitet, ſo kann man doch eine doppelte Verſchiedenheit, die hier obwaltet, unmöglich verkennen. Die eine Art des Wunderbaren entſteht, wenn, es ſey auf den Grund einer Sage, oder eines verjährten Aberglaubens, immer aber durch dichteriſche Willkühr, fremde Kräfte der ſinnlichen für uns begränzten und beſtimmten Natur geliehen oder in ſie aufgenommen, und die Geſetze der letztern durch die Ein-

Digitized by Google

Einwirkung der erſtern aufgehoben und verletzt werden. Die zweyte Art, ich möchte ſie die heilige oder geheiligte nennen, entſpringt, wenn ein allgemeiner Volksglaube eine überſinnliche Welt, einen Olymp und einen Orkus, einen Himmel und eine Hölle ſich ſchafft und ſelbige mit der ſinnlichen Welt verknüpft. Die erſte Art iſt die eigentliche und gewöhnlichſte Quelle des Romantiſchen und giebt einer Menge phantaſtiſcher Weſen und Wirkungen den Urſprung, die zweyte kann es werden.

Die Sphäre der durch religiöſen Glauben gebildeten überſinnlichen Natur iſt nämlich entweder unbegränzt, nimmt, was Ueberlieferung und Phantaſie ihr zuführen, willig auf und heiligt das Aufgenommene, oder das religiöſe Wunderbare macht eine für ſich beſtehende, in ſich geſchloſſene und nach feſten Normen beſtimmte und geordnete Welt aus. Jenes war der Fall bey den Griechen. Die Phantaſie ihrer Dichter fand in dem Gebiethe der Mythologie einen freyen Spielraum. Sie konnten die ihnen gegebene überſinnliche Welt vielfach ausbilden, ohne ſie verändern zu dürfen, und ſie erweitern, ohne aus ihr herauszugehn. Aber eben darum hat auch das Romantiſche zu der griechiſchen Poeſie keinen Zutritt erhalten. Dieſes findet in der chriſtlichen Religion Statt. Die überſinnliche Welt, an die ſie uns zu glauben beſiehlt, iſt ſchlechterdings ein in

ſich vollendetes Ganzes, und was wir von ihr wiſſen können und wie wir ſie uns denken ſollen, in unſern ſo genannten heiligen Büchern feſtgeſetzt. Dem Dichter, der den Stoff zu ſeinen Dichtungen aus ihr entlehnt, iſt es daher nicht, wie den Griechen, erlaubt, ſie mit neuen Weſen und Kräften zu bevölkern, noch die Natur der in ihr beſtehenden umzubilden, nicht erlaubt, die letztern, außer der Sphäre, die ihnen die Schrift anweiſt, zu brauchen, noch ihre Wirkſamkeit über den Zeitraum, den ſie ihr zueignet, auszudehnen. Nimmt er ſich ſolche Freyheiten heraus, läßt er ſeine Phantaſie in dieſem Gebiethe willkührlich walten, ſo wird die überſinnliche Welt eine Quelle des Romantiſchen für ihn werden und ſeine Dichtungen den Charakter des Romantiſchen tragen.

Ich will mich, zur Beſtätigung meiner Meinung, weder auf Taſſo, deſſen befreytes Jeruſalem nicht bloß durch die ritterlichen Thaten ſeiner Helden und die Zaubereyen Armidens, ſondern auch durch die Theilnahme der Engel und Teufel ſeinen romantiſchen Anſtrich erhalten hat, noch auf diejenigen Dichter berufen, welche die Heiligen des Himmels bald ernſthaft bald ſcherzhaft in ihre Gedichte gemiſcht und dieſen dadurch die romantiſche Farbe gegeben haben. Aber an zwey Dichter und den verſchiedenartigen Erfolg ihrer Behandlung

des Unſinnlichen, — an Klopſtock und Milton werden Sie mir, Sie zu erinnern, vergönnen. Man rühmt den erſten, und rühmt ihn mit Recht, wegen der durchgängigen Zweckmäßigkeit, Uebereinſtimmung und Würde, die in ſeinem epiſchen Gedichte und in allen Charakteren und Handlungen der darinn verflochtenen überſinnlichen Weſen ſich offenbart. Man tadelt in dem zweyten, und mit eben dem Grunde, mehrere Dichtungen als ausſchweifend, anſtößig und ſeltſam. Mich dünkt, die Urſache dieſer Erſcheinung ergiebt ſich aus dem, was ich geſagt habe, von ſelbſt. Klopſtock iſt nie aus dem Gebiethe des Ueberſinnlichen herausgegangen, ſondern hat ſich vorſichtig innerhalb der Sphäre gehalten, in welche ihn ſeine Aufgabe einſchloß, Milton hat ſie verlaſſen. Der eine hat ſich ſo beſtimmt in alle Bedingungen und Vorſtellungen, welche die Schrift der Geiſterwelt beylegt, gefügt, und beyde ſeinen Dichtungen ſo geſchickt angepaßt, daß wir in dieſen durchaus nichts wahrnehmen, wozu jene ihn nicht berechtigten. Der andere hat ſich den Geſetzen der Analogie nicht durchgehends unterworfen. Der Deutſche weiß bey aller Lebendigkeit ſeine Phantaſie zu mäßigen und im Zügel zu halten, der Engländer läßt ſie öfters nach Willkühr herrſchen. Der erſte, um meine Sprache zu reden, hat nie romantiſch gedichtet, der zweyte dagegen iſt mehrmahls

in das Gebieth des Romantiſchen ausgeſchweift und dadurch in das nahe liegende des Abenteuerlichen gerathen.

Ich glaube itzt Ihren Einwurf hinlänglich beantwortet zu haben. Nicht das Wunderbare überhaupt, ſondern bloß eine beſondere Art des Wunderbaren, die, wie Ihnen gewiß nicht entgehen wird, ausſchließend der modernen Poeſie angehört, giebt den Begriff des Romantiſchen.

Dritter Brief.

In der Anwendung meiner Idee ſind Sie mir bereits zuvorgekommen. Allerdings ſind wir, wenn uns eine Oper im neueſten Styl angekündigt wird, ſchon im voraus auf Gnomen, Feen und Geiſter, auf Kürbiſſe, aus denen Menſchen hervorgehn, und auf Menſchen, die in Thiere verwandelt werden, ſo gefaßt und vorbereitet, daß, uns dieß durch den Zuſatz romantiſch anzudeuten, unnöthig ſeyn würde. Nicht ſo mit dem Trauerſpiele. Außer den Geiſter-Erſcheinungen bey Shakspeare, (und dieſe fallen überdem in ein gläubiges Zeitalter und wurden damahls für Natur genommen,) iſt es auf unſerer tragiſchen Bühne ſo ziemlich natürlich, ja, man möchte faſt ſagen, allzu natürlich zugegangen und die Täuſchung wenigſtens von der Seite nicht geſtört worden.

Digitized by Google

Eine Ausnahme hiervon macht die Jungfrau von Orleans. Der Glaube an Wunderkraft und aus ihm entſpringende Kraftäußerungen, der längſt ſchon aufgehört hat Glaube zu ſeyn, erhält hier ſeine volle Gültigkeit wieder, und Gott und der Menſch, der Himmel und die Erde treten in eine unmittelbare Verbindung. Eine Gottbegeiſterte erſcheint und handelt unter dem Einfluſſe einer höhern unſichtbaren Macht. Sie empfängt himmliſche Offenbarungen, weiß, ohne Mittheilung von außen, was geſchehen iſt, und ſieht voraus, was geſchehen wird. Die Thaten, die ſie verrichtet, und die Geſinnungen, die ſie verräth, liegen außerhalb den Gränzen ihres Geſchlechts, ihrer Erziehung und ihrer bisherigen Lebensweiſe. Durch ein Wundergebet zerreißt ſie die Ketten, die ſie feſſeln, und ſetzt ſich in einem der entſcheidendſten Augenblicke in Freyheit. Schon am Rande des Grabes, richtet ſie ſich, wie von einer fremden Gewalt gehoben, noch einmahl auf und das Roſenlicht des Himmels ſcheint ihre Sendung von neuem zu beſtätigen. Sie ſehen, der Dichter hat kühn genug die Schranken der Natur erweitert *) und, wenn ich anders den

*) Wenigſtens für den, der den Kreis des chriſtlich Wunderbaren für geſchloſſen hält. Schwärmeriſche Lavaterianer und rechtgläubige Katholiken können anders fühlen: aber hoffentlich wird man deren Gefühl nicht als Inſtanz geltend machen.

Digitized by Google

Begriff des Romantiſchen richtig faßte, ſein Werk mit allem Rechte ein romantiſches genannt.

Weit eher könnte man zweifeln, ob er es mit gleichem Rechte auch eine Tragödie genannt habe, zweifeln, nicht, weil unſre äſthetiſchen Lehrbücher uns andere Geſetze für die Tragödie vorſchreiben, als Schiller befolgt hat, ſondern weil ſeine eigene Theorie mit ſeinem Werke im Widerſpruche ſteht.

Gewiß erinnern Sie ſich noch des ſchönen Genuſſes, welchen uns ohnlängſt die, in dem dritten Theile der proſaiſchen Schriften Schillers aufgenommene, Abhandlung über das Pathetiſche gewährte. Wir bewunderten beyde den Gehalt ſeiner Ideen für den forſchenden Denker und ihre Fruchtbarkeit für den ausübenden Künſtler; wir freuten uns, hier, was ſo ſelten in unſrer Sprache iſt, Tiefſinn mit Klarheit gepaart zu ſehn, und ſtellten manche Vergleichung zwiſchen ihm und andern, itzt Aufſehen erregenden, Kunſtrichtern an, ohne auch nur einen Augenblick ungewiß zu ſeyn, wem der Vorrang gebühre. Gleich im Anfange jener Abhandlung heißt es: „Darſtellung des Leidens, als bloßen Leidens, iſt niemahls der Zweck der Kunſt, aber als Mittel zu ihrem Zwecke iſt ſie derſelben äußerſt wichtig. Der letzte Zweck der Kunſt iſt die Darſtellung des Ueberſinnlichen, und die tragiſche Kunſt insbe-

ſondere bewerkſtelligt dieſes dadurch, daß ſie uns die moraliſche Unabhängigkeit von Naturgeſetzen im Zuſtande des Affekts verſinnlicht. Nur der Widerſtand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freye Princip in uns kenntlich; der Widerſtand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geſchätzt werden. Soll ſich alſo die Intelligenz im Menſchen als eine, von der Natur unabhängige, Kraft offenbaren, ſo muß die Natur ihre ganze Macht erſt vor unſern Augen bewieſen haben. Das Sinnenweſen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da ſeyn, damit das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun und ſich handelnd darſtellen könne.“ Wir waren mit der Richtigkeit dieſer Behauptung, die man als das Thema der ganzen Abhandlung betrachten darf, vollkommen einverſtanden; wir hielten die Grund-Idee des Verfaſſers mit andern Ideen über das Weſen und den Zweck der tragiſchen Kunſt zuſammen, und ſie erſchien uns als die erſchöpfende; wir prüften an ihr den Gehalt mehrerer Trauerſpiele, und ihre Wahrheit bewährte ſich überall. Auch Wallenſtein, auch Maria Stuart erkannten wir als Beyſpiele zur Regel, und erwarteten um ſo viel mehr ein Gleiches von der Jungfrau von Orleans. Wir haben ſie geleſen und aufführen ſehn, haben uns beyde geſtanden, daß ſie uns die Foderungen

einer Tragödie nicht zu erfüllen ſcheine, und uns von der Urſache unſerer Empfindung Rechenſchaft zu geben verſprochen. Ich will verſuchen, Ihnen das Reſultat meiner Prüfung in wenigen Worten mitzutheilen.

Die Jungfrau von Orleans iſt offenbar ein Weſen, das unter doppelten Bedingungen, unter ſinnlichen und überſinnlichen, ſteht und das ganze Stück hindurch in einer doppelten Beziehung erſcheint. So lange ihr Herz ſich der Eindrücke der Liebe erwehrt, iſt ſie der Menſchheit gleichſam entnommen und an die Schranken der irdiſchen Natur nicht gebunden. Sobald ſie der Liebe unterliegt, weicht die höhere Kraft plötzlich von ihr; die Menſchheit macht alle ihre Rechte und Anſprüche geltend, und die Meiſterinn des Schickſals tritt zurück in den Kreis der beſchränkenden Nothwendigkeit. Allmählig wird ſie ihrer Leidenſchaften wieder Herr und durch Reue und Büßung ausgeſöhnt mit dem Himmel. Von dem Augenblicke an ſtellt ſich ihr altes Verhältniß von neuem her. Sie genießt der Unterſtützung der Gottheit, überwältigt mit ſtarkem Arme die Feinde Frankreichs und beſiegt ſelbſt die Schreckniſſe des Todes auf eine Art, die uns die Theilnahme einer unſichtbaren Macht ahnden läßt. Welchen Einfluß hat dieſer zwiefache Charakter der Heldinn auf das Stück, als Tragödie?

Digitized by Google

Mich dünkt, einen ſolchen, wie Schiller ſelbſt, ſeinen Aeußerungen gemäß, weder wünſchen noch beabſichtigen konnte. In den drey erſten Aufzügen, in denen Johanna unter dem Schutze Mariens handelt, ſind in der That alle Quellen des Pathetiſchen gänzlich verſchloſſen. Wir ſehen in ihr nichts, als die Kriegerinn, die, des Beyſtandes von oben genieſſend, ſich mit ihrem unüberwindlichen Schwerte überall freye Bahn macht, alle Heere und Feldherrn, die ſich ihr zu widerſetzen erdreiſten, niederwirft und ihrem Ziele, den König der Franken in Rheims zu krönen, ungehindert mit raſchen Schritten entgegeneilt. Hier offenbart ſich nirgends ein Kampf oder ein Widerſtand der innern Natur gegen den Andrang der äußern. Wir erblicken nur ohnmächtige Verſuche phyſiſcher Kräfte gegen ein faſt überirdiſches Weſen, eine Reihe von Gefechten und Schlachten, deren Erfolg uns nicht einmahl lebhaft beſchäftigt, weil er, ſo lange Johanna, die Heilige und Reine, an der Spitze ſteht, weder zweifelhaft iſt, noch zweifelhaft ſeyn kann.

Dieſer durchaus epiſche Gang des Stücks ändert ſich nach der Scene mit Lionel, oder mit dem Anfange des vierten Aufzugs. Johanna, von irdiſcher Liebe überwunden, hat ihre Anſprüche auf höhern Schutz verloren. Das Band zwiſchen ihr und dem Himmel iſt aufgelöſt; ſie

ſteht ganz unter ſinnlichen Bedingungen und erſcheint von nun an als eine gewöhnliche hülfloſe Sterbliche. Ihre, wie ſie glaubt, durch das Gefühl der Liebe befleckte Unſchuld dünkt ihr ein Verbrechen und erzeugt einen innern immerwährenden Kampf, der ihr unſre ganze Aufmerkſamkeit und Theilnahme erwirbt. Wir erkennen „das moraliſche Selbſt, das ſich der blinden Gewalt des Inſtinkts entzieht, und fühlen jenen verbiſſenen ſtummen Schmerz, der bey der Natur keine Hülfe findet, ſondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, ſeine Zuflucht nimmt. Das Pathos und die tragiſche Kraft offenbaren ſich von dieſem Augenblicke an in der Hinweiſung auf das Ueberſinnliche.“

Aber beydes verſchwindet auch, ſobald Johanna wiederum aus dem Bezirke der Sinnenwelt in das Gebieth des Romantiſchen und Uebernatürlichen eintritt. Eine fremde Kraft erhebt ſie von neuem über ſich ſelbſt. Jede ſchmerzliche Empfindung hört auf und der innere Kampf verliert ſich in dem Gefühle der zurückkehrenden Gnade der höhern Mächte. Selbſt ihr Tod ſteht mit der ganzen Handlung und mit allem, was Johanna nach dem Zuſammentreffen mit Lionel erfahren und geduldet hat, in gar keiner Beziehung und unterſtützt die tragiſche Wirkung ſo wenig, daß es zweifelhaft bleibt, ob wir ihn für zufälliges

Ereigniß oder für eine Belohnung, welche die Himmliſchen ihrer Heldinn angedeihen laſſen, zu nehmen haben.

Sie ſehen, wenn Schiller dem Zwecke der tragiſchen Kunſt, wie er ihn ſelbſt beſtimmt, in der Jungfrau von Orleans genügen wollte, er ihm nur in den beyden letzten Akten des Stücks und auch hier nur unvollkommen genügt hat: denn hoffentlich wird man doch den Zuſammenhang zwiſchen den frühern und ſpätern Akten nicht darein ſetzen, daß die Auszeichnungen des Glücks, die Johanna in jenen genießt, den Leiden, welche in dieſen über ſie kommen, zur Folie dienen ſollen.

Vierter Brief.

„Aber, ſagen Sie, wie? wenn es dem Dichter gar nicht in den Sinn kam, uns ein wahres Trauerſpiel zu geben? wenn er dieſes Wort abſichtlich vermied und dafür das zweydeutigere Tragödie brauchte? wenn er vielleicht ſelbſt den Zuſatz romantiſch wählte, um anzudeuten, daß ſeine Heldinn zur Hälfte einer andern Welt angehöre, und nicht ganz nach den Bedingungen der ſinnlichen Natur zu beurtheilen ſey?“

Ich glaube allerdings, daß dieſe Anſicht die richtige iſt. So wenig es Schiller dem Kunſtrichter einfallen wird, den Maßſtab des Pathos an alle Stücke ſeines großen Vorbil-

Digitized by Google

des Shakspeare zu legen, ſo wenig kann Schiller des Dichters Meinung ſeyn, ſich dieſem Maßſtabe unbedingt unterwerfen zu wollen. Wer ſeinem Genius trauen darf, mag immerhin den gewöhnlichen Pfad verlaſſen. Er wird nicht an dem Ziele, wo man ihn erwartet, anlangen, aber er wird ſicher ein anderes finden, deſſen Entdeckung ſeine Anſtrengung belohnen wird. Mich dünkt, dieß iſt der Fall mit der Jungfrau von Orleans. Ich will mich erklären.

Wenn wir in Schillers jüngſten Drama eine eigentliche Tragödie zu finden hofften, ſo gaben zu dieſer Hoffnung unſtreitig ſeine beyden frühern Stücke die erſte Veranlaſſung. Wallenſtein und Maria Stuart genügen der Foderung, deren Erfüllung man Jedem, der eine tragiſche Aufgabe zu löſen verſpricht, zunächſt anmuthet, der Erregung des Pathos, in einem ſo vorzüglichen Grade, daß ſie von der Seite nur wenig zu wünſchen übrig laſſen. Wir bewundern in Wallenſtein den Mann, der, obgleich von verderblichem Ehrgeize hingeriſſen und eines Verbrechens ſchuldig, dennoch dem Schickſale eine unbezwinglich große Seele entgegenſetzt und unter allen Verfolgungen und Widerwärtigkeiten des Glücks unerſchüttert ſein Haupt emporträgt, ſo wie wir in Maria Stuart unſre ganze Theilnahme einer Königinn ſchenken, die, von Liebenswürdigkeit und Ju-

gend geſchmückt, und zu den Anſprüchen auf Krone und Scepter berechtigt, mit Würde und Standhaftigkeit alle auf ſie gehäuften Kränkungen und Leiden erträgt und noch im letzten entſcheidenden Augenblicke uns das Bild einer Ehrfurcht gebiethenden Entſagung vorhält. Mag die ins Einzelne gehende Kritik an beyden Stücken noch ſo viele Unvollkommenheiten und Mängel ausſpähn; nie wird ſie umhin können zu geſtehn, daß beyde dem Zwecke der Kunſt entſprechen, — daß ſie das Gemüth beherrſchen und ſtimmen, und es ſo ſtimmen, wie die tragiſche Kunſt beabſichtigt. Eine ſolche Stimmung erhalten wir denn freylich durch die Jungfrau von Orleans nicht: allein iſt es die Schuld des Dichters, wenn wir von ihm erwarten, was er uns nicht zu geben gedachte? Gerechter Tadel würde ihn dann erſt treffen, wenn uns ſein Stück gar nicht ſtimmte, oder die Stimmung, die es hervorbrächte, unentſchieden und unſicher bliebe. Beydes iſt Schillers Fall nicht.

Johanna von Orleans bringt, wie ich glaube, gerade die Stimmung hervor, die das Romantiſche in der Natur und das Romantiſche in der Kunſt, wenn letzteres rechter Art iſt und geſchickt behandelt wird, hervorbringen muß. Die kühnen Schöpfungen der Natur und der Zeit, — wild neben einander gethürmte Felſen, zerfallene Feſten auf ſteilen Höhen, Trümmer, durch vulkaniſche Ausbrüche

bewirkt, erfüllen mit Bewunderung und Erſtaunen: aber wenn jene Felſen, Ruinen, Trümmer von einladenden freundlichen Gegenſtänden umgeben werden, wenn der Felſen der Eingang zu einem reizenden Thale iſt, die Ruinen in klarem Gewäſſer ſich ſpiegeln, und zwiſchen Lavatrümmern reiche Fruchtbäume und wallende Saaten ſich hinſchlängeln, ſo mildert der Eindruck des Anmuthsvollen und Lieblichen den des Erhabenen und Schauerlichen, und es entſteht eine gemiſchte Empfindung, der wir uns mit Wohlgefallen und Theilnahme überlaſſen.

Ganz ſo iſt es mit der Jungfrau von Orleans. Dieſe höhere Geſtalt, die den Göttlichen verwandt iſt, erſchüttert auf mannigfaltige Weiſe. Das Geheimnißvolle, das auf ihrer Erſcheinung ruht, die Härte, mit der ſie gegen die Engländer wüthet, die Kälte des jugendlichen Herzens, das, wie ſie ſelbſt ſagt, nichts von Liebe weiß und wiſſen darf, das Fremde, Unbegreifliche, Strenge in ihrem Handeln und Benehmen, — alles verräth ein Weſen, das von uns nicht gefaßt werden kann und erfüllt mit einer gewiſſen ſchauerlichen Empfindung. Aber eben dieſes uns fliehende Weſen gehört wieder in ſo vielen andern Hinſichten der Menſchheit an. Aus dem Hirtenſtande entſproſſen, vergißt ſie auch in der Rüſtung nicht und erinnert ſich mitten auf dem Schlach-

Digitized by Google

felde, daß ihre Hand einſt den unſchuldigen Hirtenſtab geführt und ihre Bruſt an der eines theuren Vaters und lieber Schweſtern geruht habe. Weit entfernt, ſich auch nur das kleinſte Verdienſt von dem, was durch ſie geſchehen iſt, zuzueignen, führt ſie alles in heiliger Demuth, auf die erhabene Jungfrau, die Mächtiges in ihr wirke und den unkriegeriſchen Arm mit Kraft ausrüſte, zurück. Gegen die Engländer allein unerbittlich, biethet ſie ihre ganze Beredtſamkeit auf, um Friede und Freundſchaft zwiſchen den Franzoſen zu ſtiften, und verſöhnt Karl mit Philipp und dieſen mit du Chatel. Endlich findet auch die Liebe den Zugang zu ihrem Herzen und ihr nach ſtürmt ein ganzes Gefolge von Leiden, — falſche Anklage, Verbannung, Menſchenhaß und Gefangenſchaft und knüpft ſie immer enger und feſter an uns. Durch dieſe milde Miſchung des Rührenden und des Erhabenen mit dem Gefälligen iſt es dem Dichter gelungen, einen Charakter von eigner zarter Haltung zu bilden und durch ihn jene entſchiedene, nicht pathetiſche aber romantiſche Stimmung zu begründen, der ſich das Gemüth ſo willig öffnet und hingiebt.

Fünfter Brief.

„Und Sie wären alſo, fragen Sie mich, durch die Jungfrau von Orleans vollſtändig befriediget worden? vollſtändiger vielleicht ſogar,

als durch Wallenſtein und Maria Stuart? Der glücklich durchgeführte Charakter Johannens und der durch ihn erzeugte Eindruck hätten alſo alle andern Betrachtungen in Ihnen verſchlungen und Ihnen keine Zeit gelaſſen, Ihre Aufmerkſamkeit auf die Anlage, den Gang und die übrige Ausführung des Stückes zu richten? Oder ſind Sie der Meinung, daß das Ganze durchaus vortrefflich ſey? oder leben Sie des Glaubens, daß ein Dichter, der ſich einmahl von den Geſetzen der Wirklichkeit entbunden habe, ſich ſchon auch von den herkömmlichen des Drama entbinden dürfe?"

Erlauben Sie mir zuvörderſt alle Vergleichung zwiſchen den beyden frühern Stücken des Dichters und dem jüngſten Erzeugniſſe ſeiner Muſe abzulehnen. Ueberlaſſen wir es denen, ſich in die Entwickelung von Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu verlieren, die es bequemer finden, einen einmahl fertigen Maßſtab an ein poetiſches Werk anzulegen, als einen neuen dafür zu ſuchen. Was Wallenſtein und Maria Stuart ſind, ſind ſie durch die Abſicht des Dichters, und wenn Johanna etwas anderes iſt, als beyde, ſo iſt ſie es ſicher, weil ſie es ſeyn ſollte.

Aber auch nur die vorgeſchlagene Vergleichung lehne ich ab, nicht das Eingehn in die Frage überhaupt. Sie vermiſſen alſo in der Jungfrau von Orleans, was andere vor Ihnen ver-

vermißten, — das in einander Greifen der einzelnen Theile, das Vorbereitende und Fortſchreitende der Handlung, das Hinwirken zu einem Ziele. Es ſcheint Ihnen, der Dichter habe dießmahl, wider ſeine Gewohnheit, die einzelnen Begebenheiten mehr neben einander geſtellt, als unter einander geordnet, und in ſeinem Stücke mehr eine hiſtoriſche Folge beachtet, als eine dramatiſche Beziehung beabſichtigt. Sie möchten, mit einem Worte, gern ſein eigenes Beyſpiel, die Regel des Ariſtoteles und das totum ponere neſcit Horazens gegen ihn geltend machen.

Ich geſtehe Ihnen unverholen, daß ein dramatiſches ſo wie überhaupt jedes poetiſche Kunſtwerk mir ebenfalls dann erſt alle Befriedigung gewährt, wenn es mit ſeinen übrigen Tugenden auch die der formellen Zweckmäßigkeit verbindet. Ein großer Theil unſeres Wohlgefallens an der Iphigenia Göthens entſprang aus keiner andern Quelle, als dieſer. Alles in dem genannten Stücke iſt zweckmäßig in hohem Grade. Ueberall herrſcht ſtrenge Nothwendigkeit, nirgends Willkühr. Es läßt ſich nichts hinzuſetzen, ohne den ruhigen Einklang des Ganzen zu ſtören, nichts hinwegnehmen, ohne die Einhelligkeit in dem freyen Spiele der Gemüthskräfte zu unterbrechen. Dem Dichter genügte ſein Gegenſtand ſo durchaus, und er fand in ihm alles, was er zur

Entwickelung ſeiner dramatiſchen Handlung bedurfte, ſo vollſtändig, daß er nirgends gezwungen oder auch nur verſucht ward, ihr etwas Fremdartiges beyzumiſchen und von dem Stoffe zu entlehnen, was eigentlich nur der Form verdankt werden ſoll.

So iſt es allerdings nicht in der Jungfrau von Orleans, und ſo, (ſetze ich, eingedenk, daß ich jeden auf Vergleichung gegründeten Maßſtab verworfen habe, ſo gleich, um aller Mißdeutung vorzubeugen, hinzu,) ſo konnte es auch in ihr, ſo kann es vielleicht in keinem Schauſpiele ſeyn, das, von einer wirklichen Thatſache ausgehend und auf ſie gegründet, die Freyheit der dichteriſchen Einbildungskraft beſchränkt und ihr unaufhörlich hiſtoriſche Anſichten unterſchiebt. Ein Schauſpiel der Art wird nothwendig vieles von der Wirklichkeit, aus der es genommen iſt, und je treuer es ihr bleibt, um ſo mehr von ihr in ſich überleiten. Die Ereigniſſe werden immer an die Zufälligkeit der wirklichen Welt und die Anordnung derſelben an die Abhängigkeit des Dichters von ihr erinnern. Ein reichgeſtaltetes Leben von außen wird den Mangel der Uebereinſtimmung im Innern, und die Anſchaulichkeit der Geſtalten den Mangel der formellen Zweckmäßigkeit übertragen müſſen, beydes aber zu geben, nur einem vorzüglich ausgeſtatteten Geiſte möglich ſeyn.

Digitized by Google

Und in der That in die Erfüllung jener Forderungen ſetze ich das eigenthümliche Verdienſt, welches ſich Schiller um die dramatiſche Bearbeitung der Geſchichte der Jungfrau von Orleans erworben hat. Es iſt ſchlechterdings nicht zu läugnen, daß in der Anordnung des Ganzen, vorzüglich in der erſten Hälfte, keine feſte Verkettung der einzelnen Theile, keine nothwendige Beziehung des einen auf den andern ſich offenbart. So gar die entſchiedenen Lobredner des Dichters haben geſtanden, daß mehrere Scenen der dramatiſchen Wirkung Eintrag thun, und der Verfaſſer ſelbſt hat für gut gefunden, ſein Stück, zum Behuf der sceniſchen Darſtellung, vielfältig zu verändern und zu verkürzen. Aber ſo gewiß das alles iſt, ſo wahr iſt es auch, daß die Menge merkwürdiger, hier in Bewegung geſetzter Individuen, die Art, wie der Dichter jedes derſelben zur Anſchauung bringt, die Erfindungskraft, die ſich in der Herbeyführung der Situationen und Scenen äußert, — ein Lob, welches ich jedoch auf die einförmigen Schlachtſcenen nicht ausgedehnt wiſſen will, — endlich der Einfluß einer andern Welt, der von Anfang an die Erwartung ſpannt und dem Charakter der Hauptperſon eine ſo eigenthümliche Bedeutſamkeit giebt, kurz, daß das geſtaltreiche Leben, das ſich vor uns entfaltet, indem es ſich der Phantaſie bemächtigt, hier, wie in ſo manchen

Stücken Shakspeares, den Sieg über die Reflexion davon trägt und ſie nicht zur Thätigkeit kommen läßt. Gewiß ſind Sie mit mir einſtimmig, daß nur ein Geiſt von eigner Kraft und Anlage eine dramatiſche Darſtellung, wie Johanna iſt, wagen dürfe, und warlich mehrere Beyſpiele haben bereits gezeigt, wie ſich beſchränktere Geiſter, wenn ſie ähnliche Wagniſſe zu beſtehen meynen, verirren. Indem ſie in der Kunſt ſich von allen techniſchen Rückſichten entbinden zu können glauben, und den Mangel an Zweckmäßigkeit durch keine wahrhaft äſthetiſchen Eigenſchaften vergüten, rauben ſie ihren Dramen das Einzige, was ihnen noch einigen Anſpruch auf den Nahmen von Kunſtwerken giebt, ohne den Leſer und Zuſchauer auf irgend eine Art für die Einbuße zu entſchädigen.

Sechster Brief.

Ich bin Ihnen noch auf einige Fragen, die unſer Briefwechſel in Anregung gebracht hat, und die ich aufgeſpart habe, um mich in meiner Gedankenreihe nicht zu unterbrechen, meine Antwort ſchuldig und eile, ſie Ihnen in dieſem Briefe zu geben.

Sie verlangen zu wiſſen, ob ich von der Objectivität der Schillerſchen Tragödie eben ſo lebhaft überzeugt ſey, wie andre Kritiker. Wenn man ein Gedicht objectiv nennt, in ſo fern es

die Einbildungskraft nöthigt, thätig und erzeugend zu ſeyn, und jedem fremden aus Empfindung oder Reflexion entſpringenden Nebenintereſſe den Zugang verwehrt, ſo ſehe ich nicht ein, was mich abhalten könnte, jenen Kunſtrichtern im Allgemeinen beyzutreten; auch glaube ich bereits in dem Vorgehenden darauf hingedeutet zu haben. Aber darum kann ich doch nicht umhin, zu bekennen, daß die Objectivität, wie ich ſie in Göthens Iphigenia finde, mir ungleich höher und vollendeter zu ſeyn ſcheint, als die, welche ſich in Schillers Tragödie offenbart. Was ein Denker, den wir beyde ſchätzen, von Homer und Arioſt, in Hinſicht dieſes Punktes, behauptet, das paßt ſo vollkommen auf unſre beyden Landsleute, daß ich ſeine Worte unverändert beybehalten kann. „Beyde beſitzen einen hohen Grad der Objectivität, beyde zeichnen ſinnliche und lebendige Geſtalten; aber nur in Göthe leuchtet das Streben nach der vollendeten Darſtellung eines Gegenſtandes hervor. Beyde ſind treue Mahler der Welt und Natur, aber Schiller gefällt mehr durch den Glanz und den Reichthum ſeiner Farben; Göthe zeichnet ſich mehr durch die Reinheit der Formen, durch die Schönheit der Compoſition aus. Der eine behandelt ſeine Gruppen mehr als Ganze, der andere mehr als Maſſen; dem einen liegt mehr daran, daß die Einbildungskraft beſtimmt dieſes oder jenes

Digitized by Google

Bild erzeuge, der andre iſt zufrieden, daß ſie überhaupt Bilder in einem gewiſſen Ton und Rhythmus erzeuge. Der erſtere wirkt mehr bildend oder plaſtiſch, der andre mehr ſtimmend oder muſikaliſch."

Dieſe Bemerkung gilt dem Ganzen; die, welche ich Ihnen itzt mitzutheilen habe, beziehen ſich auf das Beſondere, — auf die plötzliche Verliebung Johannens in Lionel, und auf die Anklage ihres Vaters. Man hat jene als durchaus unnatürlich verworfen und dieſe für eine unglückliche Erfindung des Dichters erklärt, indem dadurch völlig zweifelhaft werde, ob Johanna ſchuldlos ſey, oder nicht. Vielleicht läßt ſich die Gültigkeit der erſten Rüge, wenn nicht läugnen, doch beſchränken. Johanna, könnte man ſagen, ſchon als Hirtinn immer ſinnig in ſich gekehrt, von jeher in den Träumen einer idealiſchen Welt lebend, und — was hauptſächlich hieher gehört, — noch vor ihrem Berufe zur Retterinn Frankreichs, der Liebe ihr Herz verſchließend, hatte ſich längſt in ihrer Einſamkeit ein Bild von dem Manne, der ihr Herz rühren ſollte, entworfen, fand es unvermuthet in Lionel und fühlte ſich ſo, wie von einem unerwarteten Zauber, ergriffen. Indeß hat dieſe Auflöſung freylich den Fehler, daß ſie nicht unmittelbar aus dem Charakter Johannens hervorgeht, ſondern erſt durch Reflexion über ihn gewonnen wird. — Gründlicher läßt ſich

dem zweyten Einwurfe begegnen. Thibaut, Johannens Vater, iſt nach allem, was wir durch den Dichter von ihm erfahren, ein ängſtlich frommer Mann, abergläubiſch in hohem Grade und in nicht geringerm argwöhniſch auf ſeine, ihm und ihren Schweſtern an Geſinnung und Sitten ſo ganz ungleiche, Tochter. Wenn er Johannen beſchuldigt, daß ſie um Mitternacht Wurzeln grabe, Tränke bereite und Zeichen in den Sand ſchreibe, ſo folgt ja aus alle dem nicht (wenigſtens hat der Dichter zu dieſer Behauptung keine Veranlaſſung gegeben) daß die Anklage Wahrheit ſey; es folgt bloß, daß der Vater es glaube, und mehrere, gewiß ſchuldloſe, Handlungen ſeiner Tochter mißdeute, wie denn auch, zum deutlichen Beweiſe, daß dieß die eigentliche Meinung des Dichters ſey, dem Alten gegen über, der heller ſehende Raimond unerſchütterlich an ihrem beſcheidenen tugendlichen Sinne feſthält und ihren Gehorſam, ihre Demuth und die treue Erfüllung ihrer Pflichten geltend zu machen ſucht. Sollte der Vater in der Folge Johannen öffentlich vor König und Volk beſchuldigen und der Zauberey verdächtig machen, ſo konnte dieß ſchlechterdings, ohne Verletzung aller Natur und Wahrſcheinlichkeit, nicht geſchehen, wenn ſein Charakter nicht gleich von allem Anfange an ſo gefaßt und ſeine Geſinnung ſo dargeſtellt wurde. Nicht alſo den Dichter trifft der Tadel;

Digitized by Google

er fällt auf die Kunſtrichter, die ſeine Abſicht verkannten, zurück. Und was will man vollends mit dem Verſtummen Johannens im Angeſicht des Vaters, mit dieſem, wie man meynt, deutlichen oder doch höchſt verdächtigen Kennzeichen ihrer Schuld? Gerade von ihr, der zerknirſchten, tief verwundeten, reinigen Sünderinn, erwartet man in dieſer Situation, daß ſie, das Gericht des Himmels in der väterlichen Anklage erkennend, dulde und ſchweige, und von dem Dichter, daß er nicht muthwillig gegen ſich ſelbſt wüthe und das tragiſche Pathos zerſtöre.

Und itzt noch ein Wort über den Gebrauch des lyriſchen Sylbenmaßes in Schillers Tragödie, oder vielmehr über die Einmiſchung der in das Gebieth der lyriſchen Poeſie gehörenden Stellen. Ich bin allerdings von der Schönheit mehrerer derſelben nicht weniger durchdrungen, als Sie, allein ich zweifle, daß ſie in dem Drama an ihrem Orte ſind. Als ich Maria Stuart las, ward ich von keiner Scene lebendiger ergriffen, als von der erſten des dritten Akts, in welcher ſich die Königinn dem Gefühle der neuen Freyheit überläßt und in frohen Erinnerungen und Ahnungen ſchwelgt. Ich verſprach mir von ihr eine ungemein glückliche Wirkung auf der Bühne, und dieſe um deſto ſicherer, da ich hoffen durfte, ſie mit Wahrheit und Wärme vortragen zu hören. In der That ward ich auch von Seiten der Künſtlerinn nicht ge-

Digitized by Google

täuſcht, aber ich fühlte mich dennoch bey weitem ſo nicht erwärmt und begeiſtert, als ich es innerhalb dem Bezirke meines einſamen Zimmers geweſen war. Alle die zarten Ideen und regen Bilder, alle die Nähen und Fernen, die meine lyriſch geſtimmte Phantaſie nach den bekannten Geſetzen geſchäfftig ausgemahlt, mit andern verknüpft und vielfach verſchönert hatte, zerfloſſen in dem kältenden Nebel der Gegenwart, oder verloren doch ihren roſigen Schimmer. Eine ähnliche Täuſchung habe ich bey mehrern lyriſchen Stellen in der Jungfrau von Orleans, und gewöhnlich bey den gelungenſten, erfahren, ob durch meine, ob durch der Darſtellenden, oder durch des Dichters Schuld, wage ich nicht zu entſcheiden. Aber vielleicht hat hier die Schauſpielkunſt ihre Gränze gefunden; vielleicht eilt in der höchſten Region, zu der die Poeſie ſich zu erheben vermag, der innere Menſch dem äußern zu weit voraus, als daß dieſer jenen erreichen und faſſen könnte, oder vielleicht iſt dieß zu leiſten einzelnen glücklichern Naturen allein, und nur in einzelnen heitern Lebens-Momenten vergönnt.

Doch wie dem auch ſey, in Hinſicht der lyriſchen Stellen darf wenigſtens die Mimik ſich nicht über den Dichter, ſondern einzig über die Unzulänglichkeit ihrer Mittel beklagen. Nicht ſo in denen, die an die ſchlimme Manier des Euripides erinnern, ich meyne in den

rhetoriſchen. Wenn hier die Schauſpielkunſt ihre Kräfte vergebens anſtrengt, ſo iſt das Mißlingen unſtreitig die Schuld des Dichters, der nicht tief genug in ſeinen Gegenſtand eingedrungen iſt. Indeß hat glücklicher Weiſe auch von der Seite über die Jungfrau von Orleans ein wachſamerer Genius gewaltet, als über Maria Stuart, in der man, und vorzüglich in den beyden erſten Acten, bey aller Anſtrengung des Künſtlers, den Dichter nur zu oft vorhört.

VIII.

Sydenham's Tod und Stiftung des literary fund.

Sie fragen mich, ob der mit Recht geſchätzte Engliſche Überſetzer des Plato, Floyer Sydenham noch lebt. Er iſt ſchon ſeit mehrern Jahren todt. Ich theile Ihnen mit, was unſer Freund, der Pr. W. B. in London, mir im September 97 von dort her ſchrieb. Seine Nachricht iſt hauptſächlich gezogen aus der Flugſchrift: Account of the inſtitution of the Society for the eſtabliſhment of a literary fund, publiſhed London 1796. Dieſe Geſellſchaft wurde geſtiftet, um verdiente Schrift-

ſteller und ihre Familien bey eintretender Dürftigkeit zu unterſtützen. Sydenham's Tod gab zu der menſchenfreundlichen Anſtalt die nächſte, traurige Veranlaſſung. Der Ueberſetzer des Plato ſtarb gleich Chatterton, Otway, Butler, Spenſer und manchen andern Britten von ſchriftſtelleriſchem Verdienſt im äußerſten Mangel.

Gegen den Herbſt des J. 1788, ſagt die erwähnte Schrift, fand ein Ereigniß Statt, welches den Charakter der Brittiſchen Opulenz und Humanität befleckte, und die Verehrer der Wiſſenſchaften tief betrübte. Floyer Sydenham, der rühmlich bekannte Ueberſetzer des Plato; ein Mann verehrt wegen ſeiner Kenntniſſe und geliebt wegen der redlichen Gradheit ſeines Weſens und der ſanften Anmuth ſeiner Sitten, ſtarb an den Folgen einer Arretirung und Gefangenſchaft wegen einer Schuld an einen Speiſewirth, der ihm eine Zeitlang ſein frugales Mittagsbrod beſorgt hatte.

Nach dieſer Erzählung von Sydenham's Tod wird in der Schrift weiter berichtet, wie er die Stiftung des literary fund veranlaßte. Ich ſetze noch einige Verſe des Capitän Morris her, die dieſer in London Tavern bey der jährlichen Verſammlung der Geſellſchaft den 21. April 1795 recitirte:

— — — — — —

On ſcatter'd roſes Plato's child reclin'd

Poor Syd'nham, once the pride of human kind;
Whoſe depth of ſcience all the learn'd approv'd;
Whom every ſon of Virtue ſought and lov'd:
While this meek ſoul, unfit to buſtle here,
Dvelt with his maſter in the higheſt ſphere.
Preſſ'd for a paltry debt, yet loath to crave,
Deſpair and honour ſunk him to the grave.
More than one tongue the mournful tale can tell,
How Syd'nham languiſh'd and how Sydn'ham fell.
His ſhade it was that ſpread the joyful news
Of this Society's propitious views;
Unuſual rapture ſeiz'd the ſpectre throng.
They ſang; on this the burden of the ſong:
„The reign of Britiſh cruelty is o'er
„And ſtarving authors curſe the land no more."
'T was Syd'nham's fate that mov'd each gentle breaſt
To tend'reſt ſympathy with worth diſtreſt;
To plead the cauſe of ſelf-devoted men
And ſave from death the martyrs of the pen.

Mſt.

IX.

Anna Amalia, verwittwete Herzogin von Sachſen-Weimar, gemahlt von Angelika Kauffmann. *)

In edler Attitüde ſitzt Amalie da. Ihr weißes Gewand umſchlingt ein mit antikem Bildwerk geſchmückter Gürtel. Die eine Hand ruht auf einem Tiſch; die andere hält ein Buch. Es ſind Herder's Ideen. Auf dem Tiſch liegt ein Notenblatt. Ohne Mühe lieſt man darauf die Worte: d. 24. Oct. in Rom. 1788.

Sey gegrüßt, ſchöne Sonne, ſey willkommen, Tag der Wonne,
In der Muſen Heiligthum.

Jeder kennt den vier und zwanzigſten October als den Geburtstag der Herzogin aus Wieland's Werken.

*) Bekanntlich gehört dieſes Oelgemählde ſeit einigen Jahren zu den vornehmſten Zierden des Römiſchen Hauſes im Weimariſchen Park. Im Flug' erwähnt iſt's hie und da; beſchrieben, meines Wiſſens, nirgends. Mögen dieſe bey meinem letzten vorjährigen Aufenthalt in Weimar nur zur eignen Erinnerung hingeworfene Zeilen einen Kunſtkenner an Ort und Stelle zu einer Beſchreibung und Würdigung veranlaſſen!

Digitized by Google

Eine halb aufgerollte Zeichnung läßt die Umriſſe einer knieenden Figur bemerken, der eine andere den Kranz aufſetzt. Am Rande ſteht: Angelica Kauffmann pinx. Romae 1789. Hat nicht in der weiblichen Figur voll Demuth Angelika ſich ſelbſt angedeutet, und in der andern die durch ihren Beyfall reichlich lohnende Fürſtin?

Der Blick der Herzogin iſt ſinnend, voll heitern Ernſtes. Sie denkt über die Geſchichte der Menſchheit, vornämlich über ihre Bildung durch die Kunſt. Denn die Saite, die Herder's Ideen angeſchlagen haben, tönet fort. Wo reizte auch die Umgebung kräftiger zu Betrachtungen dieſer Art, als auf Heſperiens redendem Boden? Denn die Herzogin lebt nicht bloß in Gedanken zu Rom. Den Hintergrund erfüllt das Coliſäum.

An die vor ihr ſtehende antike Büſte — mich dünkt, einer Minerva — lehnt ſich ein Zeichenbuch und Göthe'ns Schriften. Wieland's Gedichte liegen unter den Noten. Alles an ſeinem Platz. Denn Herder's Ideen beſchäftigen gerade hier am würdigſten die Fürſtin. Göthe'ns Schriften, des Kunſtkenners, in deſſen Geſellſchaft ſie das Schönſte Italiens ſah, gehörten neben das Zeichenbuch und die antike Büſte. Die Poeſien deſſen, der Amalien oft als Olympia, in einer Sprache, die er

zu Muſik ſchuf, beſang, liegen ganz recht neben den Muſikalien; doch beſcheiden etwas im Schatten, aber Amaliens Herzen am nächſten. Sogar im Einband der Werke jener drey Genien könnte jemand etwas Gedachtes finden. Göthe iſt in herrlichen Marroquin gebunden, Herder in Engliſchen, Wieland in Franzband.

Als Idee des bis ins kleinſte Detail bedeutend ausgeführten Ganzen geht hervor: Amalie, Freundin, Kennerin, Beſchützerin der Muſen, dargeſtellt im Heiligthum dieſer zu Rom.

Morgenſtern.

Digitized by Google

Leipzig.

Herr Bauſe hat zwey Familien-Bildniſſe verfertigt; d. h. Bildniſſe, die er nicht ſelbſt verkauft, ſondern welche diejenigen verſchenken, die ſie haben verfertigen laſſen.

a) Herzog Friedrich von Holſtein Beck, nach einem Gemälde von Mounier, einem franzöſiſchen Künſtler, der ſich zu Hamburg aufhält. Ein Knieſtück.

b) D. Quirin Gottl. Schacher, Haered. Wachau, Fac. Jur. Senior, Civ. Lips. Conſul deſign. nach einem Gemälde von Graff.

Herr Geyſer hat das Hauptaltarblatt in der hieſigen katholiſchen Kapelle von ſeinem Schwiegervater dem verdienten Oeſer, welches die Nachtmahlsfeyer Jeſu darſtellt, in der Manier von Schmidts beliebten Blättern nach Rembrandt, in Kupfer gebracht.

Solche Blätter bedürfen keines Lobes: wer wünſcht nicht, ſie zu beſitzen, oder wenigſtens zu ſehen, ſobald er nur erfährt, daß ſie erſchienen ſind?

Ende des erſten Stücks.

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der ſchönen
Wiſſenſchaften
und
der freyen Künſte.

Sechs und ſechzigſten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckiſchen Buchhandlung,
1802.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Ueber die allmähligen Fortſchritte der zeichnenden Künſte bey den Griechen; von Peter Karl Levesque. *)

Wenn man erforſchen will, wie ſich die zeichnenden Künſte bey den Griechen aus dem Zuſtande der Barbarey zur Vollkommenheit erhoben haben, wie ſie durch verſchiedene Verfahrungsarten erweitert wurden und ſich in mehrere Gattungen abtheilten, ſo muß man die Epochen auffinden und feſtſetzen, in welchen die Meiſter blühten, die vom Anfange der Kunſt an die Praktik ihrer Vorgänger vervollkommneten. Zwar wäre der Verſuch, eine vollſtändige Chronologie aufſtellen zu wollen, vergeblich, da wir

*) Aus den Memoires de l'inſtitut national des ſciences et arts, pour l'an IV. de la republique. Litterature et beaux-arts. (Paris, an VI.) T. I. p. 374. f.

Digitized by Google

nichts als zerſtreute und oft mangelhafte Materialien dazu beſitzen: immer aber können ſie uns, wenn auch nicht zur ſichern Kenntniß, doch zur Vermuthung führen, in welchem Zuſtand ſich, in gewiſſen Perioden, die Kunſt befunden habe. In dieſer Hinſicht muß uns der Beſtand unſerer Schätze eher das demüthigende Gefühl der Armuth, als Stolz auf Reichthum einflößen; er verpflichtet uns die Sprache der Beſcheidenheit zu führen, welche der Dürftigkeit angemeſſen iſt.

Die Quellen, aus denen wir ſchöpfen können, beſtehen hauptſächlich in einigen Stellen des Cicero, Quintilian, Plutarch, Lucian und Aelian, welche der Kunſt nur beyläufig gedacht haben; in der Beſchreibung oder trocknen Angabe einiger Gemählde durch den Pauſanias, und vornehmlich in einigen Kapiteln des Plinius, welche eine gedrängte Geſchichte der Kunſt umfaſſen. Aber dieſe Geſchichte, wie äußerſt kurz, wie unvollſtändig iſt ſie nicht für unſern Gegenſtand! Bald ſind die Künſtler nach der Chronologie, bald nach dem Grade ihres Werthes, oder vielmehr ihres Ruhms, bald wieder nach der Gattung, die ſie bearbeiteten, geordnet. Wie wenig ſolche Materialien hinreichend ſind, die chronologiſche Folge, der wir nachſpüren, vollſtändig zu machen, iſt leicht zu begreifen.

Man erwäge ferner die Schwierigkeiten, die ſich entgegenſtellen, wenn man aus dem Plinius den eigenthümlichen Charakter der Künſtler, deren er gedenkt, und die Vervollkommnungen genau beſtimmen will, die einige darunter der Kunſt verſchaffen mochten! Die außerordentliche Kürze dieſes Schriftſtellers; ſeine Ausdrücke, denen er einen eignen Sinn unterlegt, — denn unter allen übriggebliebnen lateiniſchen Scribenten hat er allein ſolche Gegenſtände behandelt, worauf dieſe Ausdrücke anwendbar waren — ein unheilbarer Text, von Abſchreibern kopirt, die ihn nicht verſtanden — ſo verderbt, daß auf manchen Seiten, in jeder Periode, ein oder mehrere Ausdrücke vorkommen, die verſchiedentlich verändert worden ſind; endlich der nicht ungegründete Zweifel, ob Plinius in Kunſtſachen ſehr ausgebreitete Kenntniß beſeſſen habe, wenn er ſchon ſonſt ein Mann von Genie war und ſich um die Nachwelt nicht geringe Verdienſte erworben hat, — dieß ſind die Hinderniſſe, die ſich uns bey jedem Schritte in den Weg ſtellen.

Wir wollen nur einen Blick auf das Leben des Plinius werfen. Nachdem er mit Ehren die Waffen getragen hatte, wurde er als Prokurator in Spanien angeſtellt, in das Collegium der Auguren aufgenommen, zum Liebling des Vespaſian und des Titus erhoben, von

dieſen beyden Kayſern zu wichtigen Geſchäften gebraucht, mußte täglich an ihrem Hof erſcheinen, und fand noch überdieß ein Vergnügen daran, als Sachwalter Prozeße zu führen. Mitten unter dieſen Arbeiten und Zerſtreuungen, arbeitete er, wie uns ſein Neffe berichtet, außer ſeiner Naturgeſchichte, noch eine große Menge Werke in 65 Büchern aus, wozu man noch 160 andere voll fein geſchriebenen Auszüge, die er auf beyden Seiten der Pergament-Rollen aufgezeichnet hatte, rechnen muß. *) Woher gewann denn dieſer Mann, der ſein Leben nur auf 56 Jahr brachte, die Zeit, alle die Gegenſtände, die in ſeiner Naturgeſchichte, oder vielmehr Encyklopädie enthalten ſind, zu ſtudieren, Gegenſtände von ſo großer Mannigfaltigkeit, daß ſie die Natur und alle Künſte umfaſſen, und das lebenslängliche Studium mehrerer Gelehrten erfordert zu haben ſcheinen?

*) Electorumque commentarios centum ſexaginta mihi reliquit, opiſthographos quidem, et minutiſſimis ſcriptos, qua ratione multiplicatur hic numerus. (Plin. Epiſt. III. 5. Die Pergament-Rollen, welche die Alten ſtatt des Papiers brauchten, wurden gewöhnlich nur auf einer Seite beſchrieben, ihre Concepte aber auf beyden Seiten gebraucht. (recto und verſo.)

Aut ſummi plena jam margine libri
Scriptus eſt in tergo, necdum finitus, Oreſtes.
Juvenal. Sat. I, 5. 6.

Digitized by Google

Dieſes Werk, das ſeinem Gegenſtande nach unermeßlich, und in ſeinem Umfange beträchtlich genug iſt, zu welchem der beharrlichſte Fleiß eines einzelnen Mannes nicht hinreichen kann, wurde, wie uns ſein Verfaſſer lehrt, in Nebenſtunden, und vorzüglich bey Nacht, ausgearbeitet. *) Der jüngere Plinius macht uns mit der Methode bekannt, wie ſein Oheim arbeitete. Beſtändig von Sekretären und Vorleſern umgeben, ließ er ſich bey Tiſch, im Bade, beym Spazierengehen, ja ſogar, wenn er auf Reiſen war, in der Sänfte vorleſen; ſehr ungern hörte er eine Stelle, welche etwa nicht ganz richtig geleſen worden war, wiederholen. Aus einer nur einmal und ſo eilig angeſtellten Lectüre wählte er alſo die Stellen aus, die er nutzen zu können glaubte, und ließ Auszüge oder Ueberſetzungen daraus machen. **) Solche Materialien waren es, aus welchen er ſeine Naturgeſchichte und ſeine übrigen Werke zuſammen ſetzte.

Niemand wird dem Eifer und den Talenten des Plinius ſeine Bewunderung verſagen, niemand aber auch den Nachtheil verkennen, den dieſe Art zu arbeiten mit ſich führt.

Bey dieſer in ſo großer Eile gemachten

*) Subſecivis temporibus iſta curamus, id eſt nocturnis, ne quis veſtrûm putet his ceſſatum horis. (Praef. ad Veſpaſianum.)

**) Plin. Epiſt. I. I.

Auswahl, war es auch unmöglich die Kritik gehörig zu Hülfe zu nehmen. Seine Schreiber mußten in ihren Auszügen Fehler machen, und gewiß begingen ihrer die Ueberſetzer auch, wie verſchiedene falſche Ueberſetzungen griechiſcher Stellen beweiſen. Denn er ſelbſt verſtand dieſe Sprache vermuthlich ſehr gut, da zu ſeiner Zeit gebildete Römer ihrer eben ſo mächtig waren, als ihrer Mutterſprache.

Was ihn aber hauptſächlich zu groben Irrthümern verleiten mußte, war der Umſtand, daß er den Stoff, den er behandelte, größtentheils nur aus Büchern kannte. Er war kein Aſtronom, und doch ſchrieb er über Aſtronomie, er hatte das Pflanzenreich nicht beobachtet, und ſprach von der Botanik; er ſchrieb von der Zoologie, ohne die Natur und Eigenſchaften der Thiere unterſucht zu haben; und eben ſo handelte er auch, ohne Praktik zu beſitzen, die Künſte ab. Gleichwohl dürfen nur Künſtler über die Künſte urtheilen, wie der jüngere Plinius ſehr richtig bemerkt. *) Wie könnte man auch gut und belehrend über einen Gegenſtand ſchreiben, ohne ihn gehörig beurtheilen zu können?

Wahr iſt es, für unſern gegenwärtigen Zweck haben wir Urſache uns Glück zu wün-

*) De pictore, ſculptore, fictore, niſi artifex judicare poteſt. Epiſt. I, 10.

ſchen, daß uns wenigſtens dieſes Werk des Plinius erhalten worden iſt, da die Zeit ſonſt Alles verſchlungen hat, was die Alten über die Künſte geſchrieben haben. Dabey aber dürfen wir ihm nicht ohne Mißtrauen folgen, und unſre Unterſuchungen bleiben um ſo unbefriedigender, da zu den Fehlern, welche Plinius begehen konnte, ſich, wenigſtens in den frühern Zeiten, noch die Mangelhaftigkeit der Materialien geſellt, die er benutzte.

Er ſelbſt iſt mit den Nachrichten unzufrieden, die ihm zu Führern dienten. Gleich zu Anfange ſeiner Geſchichte der zeichnenden Künſte, meldet er, daß die Griechen in dieſem Punkte von ihrer gewöhnlichen Genauigkeit abgewichen, und von den Mahlern viele Olympiaden ſpäter als von den Bildhauern und Künſtlern im Basrelief, *) nehmlich zuerſt in der neunzigſten Olympiade, zu reden angefan-

*) Non conſtat ſibi in hac parte Graecorum diligentia, multas poſt olympiadas celebrando pictores quam ſtatuarios ac toreutas, primumque olympiade nonageſima. [Hiſt. Nat. XXXV. c. 8. ſ. 34.] Viele Ausgaben leſen ſtatuarios auctores, eine abſurde Verbeſſerung. Bekanntlich ſchrieben mehrere Copiſten zuſammen die nämliche Handſchrift ab. Einer diktirte, die andern ſchrieben, und keiner von Allen verſtand zuweilen den Autor. In dieſer Stelle ſprach der Diktirende alle Buchſtaben aus: ac toreutas, die andern ſchrieben actore ut has, eine Lesart, die man in einigen Handſchriften findet. Weil ſie keinen Sinn giebt, ſo wagte ein

gen hätten. Freylich muß man dieſe Worte des Plinius nur von den griechiſchen Geſchichtsſchreibern und Chronographen verſtehen, welche die Künſtler unter die hergebrachten Perioden und in die feſtgeſetzten Olympiaden ordneten. *) Denn Plinius ſelbſt ſpricht von gewiſſen Perioden der Kunſt, welche lange vor die neunzigſte Olympiade fallen, und hierin folgt er vermuthlich den Griechen; er verſucht es ſogar bis in die Zeiten zurück zu gehen, wo die Zeichenkunſt, faſt noch in der Wiege und nur in Linien beſtehend, ſich auf den Schattenriß eines Menſchen einſchränkte. Dieſen urſprünglichen Verſuch, ſetzt er hinzu, ſuchten einige bey den Einwohnern von Sicyon, andre bey denen von Korinth. Graeci autem alii Sicyone, alii apud Corinthios repertam; omnes umbra hominis lineis circumducta. (Lib. XXXV. cap. 3. ſect. 5.)

Wenn man aber von der Mahlerey in dieſem Zuſtande der Kindheit redet, wo ſie in bloßen Linien und Monogrammen beſtand, ſo ſchreibt ſie ſich weder aus Korinth noch aus

verſtändigerer Abſchreiber die Lesart auctores; Pintianus ſtellte die glücklichere Lesart ac toreutas wieder her, die in meinen Augen ſo viel Glaubwürdigkeit hat, als ſchriebe ſie ſich von Plinius ſelbſt her.

*) M. ſ. Hr. Heyne's Abh. über die Künſtlerepochen beym Plinius. [In deſſ. Samml. antiquar. Aufſätze, 1. St. S. 165. fg.]

Digitized by Google

Sicyon ausſchließend her, vielmehr entſproß ſie überall aus dem natürlichen Hange zur Nachahmung, den man an Kindern und gemeinen Leuten wahrnimmt. Auf Wände, auf Papier, in den Sand mahlen ſie unförmliche Figuren, wodurch ſie Menſchen oder Thiere ausdrücken wollen. Dieſe rohen Verſuche erſetzten gewiſſermaaßen bey wilden Völkern den Mangel der Schreibkunſt, und aus Figuren ohne beſtimmte Form entſtanden ihre Chroniken. Mit einiger Verbeſſerung behielten die nämlichen Zeichen dieſelbe Beſtimmung bey polizirten Völkern. Die Prieſter, welche ſtets feſt an alten Gewohnheiten hängen, hielten auf dieſe dunkle Manier, Gedanken zu mahlen, und man nannte die Schrift Hieroglyphen, d. h. heilige Bilderſchrift.

Von der Periode an, die man darum die fabelhafte nennt, weil die hiſtoriſchen Facta, die ſich blos durch Tradition erhielten, durch mündliche Erzählungen mit Mährchen überhäuft wurden, bekamen die Griechen durch den Kadmus Buchſtaben. Wenn ſie alſo in dieſen ſo entfernten Zeiten auch in der Mahlerey rohe Verſuche gemacht haben, ſo bedienten ſie ſich derſelben nur zum Vergnügen. Deshalb müſſen ſie ſchnellere und ſicherere Fortſchritte gemacht haben, weil man von Werken des Vergnügens verlangt, daß ſie gefallen ſollen, da man hingegen von nutzbaren Gegenſtänden nichts weiter

als Nützlichkeit erwartet. Auch kennen wir unter den Völkern des Alterthums außer den Griechen kein Volk, welches die zeichnenden Künſte bis zur Vollkommenheit gebracht hätte.

Es würde ein fruchtloſes Unternehmen ſeyn, eine beſtimmte Epoche auffinden zu wollen, in welcher ſich dieſe Künſte in Griechenland in der Kindheit befanden: ſo viel ſcheint ausgemacht, daß die Mahlerey ſchon in einem ſehr hohen Alterthum bekannt war.

Das Wort Mahlerey darf hier nicht in dem eingeſchränkten Sinne genommen werden, den man ihm jetzt beyzulegen pflegt, nämlich als eine Darſtellung durch verſchiedene, in Oel, oder in Gummi oder in Leimwaſſer aufgelößte Farben. Wir verſtehen unter Mahlerey nicht blos, mit Plinius, die einfache Zeichenkunſt, ſondern, mit Scheffer, einem Manne, der eben ſo viel Gelehrſamkeit als in der Kunſt praktiſche Erfahrung beſaß, die verſchiedenen Manieren, ſichtbare Gegenſtände der Natur mit trocknen Farben darzuſtellen, *) wohin auch die Stickerkunſt gehört, deren Erfindung Plinius den Phrygiern um den Berg Ida zuſchreibt, weshalb dieſe Arbeiten auch phrygiones heiſ-

*) Joannis Schefferi Argentoratenſis graphice i. e. de arte pingendi liber ſingularis. Norimb. 1669. (§. 10. ſq.) Ein Werkchen, das ſich ſelten zu machen ſcheint.

ſen. *) Auch kann man die Muſter in gewürkten Stoffen als Mahlerey anſehen, welche man urſprünglich den Babyloniern beylegt. **) Mit demſelben Namen möchte man zwar vielleicht die überlegten und damascirten Arbeiten, welche die Griechen εμπαιςα nannten, und die zu Homers Zeiten üblich waren, ***) nach Scheffers Beyſpiele, nicht belegen wollen: aber die Zeichnungen aus bunten, künſtlich zuſammengefügten Steinen, wodurch man die Formen und Farben von Gegenſtänden nachahmte, würden doch gewiß dahin gehören. Kunſtwerke dieſer Art wurden bey den Alten unter den Namen lithoſtrata, †) opus teſſellatum, ††) muſivum, †††) emblematicum, vermiculatum ††††) in verſchiedene Gattungen eingetheilt, und von den neuern Römern in der

*) Pictas veſtes acu facere Phryges invenerunt, ideoque phrygiones appellatae ſunt. (Plin. VIII. c. 49.) Einige Handſchriften leſen Idaei Phrygii.

**) Colores diverſos picturae intexere Babylon. maxime celebravit. Plin. VIII. c. 45.

***) Caſaubonus ad Athen. XI. 12.

†) Plin. L. XXXVI. cap. 25.

††) Sueton. in Julio. [cap. 46.]

†††) Spartian. in Peſcennio. [cap. 6.]

††††) S. Auguſt. lib de Ord. cap. 1.

Digitized by Google

Peterskirche geweiht, um die Gemählde ihrer größten Meiſter gewiſſermaaßen zu verewigen. Man findet noch eine Mahlerey von gleicher Art in der eingelegten Arbeit, welche dem Plinius nicht unbekannt war, und worin geſchickte Handwerker Figuren in Holz, aus Elfenbein, Holz oder buntgemalter Baumrinde zuſammengeſetzt, verfertigten. *) Endlich giebt es auch auf Tapeten vortrefliche Mahlereyen. Vergebens würde man vielen Werken der Art einen Platz unter den Gattungen der zeichnenden Künſte aus dem Grunde entziehen wollen, weil es nur Copien ſind, die durch mechaniſche Vorrichtungen, nach wirklichen Kunſtwerken gemacht worden; denn ein Künſtler, der die mechaniſche Procedur einer ſolchen Tapeten-Arbeit verſteht, und Geduld genug beſitzt, ſie zu verfertigen, kann gewiß auch ein Original-Werk in dieſer Art hervorbringen. Die Operation der Moſaik iſt nicht weniger mechaniſch, die Procedur iſt gewiſſermaaßen die nämliche, gleichwohl nennt man ſie moſaiſche Mahlerey. **)

*) Haec prima origo luxuriae, arborem alia integi, et viliores ligno, pretioſiores cortice fieri, ut una arbor ſaepius veniret. Excogitatae ſunt et ligni bracteae. Nec ſatis; coepere tingi animalium cornua, dentes ſecari, lignumque ebore diſtingui, mox operiri. Plin. L. XVI. cap. 43.

**) Die Moſaik und die Tapetenwürkerey haben viel Aehnlichkeit mit einander. Die Procedur iſt die

Wenn man nun die Tapetenwürkerey oder Stickerey für eine Art von Mahlerey anerkennen muß, ſo iſt der Beweis leicht geführt, daß, bey den Griechen, die zeichnenden Künſte bis in ſehr frühe Zeiten aufſteigen.

Die Geſchichte des Pandion, Königs von Athen, ſeiner beyden Töchter, und des Tereus, Königs von Thrazien, ſeines Schwiegerſohns, iſt mit Fabeln ausgeſchmückt, die ſich von den Dichtern herſchreiben. Für uns iſt es genug zu wiſſen, daß Pandion mehrere Jahrhunderte vor dem Trojaniſchen Kriege lebte, und Philomele, um Prognen von ihrem Unglück zu unterrichten, ſich der Stickerey ſtatt der Schreiberey bediente. Oder wollte man dieſe Geſchichte ſelbſt, daß Philomele ihre Leiden in Stickerey ſchrieb, als eine Fabel betrachten? Wenigſtens ſchreibt ſich die Fabel aus dem grauen Alterthume her, ſie fand ſich wahrſcheinlich in den Cykliſchen Dichtern, ſie wird uns vom Apollodor erzählt, deſſen Werk man als einen Auszug aus dieſen Poeten betrachtet. *)

nämliche, in ſo fern der Umriß genau beſtimmt, und der Raum, welchen Steine oder Fäden nach den verſchiednen Farben einnehmen, ſorgfältig abgemeſſen iſt. Die bunten Steine der Moſaik ſind wie die bunten Stiche in der Stickerey.

*) Ἡ δε ὑφηνασα εν πεπλῳ γραμματα, και δια τουτων εμηνυσε Προκνῃ τας ιδιας συμφορας. Apollodor. Bibl. L. III. p. 271. ed. Heyn. Man ſehe Larcher's Ueberſ. des Herodot, Th. VI. S. 391.

Es iſt wahr, daß, dieſem ſchätzbaren Mythologen zu Folge, Philomele ihre traurige Geſchichte nicht mahlte, ſondern ſie nur in Buchſtaben auf ein Tuch ſtickte; allein dieſe Erzählung beweiſet wenigſtens das hohe Alter der Stickermahlerey, denn gewiß machte man von derſelben nicht blos zum Sticken der Buchſtaben, ſondern gewöhnlicher zum Zeichnen Gebrauch.

Ferner ſehen wir aus dem Homer, daß ſich durch die Weberkunſt ſelbſt hiſtoriſche Gegenſtände mahlen ließen. *) Im dritten Buche der Iliade findet Iris die Helena beſchäftigt, die Unfälle, welche Troer und Griechen ihrenthalben in den Schlachten erlitten, in gewebter Arbeit auszudrücken. **) Dergleichen Gegen-

ſtände,

und Salmaſ. ad Solin. p. 847. und über die Cykliſchen Dichter Heyne's erſten Excurs zum 2ten Buche der Aeneis. [Vergl. mit Léveſque note ſur le cycle épique, in den Mem. de l'inſtit. nat. An IV. T. I. p. 337. f.]

*) [Hier bemerkt der Verfaſſer, daß die Griechen und Römer die Wände ihrer Zimmer nicht austapezirt hätten, und daß, wenn er das Wort tapiſſerie von dem Alterthume brauche, nur von Fuß- oder andern Teppichen die Rede ſey, welche die Griechen ταπητες nannten. Im Deutschen drücken wir es durch Würken und Weben aus.]

**) Η δε μεγαν ἱστον ὑφαινε
διπλακα πορφυρεην· πολεας δ' ενεπασσεν αεθλους
Τρωων θ' ἱπποδαμων και Αχαιων χαλκοχιτωνων,
οὓς ἑθεν εἱνεκ' ἐπασχον ὑπ' Αρηος παλαμαων.

ſtände, gut dargeſtellt, würden ſchon eine gröſſere Vollkommenheit der Kunſt vorausſetzen, aber wie unvollkommen auch Helenens Arbeit geweſen ſeyn mag, ſo muß man doch ſo viel einräumen, daß die Kunſt bereits einige Fortſchritte gemacht hatte. Wollte man annehmen, dieſe gewebten Figuren wären nur einfarbig geweſen, und dadurch den damaligen Zuſtand der Kunſt herabzuſetzen glauben, ſo würde man ihr, wie wir anderwärts darthun werden, eher eine größere Vollkommenheit beymeſſen, als ſie haben konnte. Aber die Frauen in Troja machten bunte Webereyen. Als Andromache von dem Tode ihres Gemahls benachrichtigt wurde, arbeitete ſie an einem Gewande, in das ſie bunte Blumen webte. *)

Sie webt' ein Gewand in der Kammer,
Groß und doppelt und hell, durchwirkt mit mancherley Kämpfen
Roſſebezähmender Troer und erzumſchirmter Achaier,
Welche ſie ihrethalb von Ares Händen erduldet.

Ilias III. 125. fg.

*) Αλλ' ἡγ' ἱστον ὑφαινε, μυχῳ δομου ὑψηλοιο,
διπλακα πορφυρεην, εν δε θρονα ποικιλ' επασσε.

Sondern ſie webt' ein Gewand, im innern Gemach des Palaſtes,
Doppelt und blendend weiß, und durchwirkt mit mancherley Bildwerk.

Ilias XXII. 440.

[ποικιλα θρονα überſetzt der Verf. fleurs de couleurs differentes: aber ποικιλος kann auch nur mannigfaltig bedeuten. Voß, welcher auch ſtatt

Wenn Blumen oder hiſtoriſche Gegenſtände eingewürkt werden ſollen, ſo muß vorher eine Zeichnung auf den Grundſtoff gemacht werden. Alſo war ſeit dem Trojaniſchen Kriege, wahrſcheinlich auch in den vorhergehenden Jahrhunderten, zuverläßig aber ſeit Homers Zeiten, die Art von Mahlerey, welche Plinius linearis nennt (franzöſiſch deſſin au ſimple trait) üblich, ja vielleicht war dieſe erſte Stufe des mahleriſchen Fleißes ſchon überſprungen. Denn da man ſich bereits verſchiedenfarbiger Wollenfäden bediente, und ſolche zuſammenſetzte, da man ſo mannigfaltige Gegenſtände, wie Schlachten, darſtellte, ſo mußte die Arbeiterinn eine farbige Zeichnung, als Model, vor ſich haben, oder dieſe auf den Grundſtoff ſelbſt gebracht ſeyn. Daher ſetzt dieſe Würkerey, dieſe Art von Mahlerey in trocknen Farben, nothwendig eine Mahlerey mit Farben, die im Naſſen aufgelöſet worden, voraus. Die Kunſt erhob ſich damals weit über den erſten Zuſtand der Kindheit, worin man einen Kopf durch einen Zirkel, den Körper durch ein längliches Viereck, und Arme und Beine durch gerade Linien bezeichnete. Ja ſie ſcheint ſogar damals, gegen

πορφυρεην, liest μαρμαρεην, überſetzt daher: mancherley Bildwerk. Auch zeigt Hr. Böttiger, in den Griechiſchen Vaſengemälden, 1. B. 3. Heft, S. 39. Anm. daß alle homeriſchen und frühern Gewebe gewöhnlich nur von zweyfarbigen Fäden waren.]

die Periode unter den erſten Künſtlern gehalten, deren Namen Plinius aufbewahrt hat, einem Ardices aus Korinth, und Telephanes aus Sicyon, welche unter ihre Figuren ſchrieben, was ſie bedeuten ſollten, ſchon Fortſchritte gemacht zu haben. *) Dieß war die Periode, in welcher, wie Aelian ſagt, die Kunſt noch in den Windeln lag, und die Gegenſtände ſo plump nachgeahmt wurden, daß man darunter ſchreiben mußte: dieß iſt ein Ochs, dieß ein Pferd, dieß ein Baum. **)

Zu bemerken iſt, daß dieſer Ardices und Telephanes, welche der Unbehülflichkeit ihrer Kunſt durch beygeſchriebene Erklärungen zu Hülfe kommen mußten, doch ſchon die zweyte Kunſtepoche ausmachten. In der erſten Periode nämlich begnügte man ſich, den Schatten eines Menſchen mit Linien zu umfaſſen, ***)

*) Primi exercuere Ardices Corinthius et Telephanes Sicyonius, ſine ullo etiamnum colere, jam tum ſpargentes lineas intus, ideo et quos pingerent adſcribere inſtitutum. Plin. L. XXXV. cap. 5.

**) Ὁτε ὑπηρχετο ἡ γραφικη τεχνη, και ην τροπον τινα εν γαλαξι και εν σπαργανοις, οὑτως αρα ατεχνως εικαζον τα ζωα, ὡςε επιγραφειν αυτοις τους γραφεας, τουτο Βους, εκεινο Ιππος, τουτο Δενδρον. (Var. hist. L. X. cap. 10.)

***) Graeci autem alii Sicyone, alii apud Corinthios repertam (adfirmant), omnes umbra hominis lineis circumducta. Plin. l. I cap. 3.

wie in den Silhouetten; dahingegen in der zweyten Epoche Ardices und Telephanes, welche zuerſt die Kunſt als Profeſſion trieben, (primi exercuere,) ihren Arbeiten ſchon einen künſtlichern Anſtrich gaben, und an der innern Seite der Linie einige Schattirung anbrachten; (jam tum ſpargentes lineas intus,) eine Manier, die wir bey unſern Zeichnungen mit Silberſtift oder der Feder noch anwenden. Wenigſtens halte ich dieß für die Meynung des Plinius, denn hätte er damit die Striche gemeynt, mit welchen man innerhalb des Conturs die Augen, den Mund und dergl. bezeichnete, ſo würde er dieſen Gedanken wohl deutlicher ausgedrückt haben.

Eine dritte Epoche, die Plinius als die zweyte anſieht, weil er die beyden erſten in eine zuſammenfaßt, war diejenige, worin man anfing, mit einer Farbe zu mahlen, welche Mahlerey die Griechen monochromaton nennen, (camaïeu). Dieſe Manier, ſagt er, ſey noch zu ſeiner Zeit üblich, wenn gleich eine mannigfaltigere und mühſamere bereits erfunden worden. Dieß iſt auch bey den Neuern der Fall; noch jetzt mahlt man mit einer Farbe, wie grau in grau, obſchon Titian, Rubens und Andre ſich als Meiſter im Colorit gezeigt haben. Plinius bezeichnet dieſe Epoche mit dem Namen zweyer Künſtler, wagt aber nicht zu entſcheiden, welcher der Erfinder davon ſey;

Digitized by Google

nämlich Philokles aus Aegypten und Kleanthes aus Korinth. *)

Die Erfindung, in dieſer leztern Manier zu mahlen, war viel wichtiger, als diejenigen glauben werden, welche die Kunſt nicht kennen. Ja wenn man auf den natürlichen Gang, welchen die Alten machen mußten, Acht hat, und von den einfachſten und rohſten Verſuchen ausgeht, ſo muß man, meines Erachtens, dieſe Erfindung — nach der von mir anzugebenden Ordnung — in eine fünfte Epoche ſezen. Man wird mir hoffentlich nicht den Vorwurf allzugewagter Hypotheſen machen, denn ich werde mich beſtreben der Natur Schritt vor Schritt zu folgen, und, um nicht in Irrthü-

*) Secundum, ſingulis coloribus, et monochromaton dictum, poſtquam operoſior inventa erat, duratque etiam nunc. Inventam dicunt a Philocle Aegyptio, vel Cleanthe Corinthio. Plin. l. l. ſect. 5. Die gemeine Lesart heißt: Inventam linearem dicunt; ich ziehe aber die Venetianiſche Ausgabe, die nach einer Handſchrift gedruckt iſt, und das, wie mir ſcheint, eingeſchobene Wort linearem nicht hat, vor. Die Erfindung des einfachen Umriſſes gehört in die Kindheit der Kunſt; der Urheber deſſelben wird ſchwerlich bekannt ſeyn: wichtiger aber war die Erfindung der Monochromen In dem Worte Aegyptio ſteckt vermuthlich ein Fehler, der Name Philokles iſt griechiſch, nicht ägyptiſch, und wäre dieſer Künſtler aus Aegypten geweſen, ſo würde ſeine Erfindung nicht in eine Geſchichte der griechiſchen Kunſt gehören.

mer zu verfallen, mich ſtets an Beyſpiele halten.

Anfangs begnügte man ſich die Gegenſtände durch einen ſehr unvollkommnen Umriß anzudeuten; dieß iſt die erſte Epoche, deren Exiſtenz man nicht läugnen kann, da ſie täglich von Kindern und von allen denjenigen erneuert wird, welche etwas zeichnen wollen, ohne von der Zeichenkunſt irgend Kenntniß zu haben.

In der zweyten Epoche, wovon ich die Denkmäler bey den Griechen ſelbſt, bey den Indianern, in Thibet und bis zu den Kalmuken finde, machte man dieſen Umriß mit größerm Fleiß, und um ihn mehr hervorzuheben und bis zu einer gewiſſen Entfernung unterſcheiden zu können, wurde das Innere ſchwarz gemacht, wie man bey uns einen ſchwarzen Papierbogen unter die Patronen ausgeſchnittener Bildniſſe legt. Mit einem Worte, man ſchloß den Schatten in den Umriß, wie Plinius erzählt; und — wovon er nichts erwähnt, — man gieng auch noch weiter, und zeichnete auf dieſen Schatten den Contur der Augen, der Augenbraunen, die Naſe, und den Anfang der Haare. Ich ſpreche hier nicht blos aus Muthmaaßung, ſondern nach noch übriggebliebenen Werken, beſonders einer alten Vaſe des Ritters Hamilton, welche in ſeiner Sammlung die erſte iſt. Die Jagd auf den Kaly-

Digitized by Google

doniſchen Eber, die Homer im neunten Buche der Ilias beſchreibt, findet ſich darauf abgebildet. Die Namen der Jäger ſind den Figuren, bis auf die von Meleager und Ancäus, welche berühmt genug waren, um keiner Bezeichnung zu bedürfen, an der Seite beygeſchrieben. Die Form der Buchſtaben beweiſet ihr Alter, ſie gleichen denen auf der Sigäiſchen Inſchrift, ja ſie ſcheinen ſogar noch älter zu ſeyn, und die Zeilen ſind βυςροφηδον geſetzt, d. h. auf eine Zeile von der linken zur rechten geſchrieben, folgt eine zweyte von der rechten zur linken. Die Figuren auf der Vaſe hingegen können nicht aus der Kindheit der Kunſt ſeyn, ſie ſind in richtiger, lebendiger Handlung, die Formen nicht ängſtlich und ſteif; der Schwan, der Adler und der Eber erheben ſich über erſte Verſuche, die Pferde ſind zart gezeichnet und in vieler Bewegung. Kurz ich halte dieſes Stück, ſo unvollkommen es auch iſt, doch für neuer als aus der zweyten Epoche, nur daß man vielleicht die Manier derſelben darin nachzuahmen ſtrebte.

Noch muß es eine *dritte* Epoche gegeben haben, von welcher Plinius nicht redet, welche aber die wähleriſche Induſtrie, wie mir ſcheint, nothwendig hat durchlaufen müſſen, und die ich ſchon durch die angeführten Homeriſchen Verſe angedeutet zu haben glaube. Ich meyne die, welche die Aſiatiſchen Völker, von deren

Kunſt wir das Meiſte wiſſen, erreicht haben, und auf welcher ſie ſtehen geblieben ſind; die immer von denen wiederholt werden wird, die, ohne die Miſchung und Schattirung der Farben zu verſtehen, mahlen wollen, mit einem Worte die Epoche des anfangenden und unvollkommnen Colorits, die wir das Illuminiren nennen. Da die Griechen ſchon den Schatten der Gegenſtände in einen Umriß eingeſchloſſen hatten, ſo unterließen ſie gewiß nicht, auch die Farben, mit den Farbeſtoffen, die ſie beſaßen, nachzuahmen. Wollten ſie alſo z. B. einen Mann darſtellen, der eine blaue Tunica und darüber einen rothen Mantel trug, ſo überzogen ſie vermuthlich den Theil des Umriſſes, der die Tunica vorſtellen ſollte, mit einem blauen, und den des Mantels mit einem rothen Grunde, aber ſchwerlich werden ſie auf das Helldunkel Rückſicht haben nehmen können, wozu weit feinere Beobachtungen erfordert wurden, als zu der eigenthümlichen, plump aufgetragenen Farbe. Zu dieſem Grade war die Kunſt vermuthlich geſtiegen, als Andromache Blumen von verſchiedenen Farben in das Gewand webte, und es iſt wahrſcheinlich, wiewohl es Homer nicht ſagt, daß ſich Helena auch verſchiedener Farben bediente, um den Kampf der Griechen und der Trojaner darzuſtellen.

Hier kommen wir wieder auf den Plinius zurück. Er giebt uns die vierte Epoche an,

Digitized by Google

die bey ihm die zweyte iſt. Ihre Entſtehung war, meines Erachtens, folgende. Man bemerkte endlich doch, daß die platt aufgetragenen Farben, eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Natur, das Runde und das Erhabene, nicht ausdrückten: alle Gegenſtände blieben eben ſo flach, wie der Grund, worauf ſie gezeichnet waren, dahingegen die Objekte in der Natur ſich wenden, vor oder zurücktreten, und ſich von einander abſondern.

Diejenigen, welche dieſe Beobachtung zuerſt machten — Plinius nennt ſie Ardices und Telephanes, wahrſcheinlicher iſt es aber, daß ihre Namen vergeſſen worden — dachten von ihrer Kunſt nicht ſo groß, um ſich auch die Fähigkeit zuzutrauen, die Farben in ihren Abſtufungen, und die Würkungen von Licht und Schatten zugleich darſtellen zu können. Indem ſie die plumpe Täuſchung der flach aufgetragenen Farben verließen, thaten ſie zugleich auf das Colorit Verzicht, und ſie begnügten ſich, zwey Phänomene der Natur nachzuahmen, das eine, wodurch ſie uns die Gränzen der Gegenſtände vermittelſt der Linien zeigt, welche die Conture beſchreiben, und das andere, wodurch ſie ihnen das Erhabene giebt. Mit Linien ahmten ſie dieſe Erſcheinungen der ſichtbaren Natur nach, indem ſie die Conture durch eine fortlaufende Linie, und durch mehr oder weniger feine Striche, die ſie über einander ſetzten, (ſpargentes

lineas intus) das Erhabene ausdrückten. Dieß war die vierte Epoche der Mahlerey.

Wenn man von dieſer Zeit an keine Meiſterſtücke hervorbrachte, ſo lag die Urſache in der Kunſt, nicht in der Verfahrungsart. Man hat in dem ſchönſten Zeitalter der neuern Kunſt geſehen, wie Polidoro da Caravaggio, einer der gelehrteſten Schüler Raphaels, der auch ſeine Fähigkeit in colorirten Gemählden dargethan hat, dieſe Gattung erneuerte, deren Erfindung man dem Ardices und Telephanes zuſchreibt, und Gebäude zu Rom mit ſeinen gekratzten Gemählden verzierte, die man al ſgraffitto nannte. Wenn er aber eine Verfahrungsart anzunehmen affektirte, welche in die erſte Jugendzeit der Griechiſchen Kunſt gehört, ſo wurde er dafür in allem Uebrigen einer der ſchätzbarſten Nachahmer der vervollkommneten griechiſchen Kunſt unter den Neuern.

So ſehr auch dieſer Künſtler durch die Schönheit und Richtigkeit ſeiner Zeichnung Bewunderung erweckte, und ſo ſehr ſeine Werke als vortrefliche Muſter für das Studium galten, ſo empfand man doch die Härte in dieſer Manier, und er erhielt keine Nachahmer. Ardices und Telephanes mußten, bey geringerer Geſchicklichkeit, nothwendig noch weit härtere Werke hervorbringen, weil die Schraffirungen einer gegen den Hintergrund abſtechenden Farbe, wenn ſie nicht ſehr künſtlich behandelt

werden, ſchneidend ausfallen. Das Verfahren dieſer Künſtler hatte freylich den großen Vortheil, das Spiel des Lichts und Schattens darzuſtellen, und den Objekten Erhabenheit, Rundung und das Zurückweichende zu verleihen; hingegen war aber auch der Fehler unvermeidlich, daß die Gegenſtände hart erſcheinen mußten, da doch die Natur in ihren Würkungen ſanft iſt. Wiewohl dieß nur der erſte Verſuch war, ſo mußte er dennoch bald zu einer andern Manier führen, welche mit gleichen Vortheilen viel Sanftheit vereinigen, ja noch eher, als die kolorirte Mahlerey, zur Harmonie führen kann, weil es leichter iſt, Töne allein, als Töne und Farben zugleich, in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Dieſe Manier iſt das vom Philokles oder Kleanthes erfundene Monochromaton; eine Benennung, die zwar nur den Gebrauch einer einzigen Farbe anzeigt, jedoch mit dem Zuſatze des Weißen, welches nicht unter die Farben gerechnet wird. Wenn der Künſtler z. B. ein monochromiſches Gemählde in Schwarz verfertigen will, ſo macht das Weiße das ſtärkſte Licht; das Licht verſchmilzt, indem es ſich ſanft über den Gegenſtand verbreitet, und dieſes allmählige Verſchmelzen entſteht, wenn man dem Weißen einen kleinen Zuſatz von Schwarz giebt; in den Mitteltinten wird das Schwarze vermehrt, rein Schwarz giebt den dunkelſten Schatten;

mit Weiß wird es wiederum verſetzt, um den Reflex zu mahlen, in dieſen Reflex aber, wenn er auch noch ſo pikant iſt, wird doch weniger Weiß beygemiſcht werden, als in die ſtärkſten Mitteltinten. Auf dieſe Art kann man durch Benutzung einer einzigen Farbe, der ſchwarzen, oder jeder andern, entweder unvermiſcht, oder mehr oder weniger mit Weiß verſetzt, das ganze Spiel des Lichts nachahmen, die Abnahme deſſelben und alle Abſtufungen der Luft-Perſpective, die ganze Würkung der umfließenden Luft, mit einem Worte die ganze Magie des Helldunkeln darſtellen. Auch haben die Italiener dieſer Manier zu mahlen den Namen Chiaroſcuro beygelegt. Dieſe Epoche, die wir als die fünfte in der Kunſt betrachten, iſt demnach eine der wichtigſten. Die Mahlerey, grau in grau, (camaïeu oder en clair-obſcur) giebt, wenn ſie ſo vollkommen als möglich iſt, der bunten Mahlerey, wie man ſie in einem großen Theile der Werke eines Michael Angelo, Raphael und andrer Meiſter der Schulen, die ſich durch die Farbengebung nicht ausgezeichnet haben, findet, ſehr wenig nach. Dazu kommt, daß ſie in dieſer Vollkommenheit, wovon die erſten Erfinder weit entfernt waren, darum, weil ſie alle Erforderniſſe der Gattung erfüllt, untadelhaft iſt, ſtatt daß man, bey der mittelmäßigen Ausführung der bunten Mahlerey, das verlorne Beſtreben eines Künſtlers

Digitized by Google

wahrnimmt, der eine Schwierigkeit vergebens zu überwinden trachtet.

Auf dieſe Epoche folgte eine ſechſte, welche Plinius mit dem Namen des Kleophantus aus Korinth bezeichnet. Dieſer colorirte zuerſt ſeine Gemälde mit dem Staube von Scherben. Wenn er, nach der Vorausſetzung des Herausgebers der Hamiltonſchen Vaſen, aus dieſen Scherben nichts als Schwarz, Weiß und Roth, das dem Röthel gleich kam, ziehen konnte, ſo war es nur der erſte Schritt zur colorirten Mahlerey; und man kann dieſen Verſuch mit unſern Zeichnungen à trois crayons vergleichen.

Plinius läßt es unentſchieden, ob Kleophantus, der Erfinder dieſer Manier, derſelbe geweſen ſey, der, nach Cornelius Nepos, dem Demaratus, Vater des ältern Tarquinius, nach Italien gefolgt ſey, als dieſer, der Grauſamkeit des Cypſelus zu entgehen, aus ſeinem Vaterlande flohe. *) Dieſer Tyrann unterjochte, nach der Bemerkung unſers gelehrten Collegen Larcher, ſein Vaterland ſechshundert drey und ſechszig Jahre vor dem Anfange unſrer Zeit-

*) Primus invenit eas colorare, teſta, ut ferunt, trita, Cleophantus Corinthius. Hunc aut eodem nomine alium fuiſſe, quem tradit Cornelius Nepos ſecutum in Italiam Demaratum, Tarquinii Priſci, romani regis, patrem, fugientem a Corintho injurias Cypſeli tyranni, mox docebimus. [Lib. XXXV. cap. 3. ſect. 5.]

rechnung. *) Noch zu Pauſanias Zeiten ſah und bewunderte man den Kaſten, in welchem ihn ſeine Mutter als Kind eingeſperrt hatte; er war aus Cedernholz, theils mit Figuren aus Gold und Elfenbein eingelegt, theils mit erhobener Arbeit aus Cedernholz ſelbſt. Nach der einfachen Beſchreibung, die wir davon haben, kann man die Arbeit dieſes Kunſtwerks, deſſen Urheber unbekannt iſt, nicht würdigen; wahrſcheinlich aber war die Kunſt daran größer, als man ſie zu der Zeit vorausſetzen kann, worin die höchſte Erfindung der Mahler darin beſtand, ihre Bilder mit Farben aus zerriebenen Scherben zu coloriren. Ich ſollte daher glauben, daß der Kleophantus, von dem ſich dieſe Erfindung herſchrieb, früher lebte, als der Begleiter des Demaratus.

Plinius benimmt uns ſelbſt allen Zweifel darüber, wenn er erzählt, daß Kandaules, König von Phrygien, ein Gemählde des Bularchus mit Gold aufwog, und hinzuſetzt, dieſer König ſey in der achtzehnten Olympiade geſtorben, d. i. ſiebenhundert und zwey Jahre vor unſrer Zeitrechnung, und neun und dreyßig vor der Herrſchaft des Cypſelus. **) Werke

*) M. ſ. deſſen 219. Anm. zu Herodot, B. V. und das 16. Cap. der Chronologie.

**) Quid, quod in confeſſo perinde eſt, Bularchi pictoris tabulam in qua erat Magnetum proelium, a Candaule, rege Lydiae,

einer angenehmen Kunſt wiegt man mit Golde nicht auf, wenn die Kunſt, noch im Zuſtande der Rohheit, nichts Angenehmes darbietet. Ueberhaupt geſchieht dieß ſelten mit Werken lebender Künſtler; ſie um einen ſo hohen Preiß anzuſchlagen, muß erſt die Zeit den Ruf des Künſtlers nach ſeinem Tode bewährt, und der Neid aufgehört haben, ihn zu verfolgen. Alſo zu Kandaules Zeiten hatte die Mahlerey ſchon einige Reize. Bularchus, deſſen Werke er ſo theuer bezahlte, ſcheint mithin vor ihm gelebt zu haben. Man kann demnach, mit Plinius, annehmen, daß die Kunſt, obſchon noch nicht ganz vollkommen, *) dennoch ſehr geſchätzt

Heraclidarum noviſſimo, qui et Myrſilus vocitatus eſt, repenſum auro? tanta iam dignatio picturae erat. Id circa aetatem Romuli acciderit neceſſe eſt; duo enim de viceſima olympiade interiit Candaules. (Lib. XXXV. cap. 8. ſect. 34.)

*) Man hat hier den Plinius eines Widerſpruchs beſchuldigt, als ob er behauptet habe, die Kunſt ſey ſchon auf dem Gipfel geweſen, da er doch ſelbſt die Fortſchritte, die ſie in der Folge gemacht, auseinandergeſetzt, und dadurch ihre vormalige Unvollkommenheit beſtätigt habe. Wir wollen durch Hülfe der verſchiedenen Lesarten dieſer Stelle, eine Rechtfertigung des Autors verſuchen. Manifeſta jam tum claritate artis adeo non abſolutae. So lieſt die Handſchrift des Voßius, dem Brotier folgt. Das Manuſcript in der Nationalbibliothek hat: Claritate artis adeo abſolutiore (ſ. Brotier, in der 9. Anm. zum 8. Kap.) woraus man abnehmeu könnte, daß

wurde, und, was ich nochmals wiederhole, um ſehr hoch geſchätzt zu werden, mußte ſie ſchon im Stande ſeyn, zu gefallen.

Uebrigens war es eitler Nationalſtolz, wenn ſich Plinius einbildete, die Mahlerey habe in Italien weit ſchnellere Fortſchritte gemacht, als in Griechenland; weit wahrſcheinlicher iſt es, daß die Künſte, die in dem eigentlichen Griechenland entſtanden, und nach Groß-Griechenland übergegangen waren, ſich nach Latium, Lanuvium, Ardea, verbreitet haben, wo man, zu den Zeiten der Kayſer, ſehr wohl erhaltene Ge-

die Kunſt ſich zu vervollkommnen anfinge. In der Handſchrift, die Dalechamp ſah, ſtand: Claritate artis tantum non abſolutae; was eine Kunſt, die ſich ihrer Vollkommenheit ſehr nähert, andeutet. Hier ſind alſo drey Lesarten, in welchen Plinius gerechtfertigt wird. Freylich lieſt man in Hardouins, und in der Leipziger, von Franz beſorgten Ausgabe: Manifeſta jam tum claritate artis atque abſolutione; ſoll man aber einen Autor für die üble Wahl in der Lesart, die ſeine Herausgeber treffen, verantwortlich machen? Ja wenn man auch die Hardouinſche annähme, ſo könnte man ſie immer noch ſo erklären, daß, nach Plinius, alle Parthien der Kunſt bereits erfunden, und daß die Kunſt ſchon in allen ihren Theilen vollſtändig geweſen ſey, ohne darum eine Vollkommenheit derſelben anzunehmen. Alle Parthien der Kunſt waren zu Peruginos Zeiten bekannt; aber Raphael, Tizian und Correggio erwarben ihr neue Vollkommenheiten, indem ſie einige dieſer Parthien auf einen höhern Grad erhoben.

Digitized by Google

Gemählde ſah und noch bewunderte, welche älter als Rom waren. *) Plinius ſelbſt, der uns die Inſchrift aufbewahrt hat, welche auf den Gemählden in dem Tempel der Juno zu Rom ſtand, reicht uns die Waffen gegen ſich in die Hände, da wir daraus ſehen, daß ſie von einem Aetolier, Namens Ludius Helotas, herrührten. **) Es war der nämliche Ludius, der zu Lanuvium die ſchönen Figuren der Atalanta und Helena gemahlt hatte, die Caligula rauben wollte. †) Die Kunſt hatte alſo in Grie-

*) Jam enim abſoluta erat pictura etiam in Italia. Extant certe hodieque antiquiores urbe picturae Ardeae in aedibus ſacris, quibus equidem nullas aeque demiror tam longo aevo durantes, in orbitate tecti, veluti recentes. Similiter Lanuvii, etc. (Cap. III. ſect. 6.) — Ardea, zwanzig Meilen von Rom gelegen, war die Hauptſtadt der Rutuler, nachher der Lateiner, berühmt durch ihre Schwefelquellen. Lanuvium: jetzt Civita Indovina, lag funfzehn Meilen von Rom, an der Appiſchen Straße.

**) Dignis digna loco picturis condecoravit
Reginae Junonis ſupremi conjugis templum
Marcus Ludius Helotas Aetolia oriundus,
Quem nunc, et poſt ſemper, ob artem hanc
Ardea laudat.
(Cap. X. ſect. 37.)
Digne doctiloqueis picturis, etc. (Gruteri inſcript.)
Hardouin lieſt: Dignis digna loca, etc.

†) Similiter Lanuvii, ubi Atalante et Helena cominus pictae ſunt nudae ab eodem artifice, utraque excellentiſſima forma, ſed altera ut virgo, ne ruinis quidem templi concuſſae.

chenland ſchon Fortſchritte gethan, ehe Kleophantus den Demaratus auf ſeiner Flucht begleitete. Um zu beweiſen, daß die Kunſt ſchon in Italien vollendet geweſen ſey, beruft ſich Plinius auf Werke, die, nach ſeinem eignen Geſtändniß, von griechiſcher Hand verfertigt waren. Deshalb alſo gebührt Griechenland der Ruhm, den er Italien beylegen will.

Dieſe Bemerkung beweiſet, daß ſich die zeichnenden Künſte bey den Griechen ſeit der zwanzigſten Olympiade, ich will nicht ſagen, zur größten, aber doch zu keiner geringen Vollkommenheit erhoben; und wir haben Urſach, uns mit dem Plinius über die Nachläßigkeit der Schriftſteller zu beſchweren, die erſt in der vier und zwanzigſten Olympiade von der Mahlerey zu reden anfangen. Auch hätte er ſie über das Stillſchweigen, das ſie von den Bildhauern vor Phidias beobachteten, mit Recht tadeln können; gleichwohl beruht Bianconi's *)

Cajus princeps eas tollere conatus eſt, libidine accenſus, ſi tectorii natura permiſiſſet. (Cap. III. ſect. 6.) Die Worte: ab eodem artifice ſind ſo zu verſtehen, daß ſie von dem nämlichen Künſtler herrührten, der den Tempel zu Ardea gemahlt hatte. Denn hätte Plinius ſagen wollen, die Statüen der Atalanta und der Helena wären von einem Meiſter verfertigt geweſen, ſo würde er geſagt haben, ab uno artifice. Gleichwohl haben die Ueberſetzer die Stelle im letztern Sinne genommen.

*) Parere intorno a una medaglia di Siracuſa.

Syſtem auf dieſem Stillſchweigen, welcher der Meynung iſt, die Kunſt habe lange in Sicilien geblüht, ehe ſie in Griechenland irgend ein Aufſehen gemacht. Zum Beweiſe ſeiner Behauptung führt er Münzen der Stadt Gela an, auf welchen man, nach der Zeitfolge, in der ſie geprägt worden, die Kindheit ſo wie das männliche Alter der Kunſt wahrnimmt, ob dieſe Stadt gleich zu Anfange der ſechs und neunzigſten Olympiade zerſtört worden iſt. Kann man aber aus den Gründen, daß die Kunſt ſchon vor der achtzigſten, oder auch vor der ſechs und neunzigſten Olympiade in Sicilien blühte, und daraus, daß ſie ſich in frühern und ungewiſſen Zeiten im Zuſtande der Kindheit befand, den Schluß ziehen, daß ſie aus Sicilien nach Griechenland gekommen ſey, da

In Bologna 1763. Bianconi's Syſtem zerfällt durch eine Stelle des Pauſanias. Dieſer erzählt, daß der erſte Dädalus, aus dem Gefängniſſe in Kreta ſich nach Sicilien flüchtete, und ſein Name daſelbſt, ſo wie in einem großen Theile Italiens, berühmt wurde. (L. VII. [cap. 4. II. 247. ſ. Fac.)] Weit entfernt alſo, daß die Künſte in Sicilien entſtanden und von da nach Griechenland übergegangen wären, war es vielmehr Sage, der erſte Meiſter unter den Sicilianern ſey Dädalus geweſen. Freylich hatte er ihnen die Kunſt noch ſehr unvollkommen, und gleichſam im Entſtehen zugeführt, aber die Zöglinge ſeiner in Sicilien geſtifteten Schule vervollkommneten ſich nach und nach eben ſo, wie ihrer Seits die Künſtler in Griechenland.

man ſieht, daß die Griechen ſeit der zwanzigſten Olympiade einen Mahler hatten, deſſen Werke in ſehr hohem Preiße ſtanden; da uns die Geſchichte einen Griechen bekannt macht, der ſchon vor der Gründung von Rom, die man in die ſechszehnte Olympiade, (d. i. ſieben hundert drey und funfzig Jahre vor unſrer Zeitrechnung) ſetzt, in Lanuvium Gemählde verfertigte, die noch zu den Zeiten des Caligula bewundert wurden? Wenn ein griechiſcher Mahler ſchon in der ſechszehnten Olympiade in Italien mit glücklichem Erfolge arbeitete, ſo hat die Kunſt wahrhaftig Zeit genug gehabt, vor der Zerſtörung von Gela nach Sicilien zu kommen.

Ohne uns bey dieſen alten Epochen allzulange aufzuhalten, dürfen wir die Bildſäulen des Harmodius und Ariſtogiton als durchaus verächtliche und ungeſtaltete Verſuche der Kunſt betrachten? Dieſe Statüen, deren Alter unbekannt iſt, wurden im erſten Jahre der fünf und ſiebzigſten Olympiade (480 Jahr vor unſrer Zeitrechnung) vom Xerxes aus Athen weggeführt, von Alexander in Suſa erobert und mit Ehren wieder nach Athen zurückgebracht, wo man ſie noch zu Arrians Zeiten ſah. *) Thu-

*) Πολλα δε και αλλα κατεληφθη αυτȣ, ὁσα Ξερξης ἀπο της Ἑλλαδος ἀγων ἠλθε· τα τε ἀλλα, και Ἁρμοδιȣ και Αριϛογειτονος χαλκαι εἰκονες· και ταυτας Αθηναιοις πεμπει ὀπισω Ἀλεξανδρος, και νυν κειται

cydides giebt uns von dem blühenden Zuſtande der Kunſt bey den Athenienſern vor dem Einfall des Xerxes einen Begriff, wenn er erzählt, daß ſie nach dem Rückzuge der Perſer die Säulen und ausgehauenen Steine ihrer alten Denkmäler gebraucht hätten ihre Mauern wieder aufzubauen. *) Alſo erhoben ſich die Künſte Athens erſt wieder mit den Mauern der Stadt, und weil der größte Theil der Kunſtwerke, auf Themiſtokles Rath, mit den Mauern zerſtört, oder vom Xerxes weggeführt worden war, ſo ſprach man von dieſen Werken und ihren Urhebern weiter nicht. Dieß iſt die Urſache des von den Griechen beobachteten Stillſchweigens, welches Plinius tadelt; aber nimmermehr glaublich iſt es, daß ein Phidias habe erſcheinen können, wenn ihm nicht eine Menge ſchätzbarer Künſtler voraus gegangen wären.

Wie kommt es, daß man keine guten griechiſchen Münzen aus einem Zeitalter findet, wo ſie in Gela beſſer waren? Dieſe Frage

Αθηνησιν εν Κεραμεικῳ αἱ εἰκονες. (Arrian de exped. Alex. L. III. [cap. 16.])

*) Οἱ γαρ θεμελιοι παντοιων λιθων ὑποκεινται, και ȣ ξυνειργασμενων ἐϛιν ῃ, αλλ᾽ ὡς ἑκαϛοι ποτε προσέφερον· πολλαι τε ϛηλαι απο σηματων, και λιθοι ειργασμενοι εγκατελεγησαν. (Thucyd. L. I. [cap. 93.]) Der Scholiaſt fügt die Erklärung bey: απο σηματων, απο βασεων ανδριαντων· ειργασμενοι, οἱον γεγλυμμενοι, τυπους τινας και προσωπα εχοντες.

könnte einigermaaßen verlegen machen, wenn es nicht bekannt wäre, daß die Münzen zuweilen vernachläßigt wurden, ob man gleich die andern zeichnenden Künſte vervollkommnete. So wandten die Athenienſer auf ihre Münzen ſelbſt in demjenigen Zeitalter keine Mühe, in welchem ihre größten Bildhauer blühten.

Aber wieder auf den Bericht des Plinius zu kommen. Nachdem er vom Bularchus geſprochen, ſpringt er über mehr als 200 Jahre hinweg, ohne nur einen Künſtler oder ein Kunſtwerk zu erwähnen. Es könnte daraus die Vermuthung entſtehen, die Kunſt ſey, nach dem Bularchus, in einen Zuſtand der Unthätigkeit, oder gar in Nichts zurück gefallen, wenn uns die Zeit nicht einige Gedichte des Anakreon aufbewahrt hätte. Dieſer Dichter, ein Freund des Polykrates, des Tyrannen von Samos, der im dritten Jahre der vier und ſechszigſten Olympiade (522 vor unſrer Zeitrechnung) *) ſtarb, entdeckt uns eine Mahler-Schule, die auf der Inſel Rhodus blühte. Er redet einen Künſtler an, und nennt ihn den König der rhodiſchen Kunſt, (d. i. den treflichſten Mahler in Rhodus). **) Die Verſe des Anakreon

*) Nach der chronologiſchen Tabelle des gelehrten Larcher.

**) Αγε, ζωγραφων αριϛε,
γραφε, ζωγραφων αριϛε,
Ῥοδιης κοιρανε τεχνης.

— — — — — —

erwähnen — und dieß muß man wohl bemerken — vier Farben, ſchwarz, weiß, blau, und roth. Erſt, ſagt der Dichter, zum Mahler, von dem er ein Bild ſeiner Geliebten verlangt, mahle ihr weiches, ſchwarzes Haar, und unter das ſchwarze *) Haar eine Stirne von Elfenbein. — Schwarz ſey die Augenwimper. Den Blick ihres Auges mahle mir aus Feuer, es ſey blau, wie Athene's, ſchwimmend wie Kythere's Auge. Um Naſe und Wangen zu mahlen, miſche Milch und Roſen. — Sie ſelbſt umgieb mit einem purpurfarbnen Ge-

γραφε μοι τριχας το πρωτον
απαλας τε, και μελαινας.
— — — — — —
γραφε δ' εξ ὁλης παρειης
ὑπο πορφυραισι χαιταις
ελεφαντινον μετωπον.
— — — — —
βλεφαρων ιτυν κελαινην.
Το δε βλεμμα νυν αληθως
απο τȣ πυρος ποιησον,
ἁμα γλαυκον, ὡς Αθηνης,
ἁμα ὑγρον, ως Κυθηρης.
Γραφε ῥινα, και παρειας,
ῥοδα τῳ γαλακτι μιξας.
— — — — — —
Στολισον το λοιπον αυτην
ὑποπορφυροισι πεπλοις.
— — — — — —
Απεχει' βλεπω γαρ αυτην'
ταχα, κηρε, και λαλησεις.

Ode 28. und im Vatikanſchen Manuſcript die 15te.

*) [Πορφυραισι überſetzt der Verf. pourprée; hier aber ſcheint es ſchwarz zu bedeuten. M. ſ. Fiſcher zu d. Stelle.]

wand.“ — Nun nimmt der Dichter an, der Mahler führe ſein Bild eben ſo ſchnell aus, als er es angiebt. „Es iſt gut! ſetzt er hinzu, ſchon erblick' ich ſie; bald wird das Wachs reden.“

Dieſe letzten Worte darf man nicht überſehen. Sie ſind wichtig für die Geſchichte der Kunſt. Plinius ſucht den Urſprung der Wachsmahlerey oder der Enkauſtik in den Zeiten nach dem Anakreon, und der Dichter ſagt uns, daß die Rhodiſchen Mahler ſich ſchon zu ſeiner Zeit derſelben bedienten. Und wenn er in einem andern Liede dem Mahler das Bild des Bathyllos mit ſprechender Aehnlichkeit zu mahlen aufträgt, ſo ſagt er: „Auch ſchweigend müſſe das Wachs zu ſprechen ſcheinen.“ *)

Der Graf Caylus, der ſich durch ſeine Liebe zu den Künſten, und ſeinen Eifer, die Künſtler auf den reinen und richtigen Geſchmack des Alterthums zurückzubringen, berühmt gemacht hat, glaubte die Enkauſtik der Alten wieder gefunden zu haben, hat aber in der That nichts weiter als eine neue Art mit Wachs zu mahlen erfunden, eine Methode, worin verſchiedene Künſtler mehr oder weniger glückliche Verſuche gemacht haben, die aber

*) Το δε παν, ὁ κηρος αὐτος
εχετω λαλων σιωπη.
(29 Ode, oder nach der Vatikanſchen Handſchrift die 16te.)

bald wieder aufgegeben worden iſt. Von der Enkauſtik der Griechen iſt uns ſo wenig bekannt, daß wenn ſie auch wieder gefunden würde, man dennoch nicht zu der Ueberzeugung gelangen könnte, es ſey würklich die verlorne. Allein es iſt bewieſen, daß der Graf Caylus, welcher die Procedur der Mahler zu erneuern glaubte, würklich nichts weiter als eine Manipulation fand, die vielleicht derjenigen ziemlich nahe kam, welcher man ſich beym Anſtreichen der Schiffe bediente. Wir wollen hierüber den Plinius hören, der uns allein davon Auskunft geben kann, ſo unvollſtändig ſie auch iſt. „Es iſt ausgemacht, ſagt er, daß es vor Alters zwey Arten von enkauſtiſcher Mahlerey gab, die eine mit Wachs, die andre in Elfenbein, durch das ceſtrum, (d. i. Griffel, oder Grabſtichel,) bis man auch die Flotten mahlte. Alsdann kam nämlich eine dritte Manier hinzu, Wachs an Feuer zerſchmolzen mit dem Pinſel aufzutragen, und dieſe Mahlerey widerſteht auf Schiffen der Sonne, dem Meerwaſſer und den Winden.“ *)

*) Encauſto pingendi duo fuiſſe antiquitus genera conſtat, cera, et in ebore, ceſtro, id eſt viriculo, (Cod. Vet. veruculo) donec claſſes pingi coepere. Hoc tertium acceſſit, reſolutis igni ceris penicillo utendi; quae pictura in navibus nec ſole, nec ſale, ventisque corrumpitur. (Cap. XI. ſect. 41.) [M. ſ. v. der enkauſtiſchen Mahlerey Hrn. Rode zur Ueberſ. des Vitruv, Th. 2. S. 125. Hrn.

Hier haben wir drey ſehr verſchiedene Arten von enkauſtiſcher Mahlerey. Nach der erſten wurde auf Wachs gemahlt. Wie aber? das ſagt Plinius nicht; nur dieß lehrt er, daß man ſich des Griffels oder Grabſtichels bediente. Nach der zweyten wurde auf Elfenbein, und auch mit dem Griffel gearbeitet, aber ohne Wachs. Alſo war dieß nicht ſowohl eine eigentliche Mahlerey, als eingegrabene Arbeit, (gravure) die man mit einem glühenden Grabſtichel auf Elfenbein machte. *) Die eingeſchnittenen Linien waren gelblich ſchwarz, und machten ſich von dem Weißen des Elfenbeins los. Zu der dritten Methode der Enkauſtik,

Böttiger's Geſchichte der Enkauſtik der Alten, und der Verſuche ſie wieder herzuſtellen. Im Mode-Journ. 1794. Monat Okt. Nov. Dec. und: Commentarios de la pintura encauſtica del pinçeal, von D. Pedro Garcia de la Huerta; welche Fiſcher in ſ. Reiſe nach Madrid (S. 307. 2te Ausg.) anführt.]

*) Deinde alterum picturae huius genus ſic ſe habuiſſe certum eſt. Stylo ferreo, igne candefacto, inurebant ebori aut cornibus lineas, quibus quas vellent imagines exprimerent. — Hoc intererat, quod linearum ductus in ebore cornuve minus eſſent profundi, uniusque tantum coloris, fusci ſcilicet aut nigri: plane ſicut ante paucos annos, in thecis corneis, quibus pulverem recondebant tormentarium, in manubriis enſium aut cultrorum corneis oſſeisve fieri conſueverat: atque ita quidem haec pictura ſe habebat in ebore cornuve. (Scheffer, Graphice, §. 16.)

die man bey den Schiffen anwendete, bediente man ſich geſchmolzenen Wachſes und des Pinſels, und gerade eine Manier, mit dem Pinſel zerſchmolzenes Wachs aufzutragen, iſt es, welche der Graf Caylus eher erfunden als wieder gefunden hat. Es iſt alſo nicht die Manier der Rhodiſchen und ſo vieler andern großen Mahler des Alterthums.

Plinius ſelbſt berichtet, daß man ſich des Pinſels nicht bediente, wie Scheffer ſehr wohl bemerkt hat: In prioribus duobus ergo non eſt uſus penicilli, ſed veruculi. Auch erzählt jener Schriftſteller, daß Pauſias, ein Mahler in der Enkauſtik zu Theſpiä oder Theben, mit dem Pinſel von Polygnotus verfertigte Gemählde aufgemahlt, und ſich dazu gleichfalls des Pinſels bedient habe; bey angeſtellter Vergleichung aber blieb er hinter dieſem weit zurück, weil es nicht ſein Fach war, worin er mit ihm gewetteifert hatte. *)

Wenn alſo Graf Caylus viererley Manieren in Wachs und mit dem Pinſel zu mahlen gefunden hat, ſo iſt er nur der Methode, welche die Alten anwendeten, um ihre Schiffe anzuſtreichen, nahe gekommen.

*) Pinxit et ipſe penicillo parietes Theſpiis (al. Thebis), cum reficerentur quondam a Polygnoto picti; multumque comparatione ſuperatus exiſtimabatur, quoniam non ſuo genere certaſſet. (Cap. XI. ſect. 40.)

Die vierte Methode des Grafen Caylus iſt dieſe: zuförderſt mit Waſſerfarben zu mahlen, und das Gemählde mit Wachſe zu überziehen; man bediente ſich ihrer, um den Zinnober (minium) auf die Wände feſt zu gründen; der, ohne dieſe Vorſicht, in kurzem ſeinen Glanz völlig verlor. Man machte puniſches Wachs mit etwas Oel an, und überzog damit die gefärbte Wand mit Hülfe des Borſtpinſels; dann wurde dieſes Wachs, ſammt der Mauer, durch Kohlen in einem eiſernen Becken erwärmt, bis es ſchwitzte, und ſich über und über gleich vertheilte, und endlich das Ganze mit Wachslicht und reinen leinenen Lappen gebohnt, wie man mit den nackten marmornen Bildſäulen zu verfahren pflegt. Dieß war die Methode, welche Plinius und Vitruvius beynahe in denſelben Ausdrücken angeben, und die von der Methode der eigentlichen Mahler (peintres de tableaux), abwich. *) Es war nicht einmal eine Enkauſtik,

*) At ſi quis ſubtilior fuerit, et voluerit expolitionem miniaceam ſuum colorem retinere, cum paries expolitus et aridus fuerit, tum ceram puniceam, igni liquefactam, paulo oleo temperatam; ſeta inducat. Deinde poſtea carbonibus in ferreo vaſe compoſitis, eam ceram apprime cum pariete calefaciendo, ſudare cogat, fiatque ut peraequetur. Poſtea cum candela linteisque puris ſubigat, uti ſigna marmorea nuda curantur. Haec autem καυσις graece dicitur. (Vitruv. Lib. VII. cap. 9.)

weil das Brennen nur auf der Oberfläche geſchah; es war Brennen, aber nicht Einbrennen, auch nennt es Vitruvius καυσις, nicht εγκαυσις.

Ein Gelehrter, der, nach ſeiner eignen Erzählung, die Mahlerey von ſeiner Kindheit an geübt, und, als er ſein Buch, das er Graphice überſchrieb, ausarbeitete, mehr Zeit auf dieſe Kunſt als auf die Wiſſenſchaften verwendet hatte, *) Johann Scheffer, glaubt, das Verfahren bey der Enkauſtik für Gemählde habe mit der bey der Moſaik üblichen Methode einige Aehnlichkeit gehabt. Er nimmt an, der Mahler habe mit dem glühenden Grabſtichel die Linien, welche die nachzuahmenden Gegenſtände darſtellten, auf hölzerne Tafeln eingegraben, ſie ſodann mit gefärbtem Wachſe aus-

Solis atque lunae contactus inimicus; remedium, ut parieti ſiccato cera punica, cum oleo liquefacta, candens ſetis inducatur, iterumque, admotis gallae carbonibus, aduratur ad ſudorem usque; poſtea candelis ſubigatur ac deinde linteis puris, ſicut et marmora nitescunt. (Plin L. XXXIII. cap. 7.)

*) Ut opusculum hoc ſcriberem, plura me impulerunt: initio ars ipſa, inde a prima pueritia, inſtinctu naturae ſolius, amata mihi plurimum et exercita; dein tempus, quod in ea collocavi, non profecto minus, ſi non maius, quam in litteris. In Praefat. Scheffer war 1621 in Strasburg geboren, und, als er dieſe Vorrede zu Upſala 1669 ſchrieb, 48 Jahr alt.

gefüllt, und endlich die Oberfläche des ganzen Werks mittelſt Feuer geebnet. *) Vielleicht glättete man das Bild ungefähr auf eben die Art, wie man beym Glätten der Wände verfährt.

Nun kommen wir auf die Stelle des Plinius, die man als eine kurzgefaßte Geſchichte der Mahlerey anſehen kann. Obgleich die Ordnung dieſer Geſchichte mit der Zeitfolge nicht durchgängig übereinſtimmt, ſo wollen wir doch ſoviel möglich allen den Künſtlern, die ſich durch ihre Talente oder durch beſondere Erfindungen ausgezeichnet haben, ihre Plätze darin anzuweiſen ſuchen.

Nach dem Bularchus nennt Plinius keinen Mahler, der älter wäre als Phidias; dieß iſt derſelbe, der unter den größten Bildhauern des Alterthums einen ſo anſehnlichen Rang behauptet. Mit der Mahlerey machte er den Anfang, und die Zeit, wo er ſich durch dieſe Kunſt bekannt machte, **) kann in die neun und ſiebzigſte Olympiade fallen, deren erſtes

*) In tabulis ligneis, vel alterius materiae, urebantur ductus lineares, qui figuram referebant futurae picturae. Ductus illi poſtea implebantur cera diverſi coloris, pro ratione imaginis, quae mox aequabantur tabulae, admotis ignibus. (Graphice, §. 16.)

**) Als Bildhauer ſetzt ihn Plinius in die 83 Olympiade.

Digitized by Google

Jahr mit dem 464ſten unſrer Zeitrechnung übereinſtimmt. In Athen mahlte er einen Jupiter Olympius. *) Voſſius, **) und nach ihm andre Gelehrte, worunter auch der Abbé Brotier iſt, behaupten, dieß Gemählde habe den Perikles vorgeſtellt, und erſterer führt eine Menge Stellen zum Beweiſe an, daß dieſer bekannte Demagog den Beynamen des Olympiers geführt habe. Dieſe Behauptung wird nicht geläugnet, daran aber kann man mit Herrn Heyne zweifeln, †) daß unter dem Worte Olympius allein, ohne nähere Bezeichnung, Perikles verſtanden worden, und noch mehr daran, daß Phidias ſchon in ſeiner Jugend das Bild des noch unbekannten Perikles gemahlt, und man daſſelbe mit dem Namen des Olympiers bezeichnet habe, den Perikles noch gar nicht führte. Hierzu kommt, daß in Dalechamp's Handſchrift Olympiumque Jovem ſtand, und dieſe Lesart reicht hin uns vor der Erneuerung einer falſchen Erklärung zu bewahren, die ſchon an ſich widerſinnig iſt.

*) Cum et Phidiam ipſum initio pictorem fuiſſe tradatur, Olympiumque ab eo pictum. (Plin. l. l. ſect. 34.)

**) [Oder vielmehr Gronov zu dieſer Stelle des Plinius.]

†) In der angeführten Abh. [Th. 1. S. 217.]

Digitized by Google

Panänus, des Phidias Bruder, wird in die drey und achtzigſte Olympiade (448 J. vor unſrer Zeitrechnung) geſetzt. Er verfertigte für die Athenienſer ein bedeutendes Werk, die Schlacht bey Marathon. Die Mahler, ſagt Plinius, hatten bereits ſo viel Fertigkeit im Gebrauch der Farben erworben, daß er darin die Porträts der Heerführer dargeſtellt haben ſoll, nämlich von Athenienſiſcher Seite den Miltiades, Callimachus und Cynegirus, von Perſiſcher den Datis und Artaphernes. *) Man muß hierbey bemerken, daß die Ausdrücke des Plinius nicht ganz precis ſind, und der geringſte Verſtoß gegen die Genauigkeit des Ausdrucks iſt von nachtheiligen Folgen, wenn die allmähligen Fortſchritte der Kunſt angegeben werden ſollen. Zu des Panätius Zeiten konnte man wohl die Portraits ähnlich machen, ohne eben mit dem Gebrauche der Farben ſehr bekannt zu ſeyn; denn obſchon die Farben zur Aehnlichkeit beytragen, ſo entſteht ſie doch hauptſächlich aus des Richtigkeit des Contours. So wie Bildniſſe durch Bildhauerarbeit, durch Kupferſtich und Zeichnung ſehr ähnlich gemacht wer-

*) Adeo jam colorum uſus increbuerat, ut, in eo praelio, iconicos duces pinxiſſe tradatur, Athenienſium Miltiadem, Calllmachum, Cynegirum; Barbarorum Datim, Ataphernem. Cap. VIII. ſect. 34.

werden können, ſo konnte es auch durch Monochromen, und ehe die Farben bekannt wurden, geſchehen. Nimmt man aber an, daß die Bildniſſe der Heerführer getroffen geweſen, ſo muß man auch zugeſtehen, daß damals die griechiſchen Mahler ſchon eine mehr als mittelmäßige Präciſion im Zeichnen erworben hatten. Und dieſes Verdienſt konnte den Zeitgenoſſen des Phidias nicht fehlen.

Es iſt bekannt, daß man zu Athen, ſelbſt in dem ſchönen Alter der Kunſt, die Gemählde in der Pöcile ſchätzte, an welchen Panänus Theil hatte. *) Er hatte einen Nebenbuhler, der ſeiner würdig war, den Timagoras aus Chalcis. Die Wettſtreite in der Mahlerey wurden zu ihrer Zeit in Korinth und in Delphi gehalten; in letzterer Stadt ſiegte Timagoras in den Pythiſchen Spielen über Panänus; und zu Plinius Zeiten war noch ein Gedicht bekannt, worin er ſelbſt ſeinen Sieg beſungen hatte. **) Dieſe mahleriſchen Wettkämpfe

*) Πανανιος μεν δη ουτος αδελφος τε ην Φειδιου, και αυτου και Αθηνησιν εν Ποικιλη το Μαραθωνι εργον εστι γεγραμμενον. Pauſan. L. V. [cap. 2. p. 47. T. II. Fac.]

**) Quinimo certamen picturae, etiam florente eo, inſtitutum eſt Corinthi ac Delphis; primusque omnium certavit cum Timagora Chalcidenſe, ſuperatusque ab eo Pythiis: quod et ipſius Timagorae carmine vetuſto apparet, chronicorum errore non dubio. Cap. IX. ſect. 35.

mußten zu den Fortſchritten der Kunſt nicht wenig beytragen.

Es iſt bedenklich, auf des Plinius Zeugniß, anzunehmen, daß Polygnotus aus Thaſos, der vor der neunzigſten Olympiade blühte, *) und wiewohl etwas jünger als Panänus, doch als deſſen Zeitgenoſſe angeſehn werden kann, zuerſt den Phyſiognomien ihre alte Steifheit genommen, und, ihnen den Mund zu öfnen, und die Zähne zu zeigen, angefangen habe. **) Wenn Panänus in ſeinem Gemählde der Schlacht bey Marathon, nur rohe Geſichtsbildungen gemahlt, wenn er an keiner den Mund offen dargeſtellt hätte, ſo würde er nicht weiter geweſen ſeyn, als unſre gothiſchen Mahler. Aber Griechenland beſaß ſchon große Bildhauer, und Bildhauerey und Mahlerey müßen in ihren gemeinſchaftlichen Parthien, ziemlich gleichen Schritt halten. Bey denen Parthien, die jeder Kunſt ausſchließend eigenthümlich ſind, iſt dieß der Fall nicht, und man würde ein ungegründetes Mistrauen gegen den Plinius zeigen, wenn man ſeine Behauptung, daß dieſer nämliche Polygnotus zuerſt helle weibliche

*) Alii quoque poſt hos clari fuere, ante nonageſimam olympiadem, ſicut Polygnotus Thaſius. Ibid.

**) Siquidem inſtituit os adaperire, dentes oſtendere, vultum ab antiquo rigore variare. Ibid.

Gewänder und bunte Kopfzierathen gemahlt habe, *) in Zweifel ziehen wollte, denn dieſe Parthien gehören in das Gebiet der Mahlerey allein. Raphael, den man für den größten Mahler hält, der ſeit der Wiederherſtellung der Künſte gelebt, weil er, wie Pouſſin ſagt, in den wichtigſten Parthien der Mahlerey Meiſter war, und nur ſehr unbedeutende Fehler hatte, Raphael hat die blos angenehmen Parthien, ſolche, von denen hier die Rede iſt, zu keiner ſo hohen Vollkommenheit gebracht, als einige ſeiner Nachfolger.

Polygnot arbeitete in der Pöcile, wo Panänus zu mahlen angefangen hatte, unentgeltlich. **) Seine Stücken beſtanden faſt in lauter Compoſitionen von großem Umfange; z. B. die Verſammlung der griechiſchen Feldherrn, welche über die der Kaſſandra vom Ajax zugefügte Schmach richteten, ***) in der Pöcile; die Einnahme von Troja, ****) und Ulyſſes, die in der Unterwelt ſteigt, †) zu Delphi. Noch zu Lucians Zeiten wurde zu Delphi, in

*) Primus mulieres lucida veſte pinxit, capita earum mitris verſicoloribus operuit, plurimumque picturae primus contulit. Ibid.

**) Plin. l. l.

***) Pauſan. L. I. [Cap. 15.]

****) Ebenderſ. L. X. [cap. 25.]

†) Ebenderſ. [cap. 28.]

der Leſche, ſeine Kaſſandra wegen der Grazie in den Augenbraunen und der auf ihren Wangen verbreiteten Schamröthe bewundert. †)

Zu Cicero's Zeiten rühmte man an den Werken dieſes Mahlers, ſo wie an denen des Zeuxis, die Richtigkeit der Zeichnung und die Schönheit der Formen. ††) Ariſtoteles nennt ihn einen guten Sittenmahler, eine Eigenſchaft, die er dem Zeuxis abſpricht. †††) Er verſteht hier unter Sitten, was die Mahler Charakter, nicht das, was ſie Ausdruck nennen. Man betrachte einen Menſchen, deſſen Leidenſchaften in Ruhe ſind: in ſeiner Phyſiognomie wird man einen ſtolzen, edeln, großen, oder einen kleinen, unedeln, niedrigen Charakter finden. Michael Angelo übertraf den Raphael im Charakter, erreichte ihn aber im Ausdrucke nicht. Polygnotus kann mit Michael Angelo verglichen werden. Durch die Schönheit der Zeichnung und durch den Charakter macht Polygnotus in der Geſchichte der griechiſchen Mahlerey Epoche. Dieß ſind die weſentlichen Parthien der Kunſt: die angenehmen können nur allmälig ausgebildet werden.

†) Lucian. Imag. [c. 7.] Ο Πολυγνωτος οφρυων το επιπρεπες, και παρειων το ενερευθες, οιαν την Κασσανδραν εν τῃ Λεσχῃ εποιησε τοις Δελφοις.

††) Formas et lineamenta laudamus. Brut. [c. 18.]

†††) Ὁ μεν γαρ Πολυγνωτος αγαθος ἠθογραφος, ἡ δε Ζευξιδος γραφη ουδεν εχει ἠθος. Poet. cap. 6.

Mikon, ein Nebenbuhler des Polygnotus, wurde dieſem ohne Zweifel von ſeinen Zeitgenoſſen gleich geſetzt. Man kann dieß daraus abnehmen, daß jenem der Auftrag gegeben war, Gemählde in der Pöcile zu verfertigen; ja Polygnot gelangte zu der Ehre, auch in derſelben arbeiten zu dürfen, nur durch das Anerbieten, umſonſt zu mahlen. *) Auch Mikon behandelte, gleich dem Polygnotus, Gegenſtände von großer Compoſition. Er mahlte in dem Tempel der Dioskuren, deren Verheyrathung mit den Töchtern des Leucippus, jener die Gefährten des Jaſon auf ſeinem Zuge nach Kolchis. In dem Gemählde des Mikon bemerkte man noch zu Pauſanias Zeiten beſonders die Pferde des Akaſtus. **) Kenner wiſſen, wie ſchwer und ſelten die Kunſt iſt, dieſe ſtolzen Thiere gut abzubilden; ſie iſt die Frucht eines langen Studiums, das ſelbſt berühmte Meiſter vernachläßigt haben. Dieſes Mikons und ſeines Kampfs der Amazonen, eines Gemähldes in der Pöcile, gedenkt Ariſtophanes in der Lyſiſtrata, zum Beweiſe, wie berühmt dieſer Künſtler auch nach ſeinem Tode blieb. †)

*) Plin. cap. IX. ſect. 35.

**) Pauſan. L. I. [cap. 18.]

†) Τας δ' Αμαζονας σκοπει,
῾Ας Μικων εγραψ' εφ' ἱππων μαχομενας τοις ανδρασιν
Lyſiſtr. v. 678..9.

Mit ziemlicher Gewißheit können wir wohl auch den Panſon oder Paſſon, und den Dionyſius von Kolophon ungefähr in Polygnotus Zeiten ſetzen, weil Ariſtoteles ſie neben einander nennt, weil er von ihnen nicht als von noch lebenden Künſtlern zu ſprechen ſcheint, und er ſelbſt im erſten Jahre der neun und neunzigſten Olympiade geboren ward, d. i. zehn bis eilf Olympiaden ſpäter als die Epoche, die Plinius als die blühende Periode des Mahlers aus Thaſus angiebt. Der Philoſoph ſagt, Polygnotus habe die Menſchen, beſſer, Pauſon ſchlechter, und Dionyſius, ſo dargeſtellt, wie ſie ſind. *) Wenn von der Mahlerey und beſonders zu einer Zeit die Rede iſt, wo, wie wir ſehen werden, das Colorit noch nicht vervollkommnet war, ſo kann das Gut nur von den Formen verſtanden werden. Die Stelle des Ariſtoteles würde alſo ſo zu erklären ſeyn, daß Polygnotus in die Formen, in die Zeichnung ſeiner Figuren, mehr Charakter legte, als die Natur darbietet, worin wir ihn eben mit Michael Angelo verglichen haben. Dionyſius, der rein und richtig zeichnete, begnügte ſich die Menſchen abzubilden, wie ſie waren; und hierin könnte er dem Dominichino an die Seite geſtellt werden. Wenn endlich Pauſon die Menſchen ſchlechter darſtellte, als ſie ſind, ſo gab

*) Οἱ γραφεις, Πολυγνωτος μεν κρειττους, Παυσων δε χειρους, Διονυσιος ὁμοιους εικαζε. Poet. c. 2.

es mehr als eine Manier, die Natur zu entſtellen, indem entweder ſeine Zeichnung überladen, unkorrekt und unedel, oder ſein Styl ärmlich und kalt war.

An einem andern Orte ſagt Ariſtoteles, junge Leute ſollten die Gemählde des Pauſon nicht betrachten, wohl aber die des Polygnotus, oder andrer Mahler und Bildhauer, welche Sitten dargeſtellt hätten. *) Trotz ſeiner Fehler mußte demnach Pauſon kein ganz verächtlicher Künſtler ſeyn, weil es noch einer Warnung für die Schüler bedurfte, ihn nicht zum Muſter zu nehmen. Jetzt würde man junge Mahler wohl vor der Nachahmung des Anton Coypel warnen, weil bey allen Verdienſten doch ſein Styl fehlerhaft war, allein man würde ihnen nicht ausdrücklich einſchärfen, einen unrichtigen Zeichner nicht nachzuahmen.

War nun Pauſon eines Ranges in der Schule, welche die Talente eines Panänus, Polygnotus, Timagoras und Mikon ſo berühmt machten, nicht unwerth, was ſoll man von folgender Erzählung denken, die uns Plutarch und Aelian aufbewahrt haben? „Pauſon hatte für Jemand ein Pferd zu mahlen verſprochen, das ſich auf der Erde wälzte, und er mahlte es laufend. Der Beſteller war darüber unwillig.

*) *Δει μη τα Παυσωνος θεωρειν τους νεους, αλλα τα Πολυγνωτου, κ'αν ει τις αλλος των γραφεων η των αγαλματοποιων εστι ηθικος.* Polit. L. VIII. cap. 5.

Kehre das Bild um, erwiederte der Mahler, und das laufende Pferd wird ſich wälzen.“ *)

Wer kann ſich überreden, daß es zu einer Zeit, wo ſich die Kunſt nicht mehr im Zuſtande der Barbarey befand, einem — wenn auch nicht berühmten, doch genannten — Mahler habe in Sinn kommen können, es ſey, um aus einem laufenden Pferde ein ſich wälzendes zu machen, nichts weiter nöthig, als das Bild umzukehren? Wie konnte Ariſtoteles wohl beſorgen, es möchten junge Leute einen Mahler zum Muſter nehmen, der ein Pferd mahlte, ohne ihm Schatten zu geben, und der die Erde nicht anders darſtellte, als den Himmel? Man könnte vielleicht antworten, es ſey ſchon damals üblich geweſen, die Gemählde eben ſo zu mahlen, wie man ſie in Herkulanum gefunden, nämlich Figuren auf ſchwarzem Hintergrunde, ohne Schatten, die in der Luft zu ſchweben ſcheinen. Allein hinreichen würde dieſe Antwort dennoch nicht; denn zwiſchen den Bewegungen eines laufenden und eines ſich wälzenden Pferdes iſt ein großer Unterſchied.

Sollte denn aber der Mahler, von welchem wir hier reden, nicht der nämliche Pauſon ſeyn,

*) Ὁμολογησαντα προς τινα γραψαι ἱππον καλινδουμενον, τον δε γραψαι τρεχοντα. Αγανακτουντος ουν του το πινακιον εκδοντος, ὡς παρα τας ὁμολογιας γραψαντος, αποκρινασθαι τον ζωγραφον ὁτι στρεψον το πινακιον, και ὁ καλινδουμενος εςαι σοι ὁ τρεχων. Aelian. Var. Hiſt. Lib. XIV. cap. 15.

den Ariſtophanes ſeiner Armuth halber mehrmal verſpottet? *) Dieß angenommen, läßt ſich jenes Geſchichtchen wohl erklären; der Arme iſt ein Gegenſtand des Spottes, der Verachtung; noch bey ſeinem Leben wird man von dem unglücklichen Pauſon ungereimte Anekdoten verbreitet haben, die bis zu Plutarchs und Aelians Zeiten von Mund zu Mund gingen. Pauſon, der, als Polygnotus blühte, noch jung war, lebte vielleicht noch, als ihn Ariſtophanes dem Gelächter der Athenienſer Preis gab.

Ausgezeichnetere Talente beſaß Dionyſius. Er ſcheint kleine Figuren verfertigt zu haben. Wenigſtens mahlte er ſie, nach Aelians Berichte, **) kleiner als Polygnot, ahmte dieſen aber in mühſamen Fleiße, in dem Pathetiſchen, dem Sittlichen, der Wahl der Stellungen, und der Leichtigkeit der Drapperie nach. Auch

*) Ουδ' αυθις αυ σε σκωψεται Πουσων ὁ παμπονησος.
Acharn. v. 854.
Ὁταν οργια σεμνα θεαιν ἱεραις ὡραις ανεχωμεν, ἁπερ και
Παυσων σεβεται, και νηστευει
Πολλακις, αυταιν εκ των ὡρων
Ες τας ὡρας, ξυνεπευχομενος
Τοιαυτα μελειν θαμ' ἑαυτῳ.
Thesmoph. v. 948. f.
Pauſon, wie Bergler bemerkt, feyerte die Thesmophorien nicht aus Frömmigkeit, ſondern weil er nichts zu eſſen hatte; denn man faſtete an dieſem Feſte. Vergl. Plutus, v. 602.

**) Τα δε Διονυσιυ πλην τυ μεγεθους, την τυ Πολυγνωτυ τεχνην εμιμειτο, εις την ακριβειαν, παθος, και ηθος, και σχηματος χρησιν, ἱματιων λεπτοτητας, και τα λοιπα. Aelian. Var. hiſt. L. IV. cap. 3.

Plutarch geſteht dieſem Künſtler Talente, und ſeinen Gemählden Kraft und Geiſt zu, nur findet er dieſe etwas mühſam und gezwungen. *)

Wenn es wahr iſt, was Aelian meldet, daß er den Polygnot nachahmte, ſo folgt, daß er um etwas jünger war, als dieſer.

Eben das gilt auch vom Apollodor aus Athen, der, nach dem Plinius, in der vier und neunzigſten Olympiade, 404 Jahre vor unſrer Zeitrechnung, lebte. Dieſem Künſtler verdankt die Mahlerey neue Fortſchritte. Er war, wie Plinius berichtet, der erſte, welcher die Erſcheinungen der Natur richtig darzuſtellen wußte, und vor ihm ſah man kein Gemälde, welches die Augen auf ſich gezogen hätte. **)

Dieſe Worte könnte man leicht unrecht, und zum Nachtheile der Vorgänger des Apollodor verſtehen, wenn nicht eine Stelle des Plutarch eine richtige Erklärung davon gäbe. Dieſer Mahler, ſagt er, erfand zuerſt die Kunſt, die Farben zu verſchmelzen, und ihre Abnahme in

*) Ἡ Αντιμαχυ ποιησις, και Διονυσιυ ζωγραφηματα, των Κολοφωνιων, ισχυν εχοντα και τονον, εκβεβιασμενοις και κατατονοις εοικε.
Plutarch. in Timoleont. [cap. 36.]

**) Hic primus ſpecies exprimere inſtituit. — Neque ante eum tabula ullius oſtenditur, quae teneat oculos. Plin. l. l. ſect. 36.

Digitized by Google

den Schatten auszudrücken. *) Er fing alſo an, ein beſſeres und wahreres Colorit zu geben, als ſeine Vorgänger, denn die Wahrheit kann nur durch die Brechung und Verſchmelzung der Farben hervorgebracht werden, wodurch allein die Erſcheinungen der Natur richtig auszudrücken ſind. (Species exprimere.) †) Er

*) Απολλωδορος ὁ ζωγραφος ανθρωπων πρωτος εξευρων φθοραν, και αποχρωσιν σκιας. Plutarch. de gloria Athenienſ. [c. 2. T. IX. p. 83. Hutt.]

Das Wort αποχρωσις iſt von drey Ueberſetzern des Plutarch nicht genau ausgedrückt worden. Der eine, den Junius anführt, überſetzt: exactam umbrarum expreſſionem; der andre, Xylander, et umbrae coloribus exprimendae rationem, ein dritter, von Hardouin angezogen, wenn er es nicht ſelbſt iſt: et umbrae uſum, als ob χρησις da ſtände; allein αποχρωσις heißt decoloratio, Wegnehmung der Farbe, worin der Charakter des Schattens beſteht. Man findet im Pollux, B. VII. Kap. 28. die Wörter: χρωσαι, επιχρωσαι, αποχρωσαι, färben, mit Farbe überziehen, die Farbe wegnehmen.

Heſychius berichtet unter dem Worte σκια, daß Apollodor ausſchließungsweiſe σκιαγραφος geheißen habe, allein er weicht von dem alten Gebrauche der griechiſchen Sprache ab, wenn er hinzuſetzt: Σκιαγραφος, αντι τȣ σκηνογραφος, und Σκιαγραφιαν, την σκηνογραφιαν ὑτω λεγουσι. Die Skiagraphie, oder die Kunſt Schatten zu mahlen, iſt das, was wir Hell-Dunkel nennen; die Scenographie iſt die Dekorationsmahlerey, vom Wort σκηνη, Scene, und in weiterer Bedeutung heißt Scenographie ſo viel als Perſpektive. M. ſ. Vitruv, B. I. K. 2. [Obige Erklärung von αποχρωσις, durch decoloratio, ſo wie von φθορα gab ſchon längſt unſer Gesner, Chreſtom. Plinian, n. 118. not. 24.]

†) [Species ſind die Erſcheinungen, wie ſie ſich in

bediente ſich zuerſt einer dunkeln Tinte zur Färbung oder vielmehr Entfärbung der Schatten, αποχεωσιν σκιας, da hingegen ſeine Vorgänger wahrſcheinlicherweiſe ſich begnügten, die Farbe, wenn ſie Schatten machen wollten, in aller ihrer Stärke zu halten, und ſo wie ſie ſich dem Lichte näherte, ſie heller zu machen. Die nämliche Methode, die einige italieniſche Mahler in fresco ſeit der Wiedergeburt der Künſte ausgeübt haben, die, wie Cochin ſagt, *) „eine blaue oder rothe Draperie mit demſelben Blau und Roth ſchattirten, und nur weniger Weiß beymiſchten." Durch jene beyden Hülfsmittel, mit einer geſchicktern Handhabung des Pinſels verbunden, **) brachte nun Apollodor Werke von größerer, lebendigerer Würkung hervor, als ſeine Vorgänger, und ward der erſte, der die Blicke auf ſie zu ziehen und feſtzuhalten verſtand. Die Mahler vor ihm hatten, wie Michael Angelo und Raphael, die Schönheiten der Zeichnung und des Charakters in

der Natur durch die Beleuchtung finden. Büſching, im Entwurfe einer Geſchichte der zeichnenden Künſte, S. 72. giebt es viel zu allgemein durch Schönheit in den Figuren; ihm folgt Hr. Groſse in der Plinianiſchen Anthologie, S. 301.]

*) Lettres à un jeune peintre, p. 41.

**) Primusque gloriam penicillo contulit. Plin. l. l.

ihrer Gewalt, Apollodor aber vereinigte noch diejenigen damit, welche dem Auge wohl thun, wie auch Correggio und Tizian thaten. Es giebt, ſagt Cochin, *) eine große Anzahl von Werken Raphaels, die auf den erſten Anblick dem Auge mißfallen müſſen. Alſo beſaß dieſer große Mahler die Eigenſchaften nicht, wodurch man die Blicke auf ſich ziehen und fixiren kann, quae teneant oculos. So verſtanden benehmen die Worte des Plinius dem Polygnot und ſeinen Zeitgenoſſen nichts von ihrem eigenthümlichen Werthe, und beſtimmen nur, was den Apollodor vor ihnen auszeichnete.

*) Oeuvres de Cochin, T. III. de l'illuſion de la peinture.

(Die Fortſetzung im nächſten Stück.)

XI.

K. W. Ramlers poetiſche Werke. Erſter Theil. Lyriſche Gedichte. Zweyter Theil. Vermiſchte Gedichte. Mit Kupf. Berlin, bey Sander. 1800.

Noch iſt wohl das Andenken an jene Zeit nicht erloſchen, in welcher für die deutſche Poeſie der neue Tag anbrach, wo Männer, wie Hagedorn, Cramer, Klopſtock, Uz, Leſſing, u. a. als Prieſter Apollo's auftraten, und den alten Muſen-Dienſt wieder herzuſtellen verſuchten. Dieß Unternehmen belohnte der Beyfall der Nation, und ſelbſt die Menge von Nachahmern, und alle, welche die Bahn betraten, die jene höhern Genieen gebrochen hatten, wurden davon nicht ausgeſchloſſen. Denn wagt es erſt ein Geiſt, der über ſein Zeitalter empor ragt, die Bearbeitung eines noch nicht angebauten Gebiets im Reiche des Schönen und des Wahren zu unternehmen, und gelingt es ihm, die Theilnahme ſeines Volkes darauf hinzulenken,

Digitized by Google

ſo nimmt auch das zahlreiche Heer ſeiner Jünger, und bey geringer Mühe, an dem Ruhm des Anführers Theil. Der größern Zahl ihrer Zeitgenoſſen erſcheinen auch ſie neu; und als Mitwerber um das ferne Ziel, das ſie doch vielleicht kaum ahnden; auch ihnen rechnet man die Mühe an, auf der neuen Bahn zu wandeln, die ſie nicht gebrochen haben, und indem man in den Werken des Meiſters den höhern Geiſt nicht verkennt, glaubt man auch in den Schriften der Schüler ſein Wehen zu fühlen, indeß dieſe meiſtens nur den Schatten deſſelben aufgefaßt haben. Dieſe Gutmüthigkeit, welche Schein für Weſen, fremde, angenommene Kraft für eigene anſieht, hat, in ältern und neuern Zeiten, oft über Männer und Schriften einen ephemeriſchen Glanz verbreitet. Die Geſchichte unſrer Litteratur giebt die Beweiſe.

Daher entſcheidet aber auch ſelbſt eine allgemeine Zufriedenheit noch wenig über den Werth eines Schriftſtellers, wenn dieſer zu einer Zeit auftritt, wo die Kunſt, der er ſich weihte, eine bedeutende Revolution erlitten hat. — Ramler trat zu einer ſolchen Zeit auf, wo man, endlich der gereimten Proſa aus der Gottſchediſchen Schule müde, dieſe nicht mehr wie bisher für Poeſie nehmen, ſondern ein höheres Ziel erringen wollte; auch er ſchloß ſich

an jene oben genannten Männer an, und auch ihn belohnte der laute Beyfall ſeines Volks.

Ohne daß wir hier unterſuchen, ob er dieſen Beyfall nur jenem angeregten Gefühle für Dichter und Dichtkunſt verdankt, deſſen Befriedigung Bedürfniß geworden war; oder ob er ihn blos dadurch erwarb, daß ſeine Oden nicht unter der Anforderung ſeiner Nation, nicht unter der Polhöhe des allgemeinen Geſchmacks waren; oder ob er ihn dadurch verdiente und fordern konnte, weil er, als ein eigener ſchöpferiſcher Geiſt, im Gebiet der Poeſie neue Bahnen ausſpähete, und auf eine neue, ihm eigenthümliche Art auf ſein Zeitalter wirkte, — ohne dieß alles hier zu unterſuchen, werden wir uns doch von ſelbſt ſchon zu der letzten Meinung hingezogen fühlen, nach welcher Ramlers Werth nicht blos durch das Zuſammentreffen gewiſſer Umſtände, ſondern durch etwas Höheres begründet wurde.

Dieſe Behauptung wird um ſo wahrſcheinlicher, wenn wir bedenken, wie viele Dichter aus jenem Zeitalter kaum noch die Geſchichte der Poeſie nennt, wiewohl ſie damals faſt eben ſo allgemein als Ramler geehrt wurden. Sie mußten untergehen, wie das Zeitalter unterging, für das ſie einzig lebten, und alle Geſänge von Ramler müſſen und werden fortleben, die nicht den Geiſt ſeines Zeitalters allein,

ſon-

ſondern auch einer wahren Poeſie darſtellen. Mögen dann immer neue Anſichten für die letzte ſich öfnen, möge jetzt ſelbſt ein kräftigerer Geiſt in ihr herrſchen, mögen unſere Empfindungen höher gehoben, oder tiefer erſchüttert werden, — auch R. wird noch ſeinen Weg zum Gemüthe des Leſers finden, oder der Poeſie müßte nur ein einziger Weg zum Herzen offen ſtehn: — eine Behauptung, der jeder Dichter widerſprechen müßte.

Daß Ramler ſelbſt für ſeine Oden eine längere Fortdauer gehofft und ſie ihnen gewünſcht hat, beweiſt die Sorgfalt, mit welcher er ſie ausſtattete, und die Mühe, die er ſich nahm, auch kleine Flecken zu vertilgen. Wir ſchränken uns deshalb darauf ein, dieſer Mühe nachzuforſchen, und es muß uns um ſo mehr genügen den Verbeſſerer zu prüfen, da der Dichter auch in dieſer Bibliothek früher ſeinen Beurtheiler (an Hrn. Prof. Engel) gefunden hat.

Wir wollen zuerſt auf diejenigen Oden Rückſicht nehmen, denen man ſchon bey ihrem erſten Erſcheinen lauten Beyfall zollte. Die erſte ſey die zehnte, welche in der Ausgabe von 1772 auf einen Granatapfel überſchrieben iſt. Es entging dem Dichter bey der neuen Ausgabe nicht, daß die alte Ueberſchrift die Tendenz ſeiner Ode nicht ausdrückte; daher heißt ſie viel beſſer und richtiger itzt: Uraniens Lob Berlins. Wenn wir vordem laſen:

Find' ich dich hier in deiner grünen Krone?
Zerſpalteſt du die purpurrothe Bruſt u. ſ. w.

ſo erinnern wir uns nicht irgendwo einen Tadel gegen dieſen Anfang gefunden zu haben. Der Dichter, durch die glückliche Veränderung, die er mit dieſen Verſen vornahm, hat uns jetzt erſt den Stoff zur Kritik der vorigen Lesart gegeben. Wir ſehen ein, daß in dem Begriff des Findens nicht die Haupturſache zu der Verwunderung der Göttinn liegt, und daß ſie erſt in dem 2. und 3ten Vers angedeutet wird, da ſie doch, als leitende Idee, zuerſt ſtehen müßte. Weit lebendiger und beſtimmter erſcheint durch die neue Lesart uns jenes Erſtaunen, indem der Dichter im erſten Vers die zwey Hauptgründe deſſelben ausſpricht:

Hier blühſt du, hier in dieſer kalten Zone,
Hier öffneſt du die purpurrothe Bruſt 2c.

Alſo den Anblick der Blüte, in Bezug auf die kalte Gegend, in welcher ſolche Blüten nicht gedeihen, dieß, was jedes unbefangene Gemüth beym Anblick einer ſeltenen ausländiſchen Blüte empfindet, das Natürlichſte daher hat jetzt unſer Dichter am glücklichſten zum Eingang ſeiner Ode gewählt. Ferner iſt für das Zerſpalten der Bruſt, und wie uns dünkt mit zarterem Sinne, öffnen geſetzt worden; oder hat vielleicht nur die Wiederkehr deſſelben Wortes in der 5ten Strophe „zerſpaltet Sonnen-

ſtrahlen" die Veränderung herbeygeführt? Auch wird niemand die Verbeſſerung verkennen, welche die Verſe:

Die mit Luſt
Und Wolluſt deine Körner
Im Reich des Höllen-Gottes aß

dadurch erhalten haben, daß wir jezt leſen:

Die mit Luſt
Und ohne Reue deine Körner
Selbſt in des Orkus Gärten aß.

Denn die Monotonie und der Pleonasmus in dem „Luſt und Wolluſt„ war zu auffallend, und das Reich des Höllen-Gottes rief zu harte und der von dem Dichter beabſichtigten Stimmung nicht entſprechende Nebenideen hervor.

Ohne alle Verbeſſerungen der Art durchzugehen, mit welchen vorzüglich dieſe Ode reichlich ausgeſtattet iſt, ſey es uns vergönnt, eine Veränderung heraus zu heben, in der wir das Beſſere nicht beſtimmt erkennen können. Die erſte Hälfte der zweyten Strophe bietet nichts dar, was wir anders wünſchten: aber ſollte nicht die alte Lesart:

In dir kann Flora, nach Begehren,
Sich tauſendfache Kränze drehn;

der neuen „Aus allen Blumen Kränze drehn" vorzuziehen ſeyn? Wir glauben gerne, daß es des Dichters Wille war zu ſagen: Es gebe keine Blume, die Flora nicht in Berlin finden könne, und daß alſo die neue Lesart reichhaltiger, als

Q 2

die alte, erſcheint, die nur tauſendfache Kränze darbietet. Aber dagegen, dünkt uns, iſt die neue Lesart zu allgemein, und hebt den Gedanken des Dichters nicht ſo hervor, als die ehmalige Darſtellung. Was man noch zur Vertheidigung der neuen Lesart ſagen könnte, wäre, daß Ramler das Wort tauſendfach nur in dem Sinn genommen habe, nach welchem es nicht mehr als tauſendmal bedeutet. Aber da wir das Wort tauſendmal ſchon haben, auch Fach mit Art ſynonym iſt, — z. B. dieß Wort hat eine vielfache Bedeutung, d. i. es erlaubt mehr als Eine Art von Deutung — ſo glauben wir, daß auch der Sprachgebrauch unſrer Kritik beytreten wird. Auch gegen die klugen Künſte läßt ſich die Bemerkung machen, daß Ramler das Wort klug in einer Beziehung gebraucht hat, die dem Leſer nicht mehr nahe genug liegt, denn, falls ſich dieß Beywort bey Kunſt überhaupt rechtfertigen läßt, ſo kann dieß nur nach ſeiner alten Bedeutung geſchehen, wo es mit ſinnreich ſynonym iſt.

Aber für dieſe kleine Flecken hält uns reichlich die Verbeſſerung ſchadlos, die wir in der vierten Strophe wahrnehmen. Statt der grauen Rücken der Felſen, ſtellt uns die neue Lesart dieſe Felſen ſchon als Palläſte entgegen. Der 3te Vers dieſer Strophe, wo es ſonſt hieß:

„Die rund umher der Phyrrha Kinder ſchmücken“

hat durch die Veränderung:

Der Pyrrha Kinder ſtehn umher, dem kalten
Geburtsſtein halb noch gleich, und halb beſeelt;

ſchon an Wohlklang viel gewonnen, weil nun nicht mehr die vielen einſylbigen Worte am Anfang den Rhythmus ſtören; noch mehr aber gewinnt ſie, wenn wir bemerken, um wie viel lebendiger und anſchaulicher die Darſtellung geworden iſt.

Wir kommen endlich zu einer Veränderung in der vorletzten Strophe, indem wir es dem Leſer zu bemerken überlaſſen, wie glücklich R. hier die vielen Und verdrängt hat, die, beyher ſeys geſagt, auch aus andern Oden, wo ſie zu oft vorkommen, verſchwunden ſind, um über den letzten Vers:

„Hängt, hangen wird, und hing“

noch etwas zu ſagen.

Was beſtimmte wohl den Verf., daß er die bey weitem wohltönendere alte Leſart: „zu ſeinen Füſſen hing,“ mit der neuen vertauſchte? Bey einem Dichter, wie Ramler, der die Geſetze der Sprache in allen ihren Theilen kannte, und ſie für unverletzlich hielt, muß man bey ſeinen Veränderungen zuerſt darauf ſehen, ob nicht etwa die frühere Leſart gegen eine Regel der Sprache und des Rhythmus verſtieß; denn wo dieß der Fall iſt, da haben wir auch

Digitized by Google

den beſtimmten Grund der Veränderung gefunden. Nun iſt nicht zu zweifeln, daß für das hing, in der vorigen Ausgabe, die Grammatik eigentlich hängte fordert, und man kann glauben, daß Ramler, um nicht eine grammatikaliſche Regel zu übertreten, jene Lesart verworfen habe. Indeß dieſe ſo eben angeführte Urſache ſcheint uns doch nicht allein zu jener Veränderung hinreichend zu ſeyn. Denn ſollte es Ramlern nicht eingefallen ſeyn, daß es neben jenem Verb. act., deſſen Imperfect. allerdings hängte iſt, noch ein verb. neutr. giebt, welches ſchon mehrere Dichter, vor und nach ihm, activiſch, und ohne Anſtoß, gebraucht hatten? Sollte ihn daher, wenn er auch noch eine Bedenklichkeit in Hinſicht der Sprache hatte, nicht vorzüglich der Gedanke, den er darlegen wollte, bey der neuen Lesart beſtimmt haben? Was uns vorzüglich in dieſer Meinung beſtärkt, iſt der Uebelklang, den jetzt jedes gebildete Ohr empfindet, und in den Ramler wahrlich nicht gerathen wäre, falls er blos jener grammatikaliſchen Regel hätte genug thun wollen.

Der Hauptgedanke der Strophe iſt, denken wir, der Zuruf der Muſe an die Gelehrten Berlins, in einer Stadt, die der Sitz der Weisheit iſt, mit ihren gelehrten Unterſuchungen fortzufahren, und den Urſachen der Dinge, ſelbſt bis zu ihrem Entſtehen, nachzuſpüren, ungeachtet dieſes freylich durch alle Zeiten den

Sterblichen verborgen bleibt. Dieſe Andeutung des Unerforſchlichen ſcheint uns in jenem Vers zu liegen, und nicht der bloße Begriff der Dauer der Dinge, wie man da und dort geäußert hat.

Wir verlaſſen dieſe Ode, indem wir noch bemerken, daß die folgende Strophe: „Wohl dir o du ꝛc.“ da ſie die ſanfte Gattung des Ganzen unterbrach, ſchicklich weggeblieben iſt. Aus gleicher Urſache hat auch Kalliope der Urania weichen müſſen. Denn ob man wohl ſcheinbar ſagen könnte: Urania ſey nicht minder, wie Kalliope, eine Muſe, und es gelte daher gleich viel, durch welche der Dichter ſeinen Geſang ausſprechen laſſe; ſo glauben wir doch den Grund angeben zu können, der Ramlern auch zu dieſer kleinen Veränderung bewog. Wir finden, daß er bey ſeinen mythologiſchen Anſpielungen ſtets eine große Genauigkeit beobachtete, um ſelbſt in den kleinſten Zügen die Wahrheit nicht zu beleidigen. Eben ſo ſorgſam finden wir ihn auch hier. Es entging ihm nicht, daß, ob wohl alle Muſen in Beziehung auf die ſchönen Künſte gedacht werden, man doch auch einer jeden ihren beſtimmten Wirkungskreis zugeeignet hat, daß demzufolge Kalliope, welche die Schlachten beſingt, nicht die ſtillen Künſte des Friedens lobpreiſen kann, wohl aber Urania, die zwar auch, als Muſe der Sternkunde, ein ihr eigenes Gebiet hat,

aber, als ſolche, doch in keinem beſtimmten Verhältniſſe zur Poeſie oder zu einer andern ſchönen Kunſt ſteht. Sie alſo konnte der Dichter deshalb ſchon wählen, mehr aber noch darum, weil ſie, als Muſe des Himmels, Theil an den Künſten nehmen muß, die vom Himmel zu den Menſchen herabgeſtiegen ſind.

Wir beſchließen unſre Bemerkungen mit einer doppelten Darſtellung dieſer Ode, einmal ſo wie ſie der Dichter zuerſt bekannt machte, und dann in der Geſtalt, die er ihr zuletzt gegeben hat, weil wir glauben, dem Leſer auf dieſe Art am anſchaulichſten zeigen zu können, wie ſehr unſer Dichter in der Bildung ſeines Geſchmacks und des Sinnes für das Schöne und Schickliche fortgeſchritten iſt.

Erſte Lesart.

Auf einen Granatapfel.

O die du dich zur Königinn der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind, an welchem Sonnenlichte
Zerſpalteſt du die purpurrothe Bruſt,
Die Proſerpinen ihre Körner
Im Tartarus zu koſten trieb,
Und machte, daß ſie ferner
In Plutos Armen blieb.

Der Erdball ändert ſich: das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels ſinkt ein;

Digitized by Google

Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit geſunknen Aehren
Die blonde Ceres gehn.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umſchoren,
Der Gott Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Selbſt irrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umſonſt den Künſten offen ſind.
Die Künſte nehmen Dädals Federn
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebürge Rücken
Zu Tempeln und Palläſten ausgehöhlt,
Die rund umher der Pyrrha Wunder ſchmücken,
Noch halb den Steinen gleich, und halb beſeelt?
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt ſich euer Pantheon:
Die Weiſen alle dienen,
Die Völker lernen ſchon.

Sagt, Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde ſeinen Lauf,
Und wägt den Mond, und ſpaltet Sonnenſtrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und ſteiget an der Weſen Kette,
Bis dahin, wo der höchſte Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing.

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydra-Kopf mit einem Streich

Von der Gerechtigkeit beflammten Schwerte;
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich:
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbſtvertraun;
Denn tauſend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künſten reich, und groß wie Sparta war:
Es zog vom Schall der Flöte ſchön verführet
In ſeinen Tod mit wohlgeſchmücktem Haar,
Und alle, die den Kampf verloren,
Beſtättigten durch einen Eid:
Die Stadt ſey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So ſang Kalliope, die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und, nicht geſehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm,
Wo mit dem Pinſel und mit Saiten,
In Larven und im Lorbeerkranz,
Die Muſen ſich bereiten
Zum ſchönſten Reihentanz.

Lesart der letzten Ausgabe.

Uraniens Lob Berlins!

Hier blühſt du? hier, in dieſer kalten Zone?
Hier öffneſt du die purpurrothe Bruſt?
Siegprangeſt hier in deiner goldnen Krone,
Du Liebling Proſerpinens, die mit Luſt
Und ohne Reue deine Körner
Selbſt in des Orkus Gärten aß.

Digitized by Google

Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaß? — —

Der Erdball ändert ſich: dem alten Strande
Entflieht das Meer, Gebirge ſinken ein;
Und hier? ein Tempe grünt auf dieſem Sande;
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein;
Hier kann ſich Flora nach Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und ganz verſteckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn.

Und fremde Bäum', ihr junges Haüpt umſchoren,
Trägt hier Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Von Büſchen auf vor dieſen ſtolzen Thoren,
Die nun den klugen Künſten offen ſind,
Die ſchnell auf Flügeln Dädals eilen,
Hoch über Meer und Land,
Bleymaaße, Meiſſel, Feilen,
In ihrer harten Hand.

Urplötzlich ſeh ich Felſen in Geſtalten
Auſoniſcher Palläſte ausgehöhlt:
Der Pyrrha Kinder ſtehn umher, dem kalten
Geburtsſtein halb noch gleich und halb beſeelt.
Hier ſteigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwichne Pallas dir;
Die Weiſen alle dienen,
Die Völker lernen hier.

Wohlan ihr Sterblichen! erforſcht die Zahlen
Der Sphären, ſagt den Winden ihren Lauf;
Wägt euren Mond, zerſpaltet Sonnenſtrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf;
Verfolgt der Weſen lange Kette
Bis an den allerhöchſten Ring

Der an Zeus Ruhebette
Hängt, hangen wird, und hing.

So ſang Urania, die voll Entzücken
Jüngſthin zu Friedrichs hohem Wohnſitz kam,
Und, nicht geſehn von unentweihten Blicken,
Den Weg zu Phöbus neuem Tempel nahm,
Wo ſchon mit Lauten, und mit Flöten,
Verlarvt, und im Cypreſſenkranz,
Sich ihre Schweſtern drehten
Im ſchönſten Reihentanz.

Ohne die Veränderungen, die wir in den andern Oden wahrgenommen haben, mit gleicher Ausführlichkeit zu prüfen, ſey es uns vergönnt, noch über Einiges unſre Meinung zu ſagen.

An der Ode auf ein Geſchütz hatte man es ſonſt getadelt, daß der Dichter, und wie man glaubte, ohne Urſache die Bilder der Unterwelt dem Leſer zu nahe gerückt habe. Man fand, daß das Rad Irions und die Brut des Danaus zu wenig dem individuellen Fall gemäß waren, und der Dichter bey ſeinem Eintritte in die Unterwelt zu lange verweile. Das Wahre in dieſen Bemerkungen iſt vielleicht Folgendes. Die Scenen aus dem Tartarus ſtehen hier etwas unſchicklich, weil der fromme Dichter nur Elyſium im Auge haben konnte. Alſo nicht die Bilder der Unterwelt

an ſich ſcheinen verwerflich, vielmehr denken wir, wenn der Dichter Gegenſtände gewählt hätte, die dem ſeeligen Schatten entgegen ſchwebten, ſo würden dieſe nicht anſtößig ſeyn. Aber ſtatt uns die Scenen Elyſiums näher zu bringen, was auch die Empfindung des Dichters forderte, hat Ramler für gut gefunden, die Strophe:

> Ganz nahe war ich ſchon dem Styx, ganz nahe
> Dem giftgeſchwollnen Cerberus,
> Ich hörte ſchon das Rad Ixions raſſeln, ſahe
> Die Brut des Danaus
> Verdammt zum Spott bey bodenloſen Fäſſern,
> Und Minos Antlitz, und das Feld
> Elyſiens. u. ſ. w.

zu vertilgen, und folgende dafür einzurücken

> Schon wär ich dieſen immer neuen Scenen,
> Womit das Jahr den Erdkreis ziert,
> Entriſſen, und dem Arm der Freundſchaft, und den ſchönen
> Entwürfen, halb vollführt.
> Schon ſäh ich, rings von Stygiſchen Gewäſſern
> Umwunden, das geheime Feld
> Elyſiens ꝛc.

Aber, wie uns dünkt, gehört dieſe Veränderung nicht zu den glücklichen. Ohne daß wir vergeſſen, was wir ſo eben ſelbſt gegen die alte Lesart einwandten, iſt doch ſo viel gewiß, daß dieſe weit mehr in das höchſt aufgeregte Gefühl des Dichters, der den Tod ganz nahe und das Grab offen ſieht, eingreift, als die neue

viel mattere Strophe, deren Kälte noch fühlbarer wird, da ſie ſich durch keinen neuen hervorſtechenden Gedanken auszeichnet. Sie ſteht daher in einem zu großen Contraſte mit der Begeiſterung, die den vorhergehenden und den ganzen folgenden Theil des Gedichts belebt. Wenn uns alſo unſer Gefühl nicht trügt, ſo wird man allgemein die alte Lesart der neuen vorziehen, die, als ein zu ſchwacher Ton, die Harmonie zerſtört, der ſich unſre Seele hingeben will.

Indeß wir aber dieſen Veränderungen und Verbeſſerungen ſorgſam nachforſchen, und bis jetzt gefunden haben, daß ſie nur in Umſchmelzung gewiſſer Züge, in Umarbeitung einzelner Strophen beſtehen, drängt ſich uns die Frage auf: Ob es unter allen Ramleriſchen Oden keine giebt, die der Dichter entweder aufopfern mußte, oder welcher er durch eine gänzliche Umarbeitung mehr Gehalt hätte geben ſollen? Wir denken dieſer Fall trat bey Glaukus Wahrſagung ein.

Ohne daß wir hier in eine ausführliche Kritik derſelben eingehn, da der gegenwärtige Zweck unſerer Beurtheilung dazu nicht auffordert, bitten wir jeden Leſer, der für wahre Poeſie Sinn hat, dieſe Ode ſelbſt nachzuſehen, und er wird gewiß darin mit uns übereinkommen, daß, ſo manche vorzügliche Stelle auch in der erſten Hälfte des Gedichts ſich finde, dennoch

das Ganze unverkennbare Spuren eines angeſtrengten Fleißes an ſich trägt, und nicht die ungehemmte Freyheit des Geiſtes verräth, die man in den Werken der Dichtkunſt erwartet. Um dieß allgemeine Urtheil zu begründen, verweiſen wir auf die 18 — 20te und mehrere folgende Strophen. Sie offenbaren das Beſtreben des Verf., eine Begeiſterung in ſeine Ode zu legen, die er in ſich ſelbſt nicht fand, und führen zu dem Reſultate, daß das Stück zu denjenigen gehöre, die Fleiß und Mühe zuſammenſetzte, aber Empfindung und Phantaſie nicht belebte.

Als eine gewiſſer Maßen ganz neue Ode iſt die dreyzehnte unſrer Ausgabe oder das Zueignungsgedicht an die Prinzeſſin Amália anzuſehn. Es ſey uns erlaubt einige Strophen aus ihr anzuführen, um zu zeigen, welchen Einfluß die verähnderte metriſche Form der Darſtellung auf den Gehalt des Ganzen haben kann. Nach der alten Leſart hießen die beyden erſten Strophen:

Vom ganzen Walde wählt mein Lied
Die Zeder, die gen Himmel blüht;
Die Roſe von den Blumenbeeten,
Berlin von allen Königsſtädten.
Ich will den Weiſen und den Held,
Von allen Göttern dieſer Welt,
Und von Göttinnen dieſes Weiſen
Nur dieſes Helden Schweſter preiſen.

Mit allen Grazien hat Sie
Die ewig junge Harmonie
Des Himmels Tochter ausgeſchmücket; ꝛc.

Jetzt leſen wir:

Die Zeder von den Bäumen des Waldes ſey
Mein Lied, die Zeder die zu den Wolken ſteigt,
Die Roſe von den Blumenmatten,
Unter den Städten Berlin-Auguſta.

Von Göttern dieſer Erde, der weiſe Fürſt
Und Schöpfer ſeiner Brennen, des Helden-Volks:
Und von Göttinnen dieſes Weiſen
Schweſter, gleich ihm in den Künſten mächtig,

Und von des Himmels Tochter der Harmonie
Geſtimmt an Seel und Antlitz, und eingewiegt
Mit Wohllaut, aufgeweckt mit Wohllaut,
Bis ſie der Oberwelt Töne faßte.

Was zuförderſt bey dieſer Gegeneinanderſtellung in die Augen ſpringt, iſt: daß unſer Verf. bey der Umänderung höhere Töne gegriffen hat, als vorher. Wir finden aber nicht, daß er jetzt erhabnere, an aeſthetiſchen Ideen reichere Gedanken gewählt habe; der Stoff iſt unverändert geblieben, und doch wirkt er jetzt mehr auf uns, als ehedem. Woher dieß? Zuerſt wohl deshalb, weil das Ganze in der gegenwärtigen Form der mannichfachern Sylbenwechſel kräftiger einherſchreitet, als bey der erſtern viel ruhigern Gattung, die vorzüglich durch den ſogleich wiederkehrenden Reim be-

wirkt

wirkt würde. Denn, abgeſehen von allem Inhalt, bieten die griechiſchen und römiſchen Versarten dem Dichter eine größere Freyheit dar, ſich in ihnen zu bewegen, und es enthält hier die Form ſchon eine höhere Lebendigkeit, als unſre Jamben und Trochäen, denen, bey ihrem ununterbrochnem einfachern Gang, eine größere Ruhe eigen iſt.

Dieſe Lebendigkeit der Form hat der Dichter noch dadurch unterſtützt, daß er die Gedanken, oder, was hier zuſammenfällt, den Ausdruck, nach der Wirkung, die er hervorbringen ſollte, theils richtiger ordnete, theils mehr zuſammendrängte, und durch andre Gedanken verſtärkte. So führte er uns in der vorigen Ausgabe langſam zu dem Gegenſtande ſeines Liedes, und durfte es auch. Bey der Ode aber ſoll die Thätigkeit des Leſers ſogleich ſtark ergriffen und beſchäftiget werden: darum beginnt jetzt der Dichter mit der Zeder, und da wir gewohnt ſind, dieſen Baum als den edelſten und ſchönſten der Bäume zu denken, ſo knüpft ſich an dieß Wort unmittelbar die Vorſtellung von etwas Edlem und Großem, und der Dichter hat ſeinen Zweck erreicht, — die Phantaſie aufzuregen. In Hinſicht des Rhythmus ſey uns bey dieſer Ode eine Bemerkung über einen kleinen Fehler erlaubt, der mehrern Ramleriſchen Gedichten bey ihrem erſten Erſcheinen eigen war. Sie betrifft die

Digitized by Google

fünf Und, die wir in fünf Verſen der oben angeführten zweyten und dritten Strophe finden. Vorzüglich dünkt uns jenes Wort nicht glücklich zum Anfang der dritten Strophe gewählt zu ſeyn: weil der Dichter, der mit dem vorhergehenden: „Und von Göttinnen dieſes Weiſen" ꝛc. einen neuen Gegenſtand aufführte, den er zu beſingen gedenkt, durch den ähnlichen Anfang: „Und von des Himmels" ꝛc. in dem Leſer die Idee erregt, als ob wieder ein neues Object auftreten würde, eine Idee, wozu auch der Schluß der zweyten Strophe hinleitet, die aber nicht befriediget wird.

Wir übergehen den übrigen Theil dieſer Ode, um an die jeßt gemachte Bemerkung eine andre anzuknüpfen, die ſich ebenfalls auf eine, wie uns dünkt, nicht gelungene Veränderung der rhythmiſchen Form bezieht. Es iſt der Anfang der 14ten Ode, wo es ſonſt hieß: „Ich ſahe ſie! — |mir zittern die Gebeine" | und jetzt: „Ich ſah ſie! — |noch erzittern die Gebeine!" |

Es iſt leicht anzugeben, was Ramlern zu dieſer Veränderung bewog. Das „e" in ſahe ſchien ihm blos durch das Metrum herbeygeführt, und gegen die Regeln der Sprache zu ſehr herausgehoben zu ſeyn. Aber wir fragen: ob dieſe Veränderung nicht die größere Unbequemlichkeit herbeygeführt hat, daß nun nicht mehr das Ende des Fußes den lebhaften Aus-

Digitized by Google

ruf des Dichters beendet, daß Sinn und Numerus nicht mehr zuſammenfallen? Auf unſer Ohr macht wenigſtens der Abſchnitt hier eine üble Wirkung, die vielleicht dadurch noch vermehrt wird, daß die vier einſylbigen Worte dem Ohre faſt gleiche Längen darbieten.

Dieſe Bemerkung, wenn ſie, wie wir hoffen, gegründet iſt, zeigt, wie bald auch der Dichter die Erfahrung des: incidit in ſcyllam etc. machen kann, und daß, ſo leicht es manchem dünkt Veränderungen vorzuſchlagen, es dennoch ſchwer iſt, in jedem Falle das rein Gute ohne irgend eine fehlerhafte Beymiſchung zu geben. Selbſt unſer Dichter, der das gebildetſte Ohr für poetiſchen Numerus hatte, giebt, außer dem Beyſpiele, das wir ſo eben anführten, noch andre, wo wir zwar geſtehen müſſen, daß er einen unſerer frühern Wünſche befriedigte, aber dafür auch einen neuen in uns erregt hat. Wir führen, um nur einen Beweis aufzuſtellen, den 23ten Vers aus der Nänie auf den Tod einer Wachtel an, welches Gedicht gewiß eines der vollendeteſten iſt, die wir in dieſer Art aufweiſen können, und doch leſen wir:

— — — — — auch der Pallas
Vogel nicht, der nur altklug iſt, nie ſcherzet.

Wer möchte hier klug, nach dem Metrum, als eine kurze, und iſt als eine lange Sylbe

ſcandiren? Bey dem ſo ganz harmoniſchen Gange, der dieſer Elegie eigen iſt, fühlen wir aber den Miston um ſo ſtärker, und die alte, dem Sinn nach nicht ſo richtige Lesart:

Vogel nicht, der nur klug war, und nie ſcherzet

klingt dem Ohr immer angenehmer.

Deſto gelungener ſind die erſten Verbeſſerungen in der Ode: An die Stadt Berlin. So heißt es z. B. in der zweyten Strophe:

Vergönne mir Najade nachzuhallen
Was tief in meine Seele drang

da die Rede der Göttinn ſonſt nur das erſtaunte Ohr durchdrungen hatte. Wenn es aber in der alten Ausgabe ferner hieß:

Und was dein Götter-Mund den Faunen ſang, und allen
Hamadryaden ſang.

Und wir jetzt leſen:

Als dein entzückter Mund es allen Faunen, allen ꝛc.

ſo geben wir zwar zu, daß der Götter-Mund nicht wohl paſſend war, weil wir ſchon wiſſen, daß die Redende eine Göttinn iſt, allein der entzückte Mund will uns doch auch nicht gefallen: denn bey dem Worte entzückt denken wir uns einen exaltirten Zuſtand der Seele, der ſich durch größere Lebendigkeit in Minen und Bewegung darſtellt; und ſo ſcheint uns

dieß Prädicat, geſetzt daß es auch für begeiſtert ſteht, bey einem Munde nicht ſchicklich, weil wir uns einen entzückten Mund ſo wenig wie ein entzücktes Auge anſchaulich denken können, wenigſtens würden beyde, wenn ſie ſchön ſind, dabey verlieren. Wir glaubten dieß bemerken zu müßen, ob wir gleich wohl einſehen, was Ramlern zu dieſer Veränderung veranlaßte.

Nicht ſo deutlich ſcheint die Urſache da zu liegen, warum der Dichter die Strophe:

Sah ich nicht jüngſt, als er vom fernen Süden
Dem Rieſen aus der Mitternacht
Sein Heer entgegenriß, ein kleines Heer von Müden..
Bereit zur zehnten Schlacht,

weggelaſſen hat, ſo ſehr man auch die Verbeſſerung billigen muß, welche der folgenden zu Theil ward, wo es ſonſt hieß:

Wie das Pannier von ſeiner Hand gefaſſet
Zur drohenden Aegide ward?
Die Feinde ſahn den Schild der Pallas, die ſie haſſet,
Und hafteten erſtarrt, —

und jetzt lautet:

Ward nicht das Blutpannier, von ihm gefaſſet,
Zur drohenden Aegide? ſtand
Die Rieſenhorde nicht, ſie, die Minerva haſſet,
Erſtarrt an Haupt und Hand?

Digitized by Google

Aber, fragt man, konnten nicht dieſe Verbeſſerungen ſtatt finden, und mit kleiner Veränderung doch jene Strophe beybehalten werden? Wir antworten, wenn Ramler ſie verwarf, ſo geſchah' es nicht, weil ihm ihre Verbindung mit der folgenden zu ſchwer, oder ihr poetiſcher Gehalt verwerflich ſchien, und wenn er ſie doch aufgab, ſo muß ihn wohl die Stelle, die ſie einnahm, dazu beſtimmt haben. Schon bey der Beurtheilung von Uraniens Lob Berlins ſahen wir, wie ſorgfältig unſer Dichter ſich hütet, etwas ſtehen zu laſſen, was die innre Harmonie der Ode ſtört. Eben dieß Gefühl, eben dieſer feine Geſchmack, denken wir, beſtimmte den Dichter, auch dießmal die Strophe: „Sah ich nicht jüngſt" u. ſ. w. zu vertilgen. Er zeigt uns die Göttinn des Stroms von dem Gedanken begeiſtert, daß ſelbſt die Götter für Friedrich ſtreiten: deshalb hielt er es für unſchicklich, durch jene Verſe, die eine Art von Zwiſchenſatz bilden, die Anſicht zu unterbrechen, und darum läßt er ſogleich nach Apollo auch Minerva als Schutzgöttinn ſeines Helden auftreten. Alle andre Veränderungen, die wir aus dieſer Ode noch mittheilen könnten, ſind eben ſo viele Verbeſſerungen, wodurch theils der Sinn, theils der Rhythmus gewonnen hat.

Gern würden wir noch bey einigen andern neuen, theils beſſern, theils minder beſſern,

Digitized by Google

Lesarten verweilen — zu welchen leztern, nach unſerer Meinung, auch der Anfang der 26ten Ode gehört, die vordem anhub: „Der Held um den du bebteſt;“ und izt anfängt Er kömmt ꝛc. eine Veränderung, wodurch noch überdem die ſchöne Folge: der Held, dein König, dein Vater, und das herzliche, kehrt wieder in dein Land, vernichtet iſt; — aber alle Veränderungen ſo zu würdigen, würde uns zu weit führen. Wir beſchließen daher die Beurtheilung derſelben, um noch ein Wort über die neu hinzugekommnen Gedichte zu ſagen.

Der erſte Theil enthält nur fünf neue lyriſche Stücke; reichhaltiger aber iſt der zweyte, wo man drey Kantaten, unter welchen ſich die auf Mendelſohns Tod auszeichnet, das Opfer der Nymphen, ein muſikaliſches Vorſpiel, und Cephalus und Prokris, Cyrus und Kaſſandane, zwey Singſpiele, findet. Darauf folgen mehrere Reden, die, bey verſchiedenen Veranlaſſungen, von Schauſpielern geſprochen wurden, und eine Elegie, die dieſen Abſchnitt der Gedichte beſchließt. An ſie reihen ſich die bekannten geiſtlichen Kantaten, die mit dem Lob der Gottheit nach dem 90. Pſ. enden.

Alle dieſe genannten Poeſien ſind größtentheils Gelegenheits-Gedichte, wozu Ramlern ſein Verhältniß zur Berliner Schaubühne aufforderte, die für den Augenblick ihren Zweck erfüllten, aber, davon abgeſehen, doch nicht ge-

nug poetiſchen Werth haben, um neben den frühern Oden des Verf. eine Stelle zu verdienen. Man kann, ſo viel iſt gewiß, bey den meiſten den denkenden Kopf nicht verkennen, aber eben ſo wenig kann man es überſehen, daß ihm ſpäterhin die Kraft mangelte, ſeinen Gedanken jene poetiſche Darſtellung zu geben, mit welcher er, in frühern Zeiten, ſo glücklich ſeinen Leſern jede Spur eines angeſtrengten Nachdenkens zu entziehen wußte. Das einzige Gedicht, worauf größtentheils ſein alter Geiſt ruht, iſt der Schlacht-Geſang von 1778, den wir hier zum Schluſſe mittheilen.

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld.
Gerecht iſt unſer Krieg;
Uns führet Deutſchlands größter Held,
Uns folget Ehr und Sieg.

Ihr Feinde zittert! unſer Heer
Hat Kriegeskunſt und Muth,
Iſt ſchneller mit dem Mordgewehr,
Und hegt der Väter Blut.

Wir ſtreiten noch den alten Streit,
Ein Mann verjaget vier;
Wir fragen nicht, wie ſtark ihr ſeyd?
Wo ſtehn ſie? fragen wir.

Auf Brüder! ſchlagt den ſtolzen Feind,
So kehrt ihr früh zurück:
Wer ſtarb, wird dann mit Recht beweint,
Wer lebt, hat Ruhm und Glück.

Digitized by Google

Der Knabe wünſcht ſich ſeinen Stand,
Das Mädchen blickt ihn an:
„Der ſchützt, als Krieger, unſer Land,
„Der ſchütz' auch mich als Mann!“

Hört ihr der Stücke Donnerſchlag
So grüßt ihn mit Geſang:
Euch lohnet dieſen einen Tag
Der Friede lebenslang.

Die Kugel treffe wer ſich bückt
Und ſcheu zurücke fährt!
Und wer zur Flucht den Fuß nur rückt
Des Nacken treff' ein Schwert.

Nein! eh ich fliehe, ſtürz ich hin
Mit Waffen in der Hand.
Seyd Rächer wenn ich treulos bin,
Gott, König, Vaterland!

Digitized by Google

XII.

Cicero's Geiſt und Kunſt. Eine Sammlung der geiſtreichſten, vollendetſten und gemeinnützigſten Stücke aus den Ciceronianiſchen Schriften, überſetzt und herausgegeben von J. C. G. Erneſti, Prof. in Leipzig. Erſter Band. Leipz. bey Caſp. Fritſch 1799. XXX S. Vorrede u. 362 S. 8.

Dieſer erſte Band enthält von S. 1 — 98 die Rede für M. Cölius, die drey erſten Bücher des Werks de Finibus Bon. et Mal. (S. 99 — 314) und den Brief an Quintus Cicero. Der Ueberſetzer beſtimmt ſeine Arbeit nicht für Anfänger, ſondern für gebildete Leſer, die aus alter Litteratur nicht ihr Hauptſtudium gemacht haben. Darſtellung des Sinnes, ſagt er S. XIX, möglichſt beſtimmte Andeutung des Geiſtes und der jedesmaligen Gemüthsſtimmung des Schriftſtellers, welche das Original verräth, und durchgängige Deutſchheit des Ausdrucks, dieß iſt das dreyfache Ziel,

Digitized by Google

welches ich zu erreichen bemüht geweſen bin. Die Vorrede enthält, außer Bemerkungen über das Ueberſetzen des Cicero, einige allgemeinere über deutſche Ueberſetzungen der Alten überhaupt, und iſt gut geſchrieben, aber nicht frey von Sophismen, z. B. da wo von der Unmöglichkeit deutſcher Ueberſetzungen des Horaz, Tibull, Ovid die Rede iſt. Ein Zeno beweiſt die Unmöglichkeit der Bewegung, und Philoſophen gehn lächelnd vorüber. Nach des Rec. Ueberzeugung haben Voß, Ramler ꝛc. uns die angeführten Dichter ohne allen Vergleich vollkommener verdeutſcht, als Hr. Erneſti den Cicero. Seine Apologie des deutſchen Du, Sie, Er, Ihr, S. XXI ff. laſſen wir auf ſich beruhen; allein gegen ſeine Einführung dieſer modernen Höflichkeit in den Cicero werden mit dem Rec. wohl alle die proteſtiren, die von einer antiken Conſularſtatüe, der jemand einen Modefrak umgehangen hätte, ſich unwillig wegwenden würden. Durch die Ueberſetzung ſoll allerdings die Aufgabe gelöſt werden: Wenn Cicero deutſch geredet hätte: wie würd' er deutſch geredet haben? Aber nicht: wie würd' er deutſch geredet haben auf der Oſtermeſſe in Leipzig im Jahr Chriſti 1800? ſondern vielmehr: wie ein vierzig Jahr vor Chriſti Geburt auf Römiſchem Grund und Boden?

Digitized by Google

Rec. wird dießmal nur bey der angefangenen Ueberſetzung des Werks vom höchſten Gut ꝛc. ſtehn bleiben, und die Beurtheilung der beyden andern Stücke andern Blättern überlaſſen. Aus einer Vergleichung des erſten Buchs mit der Urſchrift wird ſich ergeben, wie weit etwa, nach dem Ermeſſen des Rec., der Ueberſetzer ſeinem Ziele nahe gekommen oder davon entfernt geblieben.

Im erſten Kap. heißt es: Qui autem, ſi maxime hoc placeat, moderatius tamen id volunt fieri, difficilem quamdam temperantiam poſtulant in eo, quod ſemel admiſſum coërceri reprimique non poteſt: ut propemodum juſtioribus utamur illis, qui omnino avocent a philoſophia, quam his, qui rebus infinitis modum conſtituant, in reque eo meliore, quo maior ſit, mediocritatem deſiderent. Dieß wird überſetzt: „Die Freunde eines eingeſchränktern und gemäßigtern Studiums der Philoſophie thun eine ſehr ſtrenge Forderung, wenn ſie verlangen, daß man einem Gegenſtande, deſſen einmal gekoſtete Reize ſo unwiderſtehlich ſind, nur mit halber Seele ergeben ſeyn ſolle. Ich finde es beynahe noch billiger, einem die Philoſophie ganz zu widerrathen, als dem Genuſſe ihrer unerſchöpflichen Schätze Schranken ſetzen, und beym Studium einer Wiſſenſchaft, deren Wichtig-

keit durch ihren Umfang ſo ſehr erhöhet wird, kalte Mittelmäßigkeit empfehlen zu wollen.“ Die Uebergangspartikel autem iſt unbeachtet geblieben; wie denn überhaupt der Ueberſetzer faſt auf allen Seiten von Cicero's Uebergangspartikeln keine Notiz nimmt. Die unterſtrichenen Worte ſind ein bloßes Quid pro quo. Auf den ſorgfältig gewählten, von Pferden entlehnten Ausdruck des Originals iſt gar keine Rückſicht genommen. In den folgenden unterſtrichenen Worten iſt willkührlich manche Nebenbeſtimmung angebracht, wovon der Text nichts weiß. Am Schluſſe des Kap. ſagt Cicero: Nam, ut Terentianus Chremes non inhumanus, qui novum vicinum non vult

Fodere, aut arare, aut aliquid ferre denique:

(non enim illum ab induſtria, ſed ab illiberali labore deterret) ſic iſti curioſi, quos offendit noſter minime nobis injucundus labor, Erneſti: „Wenn Chremes beym Terenz ſeinem neuen Nachbar

Das Graben und das Pflügen und das Buckeln (?)

widerräth, ſo iſt das von ihm nichts weniger als unmanierlich. Er will ihm ja damit nicht die Luſt zum arbeiten, ſondern nur den Geſchmack an niedriger Sklavenarbeit verleiden. Wenn es aber gewiſſen Herrn nicht recht iſt, daß ich mich mit Dingen abgebe, die mir

Vergnügen machen, ſo finde ich dieſes Bekümmern um meinen Geſchmack ſehr überflüßig." Unmanierlich iſt hier nicht das rechte Wort. Wie viel näher der Ueberſetzer hätte bey der Urſchrift bleiben können, werden wir weiterhin ſehn. Uebrigens erklärt Bremi in ſeiner ſchätzbaren Ausgabe, (wovon der zweyte Band dem Rec. noch nicht zu Geſicht gekommen iſt, deſſen endlicher Erſcheinung aber er mit Verlangen entgegen ſieht,) die nicht ganz leichte Stelle, in der Lalemand gar keinen Sinn finden konnte: „Ut Terentianus Chremes non eſt inhumanus, quia vicinum ab illiberali labore deterret, ita iſti curioſi ſunt inhumani, quia me a labore mihi jucundo nec illiberali deterrent.“ Wäre es aber nicht einfacher und natürlicher, bey curioſi nichts weiter als ſunt in Gedanken zu suppliren, eben ſo wie vorher bey inhumanus eſt zu ſuppliren war? „Iſt gleich Chremes beym Terenz nicht inhuman“ u. ſ. w.: ſo ſind doch jene Herren curioſi, quos etc. Curioſi nämlich ſind hier, wie auch Bremi es faßt, ſolche, die ſich mit Richtermiene um Dinge bekümmern, die ſie nichts angehn. Schon durch dieſes Prädicat bezeichnet ſie Cicero hinlänglich, allein mit Feinheit, als Fehlerhafte.

Am Schluß des zweyten Kap. hat Erneſti die Worte iisdem de rebus alia ratione compoſitis nicht überſetzt. Ob ſie gleich in zwey

bekannten Handſchriften, und außerdem auch in einem vom Rec. verglichenen noch wenig bekannten Codex fehlen: ſo hat doch Bremi hinreichend gezeigt, daß ſie nicht fehlen dürfen. Freylich trifft dieſe Anmerkung mehr den Kritiker (was jedoch in einem gewiſſen Grade jeder Ausleger der Alten ſeyn muß) als den Ueberſetzer. Um letzterm völlige Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, will Rec. die zwey erſten Kapitel ſeiner Arbeit herſetzen.

Erneſti.

„Ich habe mir's vorgeſtellt, Brutus, daß man meine Verſuche, Ideen der ſcharfſinnigſten und einſichtsvollſten Philoſophen Griechenlands in lateiniſcher Sprache darzuſtellen, in mancherley Hinſicht tadelhaft finden würde. Es gibt Leute, die ſonſt ganz gute Kenntniſſe beſitzen, aber dem Philoſophiren überhaupt nicht hold ſind. Andere finden es allenfalls nicht übel, ſo nebenbey einige Notiz von Philoſophie zu nehmen; allein einer großen Anſtrengung, eines hohen Grades von Enthuſiasmus halten ſie ſie nicht werth. Liebhaber der griechiſchen Litteratur, denen die lateiniſche gleichgültig iſt, werden philoſophiſche Unterſuchungen lieber in der griechiſchen Sprache leſen wollen; und ich dürfte es auch wohl noch erleben, daß man mir ein ganz anderes Fach anrathen, und meine gegenwärtige Liebhaberey, ohne ſie gerade

für ſchlecht zu erklären, doch wenigſtens unter der Würde meiner Perſon und meiner Verhältniſſe finden wird. Ich halte für nöthig, dieſen Tadlern in aller Kürze meine Meinung zu ſagen. Jene erklärten Feinde alles philoſophiſchen Wiſſens haben ihre Abfertigung bereits in der Abhandlung erhalten, worinne (worin) ich die Philoſophie gegen Hortenſius in Schutz nehme, und ihre Verdienſte ins Licht ſetze. Der Beyfall, womit dieſe Schrift von Ihnen und mehrern Kennern aufgenommen wurde, und die Furcht vor dem Vorwurfe, daß ich dadurch wiſſenſchaftliche Erwartungen erregt habe, ohne ſie befriedigen zu können, veranlaßte mich, mehrere Arbeiten dieſer Art zu unternehmen."

„Die Freunde eines eingeſchränktern und gemäßigtern Studiums der Philoſophie thun eine ſehr ſtrenge Forderung, wenn ſie verlangen, daß man einem Gegenſtande, deſſen einmal gekoſtete Reize ſo unwiderſtehlich ſind, nur mit halber Seele ergeben ſeyn ſolle. Ich finde es beynahe noch billiger, einem die Philoſophie ganz zu widerrathen, als dem Genuſſe ihrer unerſchöpflichen Schätze Schranken ſetzen, und beym Studium einer Wiſſenſchaft, deren Wichtigkeit durch ihren Umfang ſo ſehr erhöhet wird, kalte Mittelmäßigkeit empfehlen zu wollen. Wenn wir wirklich im Stande ſind, zur Weisheit zu gelangen, ſo müſſen wir uns nicht

nur

Digitized by Google

nur in ihren Beſitz, ſondern auch in ihren vollen Genuß zu ſetzen ſuchen. Geſetzt aber auch, es wäre das mit großen Schwierigkeiten verbunden; ſo dürfen wir deswegen in unſerm Streben nach Wahrheit doch nicht eher nachlaſſen, als bis wir endlich den Fund gethan haben; und es würde uns gewiß wenig Ehre bringen, des Suchens nach einem Gegenſtande von unſchätzbarem Werthe jemals müde zu werden. Macht uns die Schriftſtellerey Vergnügen; warum will man uns dieſes Vergnügen mißgönnen? Koſtet ſie uns Anſtrengung: wer hat ein Recht dazu, dem Fleiße des andern die Grenzen zu beſtimmen? Wenn Chremes beym Terenz ſeinem neuen Nachbar

Das Graben und das Pflügen und das Buckeln

widerräth, ſo iſt das von ihm nichts weniger als unmanierlich. Er will ihm ja damit nicht die Luſt zum arbeiten, ſondern nur den Geſchmack an niedriger Sklavenarbeit verleiden. Wenn es aber gewiſſen Herrn nicht recht iſt, daß ich mich mit Dingen abgebe, die mir Vergnügen machen, ſo finde ich dieſes Bekümmern um meinen Geſchmack ſehr überflüßig."

2) „Ungleich ſchwerer laſſen ſich alle diejenigen bedeuten, die ſich als Verächter der lateiniſchen Sprache ankündigen. Das Betragen dieſer Herrn befremdet mich in der That. Warum ekelt ihnen, wenn von ſehr wichtigen

Dingen die Rede iſt, vor ihrer Mutterſprache? Sie leſen ja doch wörtlich aus dem Griechiſchen überſetzte lateiniſche Theaterſtücke ſo gerne. Der Römer muß ſeinem Vaterlande herzlich gram ſeyn, der die Medea vom Ennius oder die Antiopa vom Pacuvius in den Winkel werfen, und nur die Euripideiſchen Stücke deſſelben Inhalts für vortreflich halten, hingegen es widerwärtig finden kann, die Synepheben und die Andria von Menander in der Sprache eines Cäcilius und Terentius zu leſen. Ich bin hierinnen (hierin) ganz verſchiedener Meinung. Die Electra vom Sophokles iſt gewiß ein Meiſterſtück. Aber ich leſe die weit ſchlechtere Ueberſetzung des Attilius doch auch. Licinius titulirt ihn ferreus ſcriptor; und er mag wohl Recht haben: aber er iſt doch Scribent; (!) man ſoll ihn leſen. Unbekanntſchaft mit unſern Dichtern verräth immer entweder die kälteſte Stumpfſinnigkeit, oder den eigenſinnigſten Ekel. Ich wenigſtens traue einem Menſchen, dem unſere Litteratur fremd iſt, nie viel wiſſenſchaftliche Bildung zu. Ich leſe mein Utinam ne in nemore etc. ſo gern, als im Griechiſchen nimmermehr. Und warum ſollen nun Platoniſche Unterſuchungen über menſchliche Glückſeligkeit, in lateiniſcher Sprache vorgetragen, ungenießbar ſeyn? Wenn ich keine wörtliche Ueberſetzung liefere, ſondern die Ideen meines Schriftſtellers in eigenem Geſchmacke be-

handle, und in meiner Sprache darſtelle, warum ſoll denn das griechiſche Produkt vorzüglicher, als eine lateiniſche, weder ſchlecht geſchriebene, noch auch bloß aus dem Griechiſchen überſetzte Darſtellung, ſeyn? Sagt man, bey den Griechen ſey das alles ſchon hinlänglich abgehandelt, ſo würde hieraus folgen, daß man ſelbſt von dieſen Griechen weit weniger zu leſen brauchte, als es in der That geſchieht. Wer hat die Stoiſche Philoſophie vollſtändiger vorgetragen, als Chryſippus? Aber wir leſen doch auch den Diogenes, *) Mneſarchus, Panätius, und unter mehrern andern vorzüglich unſern Freund Poſidonius. Lieſt man den Theophraſt deswegen weniger gern, weil er Gegenſtände behandelt, worüber ſich vor ihm ſchon Ariſtoteles erklärt hatte? Oder haben die Epicuräer (Epikureer) etwa aufgehört, über Dinge, die ſchon Epicur und noch ältere Philoſophen vorgetragen hatten, in ihrer eignen Manier zu ſprechen? Wenn nun Griechen ihre Landsleute leſen, warum ſollen wir Römer die unſrigen nicht auch leſen?"

Dieſe Ueberſetzung drückt den Sinn ziemlich treu aus, und lieſt ſich, allein betrachtet, meiſt ohne Anſtoß. Wer ſich aber die Mühe nimmt, das Original zu vergleichen, wird finden, daß Hr. Erneſti ſich ſehr häufig, ganz ohne Noth, von dem Bau der Sätze und Perioden des

*) Antipater iſt ausgelaſſen.

Originals entfernt, manche Nebenzüge verwiſcht, andere willkührlich anbringt, auch oft paraphraſirt, wo der kürzere Ausdruck der beſſere war. Statt durch zu weitläufige Anmerkungen zu ermüden, will Rec. lieber gleich beyde Kapitel überſetzen. Seine Ueberſetzung wird ihm ſelbſt nicht genügen, und er würde, wollte er ja mit einer Arbeit dieſer Art auftreten, gewiß ſelbſt noch viel daran auszufeilen finden. Ob jene indeß ſchon beweiſe, was ſie beweiſen ſoll, daß es leicht ſey, Hrn. Erneſti an Treue, Genauigkeit und Kürze zu übertreffen, ohne gerade undeutſcher zu werden, mögen Andere entſcheiden.

„Ich wußt' es recht wohl, Brutus, daß bey meinem Unternehmen, in lateiniſcher Sprache darzuſtellen, was Philoſophen vom glücklichſten Scharfſinn und vorzüglicher gelehrter Bildung einſt in griechiſcher Sprache abhandelten, mancherley Tadel nicht ausbleiben würde. Denn einigen, und zwar ſolchen, denen es nicht an allen Kenntniſſen fehlt, mißfällt überhaupt das Philoſophiren. Andere finden es gerade ſo tadelhaft nicht, wenn es ſein gemächlich getrieben wird; allein ſo eifrigen Fleiß, ſo viele Mühe dürfe man, meinen ſie, der Sache nicht widmen. Es wird auch an ſolchen nicht fehlen, die als Kenner der griechiſchen Litteratur, und als Verächter der Lateiniſchen, ſagen werden, ſie wollten ihren Fleiß lieber auf Leſung

der Griechen verwenden. Endlich werden auch manche, wie ich beſorge, kommen und mich zu andern Fächern auffodern, dieſe Art von Schreiberey aber zwar ganz artig, jedoch unter meiner Perſon und Würde finden. Gegen alle dieſe glaub' ich ein Wort ſagen zu müſſen. Doch den Feinden der Philoſophie iſt hinlänglich geantwortet in der Abhandlung, worin ich die Philoſophie gegen die Anklage und den Tadel des Hortenſius in Schutz genommen und ihren Werth ins Licht geſetzt habe. Da dieſe Schrift von Dir und andern, die in meinen Augen gültige Richter ſind, mit Beyfall aufgenommen wurde; ſo habe ich mehrere Arbeiten dieſer Art übernommen, aus Furcht vor dem Anſchein, ich könne den Eifer bey meinen Mitbürgern zwar erregen, allein nicht unterhalten. Die aber, welchen das Philoſophiren ungemein gefällt, und die demungeachtet es mit Einſchränkung getrieben haben wollen, ſodern eine ſchwer zu beobachtende Mäßigung bey einem Dinge, das, einmal im Laufe, nicht mehr gezügelt noch zurückgehalten werden kann. Ich finde daher jene beynahe noch billiger, die ganz von der Philoſophie abrathen, als dieſe, welche dem Unbeſchränkten Schranken ſetzen, und bey einer Sache, die um ſo beſſer iſt, je weitern Umfang ſie hat, Mittelmaß verlangen. Denn entweder kann man zur Wahrheit gelangen: dann müſſen wir uns nicht nur ihren

Digitized by Google

Beſitz, ſondern auch ihren Genuß verſchaffen. Oder die Sache iſt mit Schwierigkeiten verbunden; dann dürfen wir mit unſerm Nachſpüren nach Wahrheit doch nicht eher inne halten, als bis wir gefunden haben; auch brächte das Ermatten beym Suchen keine Ehre, da das, was geſucht wird, ſo ſchön iſt. Denn macht uns die Schriftſtellerey Vergnügen; wer will ſo mißgünſtig ſeyn, uns davon abzurufen? Koſtet ſie uns Anſtrengung: wer hat dem Fleiße des andern die Grenze zu beſtimmen? Iſt gleich Chremes beym Terenz, wenn er nicht will, daß ſein neuer Nachbar

grabe oder pflüge oder gar etwas trage,

keinesweges inhuman: (denn er will ihm damit nicht die Luſt zum Arbeiten, ſondern nur den Geſchmack an Sklavenarbeit verleiden): ſo ſind doch jene Herrn ohne Noth geſchäftig, die an einer anſtrengenden Beſchäftigung, die für mich nicht ohne Genuß iſt, Anſtoß nehmen.

Kap. II. Schwerer freylich *) iſt denen Genüge zu thun, die als Verächter lateiniſcher Schriften auftreten. Bey dieſen wundere ich

*) Anſtatt die Uebergangspartikel ganz wegzulaſſen, habe ich dieſe gewählt, da die Beybehaltung von igitur in dieſer Verbindung im Deutſchen ein zu fremdes Anſehen gehabt hätte. Dieß igitur deutet, genau genommen, auf einen abſichtlich ausgelaſſenen Satz hin: „Mit dieſen Herren fertig zu werden, war eine leichte Sache. Schwerer alſo u. ſ. w.“

mich erſtlich darüber, warum bey den wichtigſten Dingen ihnen die Mutterſprache nicht behagt, da ſie doch wörtlich aus dem Griechiſchen überſetzte lateiniſche Theaterſtücke nicht ungern leſen. Denn wer iſt dem römiſchen Namen ſo feind, um die Medea von Ennius oder die Antiopa von Pacuvius zu verſchmähen oder auf die Seite zu werfen? um die Euripideiſchen Stücke deſſelben Inhalts ſchön, in lateiniſcher Sprache aber unerträglich zu finden? **) Die Synepheben des Cäcilius, heißt es, und die Andria des Terentius ſollte man lieber, als beyde Stücke von Menander, leſen? Ich bin ſo ganz verſchiedener Meinung, daß, ungeachtet die Elektra von Sophokles unſtreitig ein Meiſterſtück iſt, ich dennoch die ſchlechte Ueberſetzung des Attilius leſen zu müſſen glaube. Licinius ſagt von ihm: ferreum ſcriptorem; allein er iſt doch ein Schriftſteller, den man leſen muß. Unbekanntſchaft mit unſern Dichtern verräth immer entweder die geiſtloſeſte Gleichgültigkeit oder den ekelſten Geſchmack. Ich wenigſtens halte keinen für hinreichend gebildet, dem unſere Litteratur fremd iſt. Unſer Utinamne in nemore etc. leſen wir doch ſo gut als das Griechiſche: und platoniſche Unterſuchungen über menſchliche Glückſeligkeit ſoll man in lateiniſcher Sprache nicht

*) Latinas oderit. Denn literas ſtreiche auch ich aus.

vortragen dürfen? Wenn ich nun nicht das Geſchäft des Ueberſetzers treibe, ſondern deſſen, was von Schriftſtellern, die ich ſchätze, geſagt iſt, mich annehme und mein Urtheil und meine Art des Vortrags hinzufüge: was haben ſie für Grund, griechiſche Schriften dem vorzuziehen, was ſtattlich vorgetragen und nicht aus dem Griechiſchen überſetzt iſt? Denn ſagen ſie, bey den Griechen ſey das abgehandelt: ſo iſt kein Grund, warum ſie ſelbſt von dieſen Griechen ſo viele leſen, als wirklich geleſen werden müſſen. Was hat bey den Stoiſchen Lehrſätzen Chryſippus an Vollſtändigkeit fehlen laſſen? Dennoch leſen wir auch den Diogenes, Antipater, Mneſarchus, Panätius, und viele andere; vorzüglich unſern Freund Poſidonius. Nehmt Theophraſt. Lieſt man ihn nur mit mäßigem Vergnügen, wenn er Materien abhandelt, die von Ariſtoteles früher abgehandelt ſind? Nehmt die Epikureer. Hören ſie etwa auf, über Dinge, über die ſchon Epikur und die ältern Philoſophen geſchrieben haben, nach eignem Gefallen zu ſchreiben? Werden nun Griechen von Griechen über einen und denſelben, auf verſchiedene Art dargeſtellten Gegenſtand geleſen: warum ſollen doch unſre Schriftſteller von unſern Landsleuten nicht geleſen werden?"

In den folgenden Kapiteln des erſten Buchs will Rec. nur bey verfehlten Stellen verweilen. So Kap. III. Quibus ego aſſentior,

Digitized by Google

dummodo de iisdem rebus ne Graecos quidem legendos putent. Dieß wird überſetzt: „In dieſem Falle kann ich ihnen den Ekel freylich nicht verdenken: nur müſſen ſie ſchlechte Bücher deswegen nicht vorziehen wollen, weil ſie griechiſch geſchrieben ſind.“ Treuer würd' es heißen: „In dieſem Falle ſtimm' ich ihnen bey: vorausgeſetzt, daß ſie über dieſelbe Materie auch jene Griechen nicht leſen wollen.“ — Eine Grille beſitzen S. 107 ſagt man ſchwerlich. Praetore (wie Lambin, Davies und Erneſti aus guten Gründen haben, wofür — ich weiß nicht weßhalb — Bremi praetor ſtillſchweigend in den Text zurückgenommen hat) iſt von unſerm Ueberſetzer ganz ausgelaſſen. Die gleichfolgenden Verſe des Lucilius hat er, bequem genug, lateiniſch im deutſchen Context ſtehn laſſen. Bis ſie beſſer verdeutſcht ſind, nehme man mit folgender Ueberſetzung fürlieb:

Griech', Albutius, lieber als Römer oder Sabiner,
Landsmann des Pontius, Tritannus, der Centurionen,
Treflicher Männer vom erſten Rang, der Träger der Fahnen,
Wollteſt du werden genannt. Drum Griechiſch, als Prätor Athenä's,
Wie du begehrteſt, grüß' ich dich, da du mir naheſt.
χαῖρε, ſag' ich, Titus: Lictoren, Volk und Cohorte:
χαῖρε, Titus. Seitdem iſt Albutius Feind mir und abhold.

Weiterhin hätte ſollen nach der von Bremi hinreichend vertheidigten Lesart aller Handſchriften vel nobis dicam überſetzt werden.

Die Anfangsworte des vierten Kap.: Ego vero quum forenſibus operis, laboribus, periculis non deſeruiſſe mihi videor praeſidium, in quo a populo Romano locatus ſum — ſind übertragen: „Was mich betrift, ſo glaube ich bisher am Ruder des Staats, und in den Angelegenheiten meiner Freunde, hinlänglich gezeigt zu haben u. ſ. w.“ Darf Hrn. Prof. E. die Forderung größerer Treue zu ſtreng ſcheinen? Einige Zeilen weiter werden die Worte et iis ſervire, qui vel utrisque literis uti veliut, vel, ſi ſuas habent, illas non magnopere deſiderent, folgender Maßen überſetzt: „Ich werde nicht nur den Liebhabern beyder Sprachen, ſondern auch denen nützlich zu werden ſuchen, die in Fächern arbeiten, wo ſie weder griechiſche noch lateiniſche Gelehrſamkeit nöthig zu haben glauben.“ Vom letztern ſteht ja auch kein Wort im Original. Cicero ſagt vielmehr: „und denen dienen, die entweder der Schriften beyder Sprachen ſich bedienen wollen, oder, wenn ſie ihre eignen (d. h. Lateiniſche) haben, jene (nämlich die Griechiſchen) nicht ſehr vermiſſen.“ — Weiterhin drückt Cicero das Thema des Buchs ſo aus: quid ſit finis, quid extremum, quid ultimum,

Digitized by Google

quo ſint omnia bene vivendi, recteque faciendi conſilia referenda. — Dieß wird gegeben: „welches iſt die Norm unſrer Glückſeligkeit und unſers moraliſchen Verhaltens?“ Heißt das in der Copie etwas von der Farbengebung des Originals beybehalten? Ebenſo gleich darauf: quod in omni munere vitae optimum et veriſſimum ſit, exquirere: „eine Unterſuchung, welche die Beſtimmung des höchſten Princips menſchlicher Glückſeligkeit zum Zwecke hat“ anſtatt: „das Forſchen nach demjenigen, was am ganzen Geſchenk (oder vielleicht, beym ganzen Schauſpiel) des Lebens das Beſte und Wahrſte iſt.“ Wozu S. 111. intrikat, da wir verwickelt haben? Negligi heißt nicht Verachtung verdienen. Am Schluß wird omnis quaeſtio de finibus bonorum et malorum überſetzt: „eine vollſtändige Unterſuchung über den Begriff des höchſten Gutes und Böſen.“ Wie konnte doch ein Mann, wie Hr. E., eine ſo auffallende Wortverwechslung gerade an einer Hauptſtelle ſich zu Schulden kommen laſſen? Unmöglich konnte er doch ignoriren, wovon in dieſem philoſophiſchen Werke des Cicero eigentlich die Rede iſt.

Im Anfang des fünften Kap. läßt er den Cicero ſagen, er habe Epikurs Vorſtellungsart „mit einem Grade von Gewiſſenhaftigkeit dargeſtellt, welcher ſelbſt den Vertheidigern dieſes Syſtems nicht eigen“ ſey. Cicero ſagt ein gut

Theil beſcheidener: „ſo, daß ſelbſt die Vertheidiger dieſes Syſtems ſie nicht genauer auseinander zu ſetzen" pflegten. ſic — ut ab ipſis, qui eam diſciplinam probant, non ſoleat accuratius explicari.

Daß überall mit Hinweglaſſung des Ciceroniſchen inquam und inquit ein Torq., Ich u. ſ. w. geſetzt, und ſo ſtatt der von Cicero mit Bedacht gewählten diegematiſchen Manier die Miene einer völlig dramatiſchen angenommen wird, wozu ſich die ganze Compoſition gar nicht eignet, dabey gewinnt der Leſer nichts; auf jeden Fall weniger, als Cicero verliert.

Kap. V. wird te minus eo delectari, quod überſetzt: „der Grund des Mißfallens, wovon Sie gegen ihn eingenommen ſind, liegt vielleicht blos darinne, daß" Statt fünf Worte drey Mal ſo viel deutſche! Gehört dieſe Weitſchweifigkeit auch zur Deutſchheit? Oder iſt's undeutſcher, zu ſagen: „du findeſt weniger Gefallen an ihm, weil" —?

Zu Anfange des ſechſten Kap. hätte einige Rückſicht genommen werden ſollen auf Bremi's Note über principio und primum. Auch hat hier der Text noch eine von keinem Herausgeber ganz befriedigend gelöſte Schwierigkeit. Man ſehe in Bremi's Note die Vermuthungen der Urtheile von Davies, Rhunken, Geßner, Erneſti ꝛc. Dem Rec. ſey's erlaubt, zu dieſen noch ſeine Vermuthung hinzuzufügen. Er

ändert nur die Interpunktion. Democrito adiicit perpauca: mutans, ſed ita, ut ea, quae corrigere vult, mihi quidem depravare videtur. Adiicit wäre nun, wie gewöhnlich, nichts weiter als addit, verbunden mit ſeinem Object perpauca; das abſolut hinzugeſetzte mutans würde durch das gleich folgende hinreichend beſtimmt. Mutans quidem nonnulla, ſed ita etc. Nun läge auch der zweyte dem primum der Sache nach (wenn gleich nicht durch ein ausdrücklich hinzugefügtes ſecundum) zugeordnete Punkt näher. Nämlich der zweyte Punkt iſt dann ſchon enthalten in dem: Democrito adiicit perpauca; mutans, ſed ita, ut — depravare videatur. Was Bremi als den zweyten Punkt angibt: Epicurus autem in quibus etc. iſt eigentlich nicht der zweyte Punkt ſelbſt, ſondern die nachfolgende weitere Ausführung deſſelben. Beyde Hauptpunkte wiederholt Cicero gegen den Schluß des Kapitels als bewieſene Reſultate, nur in umgekehrter Ordnung: Ita quae mutat, ea corrumpit: quae ſequitur, ſunt tota Democriti. — Itaque attulit rem commentitiam wird überſetzt: „ſo iſt er liſtig genug, ſich mit einer Finte zu helfen." Finte iſt offenbar zu unedel. Ne illud quidem phyſici, credere aliquid eſſe minimum. „Schon das kleidet keinen Phyſiker, daß er ſich ein Wenig denket, was an Wenigkeit ſeines Gleichen nicht weiter

haben ſoll." Zehn Worte, wo ein Allerkleinſtes ausreichte!

Der Anfang des ſiebenten Kap. Jam in altera philoſophiae parte, quae eſt quaerendi ac diſſerendi, quae λογικὴ dicitur, wird überſetzt: „Im zweyten Theil der Philoſophie, welcher Begriffs-Entwickelung und Berichtigung zum Zweck hat" ꝛc. Weiterhin iſt qui hoc primus cognomen invenerit ganz überſehn. Eben ſo iſt tertio conſulatu nicht ausgedrückt. Severitatem adhibuit heißt nicht: „wie grauſam behandelte er" ꝛc. Weiterhin ſagt Cicero zu Torquatus: Nec mihi illud dixeris: Haec enim ipſa mihi ſunt voluptati: et erant illa Torquatis. Erneſti: „Sagen Sie ja nicht, dieſe Dinge machen mir an ſich Vergnügen. Das würde auch auf die Torquate paſſen." Nicht doch! die Worte et erant illa Torquatis hängen mit den vorhergehenden genau zuſammen. „Sage mir nicht (ſpricht Cicero zu ſeinem Freunde Torquatus) dieſe Dinge (nämlich literae, hiſtoriae u. ſ. w.) machen mir ſchon an ſich Vergnügen; eben ſo wie jene (nämlich labores, dolores pro patria ſuſcepti) den Torquaten (meinen Vorfahren) an ſich ſchon Vergnügen machten." Vergl. §. 34. und folgg. Am Schluß iſt die Parentheſe eſt enim — eruditi appellantur ganz ausgelaſſen. Rec. ſieht nicht, weßhalb; und quamquam te video minime eſſe deterri-

tum überſetzt: „Wie ich ſehe, ſind Sie vielleicht der Einzige (wo ſagt das Cicero?) der ſich nicht verleiden ließ."

Gleich im Anfang des achten Kap. wird philoſophorum chorus unglücklich durch Philoſophen-Zunft gegeben. Doch die ganze paraphraſirende Wendung taugt nicht: „Viel fehlt nicht, ſo hätten Sie dem Epikur ſein Plätzchen in der Philoſophen-Zunft ſo ziemlich genommen", ſtatt des einfachen, zugleich viel edlern: Tu quidem totum Epicurum paene e philoſophorum choro ſuſtuliſti. Die vorhergehenden Worte: Quae quum dixiſſem, magis ut illum provocarem, quam ut ipſe loquerer fehlen ganz nach der von Hrn. E. beliebten Manier.

Im neunten Kap. wird ipſa natura integre atque incorrupte iudicante überſetzt: (zu einer Zeit, wo) die Natur zu ihren Aeuſſerungen freyes Spiel hat. — Daſ. intereſſe enim inter argumentum concluſionemque rationis, et inter mediocrem animadverſionem atque admonitionem. „Denn zwiſchen einem Beweiſe in ſchulgerechter Form, und einer blos auf Erfahrung ſich gründenden Bemerkung iſt ein großer Unterſchied." — Etenim quoniam etc. „Weil nun" — Alles ohne die erfoderliche Genauigkeit. Für Cauſae nimium confidere iſt die Sache auf die leichte Achſel nehmen

nicht edel genug, eben ſo wenig Kap. 18. auf dem Nacken ſitzen für impendere an der Stelle: mors, quae quaſi ſaxum Tantalo, ſemper impendet.

Im zehnten Kap. am Schluß (oder vielmehr, nach der gewöhnlichen Abtheilung, im Anfang des eilften) für de omnium virtutum curſu ad voluptatem, „vom Zuſammenhange aller Tugenden mit dem Wohlgefühle:" ſehr matt. Im eilften iſt auf Bremi's ohne Zweifel richtige Ausmerzung des tua bey manus keine Rückſicht genommen. Ueberhaupt ſcheint Hr. Erneſti von deſſen Ausgabe, die doch ein Jahr früher erſchien, als ſeine Ueberſetzung, keine Notiz genommen zu haben. Die folgenden ſehr leichten Kapitel geben weniger Stoff zu Erinnerungen. Nur ein Paar will Rec. noch machen. Im achtzehnten Kap. S. 163 der Ueberſ., wo Gattungen fehlerhafter Menſchen aufgezählt werden, wird difficiles durch Hartherzige überſetzt; monſtroſi durch Charakterloſe! Oder las etwa Hr. Erneſti nach einer eignen Conjektur? So hätt' er ſie uns doch zum Beſten geben ſollen. Denn Lambin's moroſi, was auch dem Rec. das Wahrſcheinliche iſt, kann er nicht haben ausdrücken wollen. Daſelbſt heißt es: alii autem etiam amatoriis levitatibus dediti, alii petulantes, alii audaces, protervi, iidem intemperantes et ignavi

ignavi: „wo (bleiben) alle die verliebten Gecken, die ſchadenfrohen, frechen, ehrloſen, ausſchweifenden, feigen und unzuverläſſigen Menſchen." Wäre petulantes an dieſer Stelle nicht ſchicklicher und eigenthümlicher überſetzt die muthwilligen, audaces, dreiſten, protervi, ausgelaſſenen? Cicero fährt zwey Zeilen weiter nach den Worten: multoque hoc melius nos veriusque quam Stoici ſo fort: Illi enim negant bonum quidquam eſſe, niſi neſcio quam illam umbram, quod appellant honeſtum, non tam ſolido quam ſplendido nomine: virtutem autem nixam hoc honeſto, nullam requirere voluptatem. Erneſti: „Ihr ſogenanntes honeſtum, was ſie zum höchſten Gute ſtempeln, iſt ein täuſchender Schatten, ein glänzendes Wort ohne Sinn. Die Tugend, ſagen ſie nun, die ſich bloß auf dieſes Schattenbild gründen ſoll, habe mit dem ſinnlichen Wohlgefühl ganz und gar keine Gemeinſchaft." Torquatus redet von dem, was nach der Meinung der Stoiker ausſchließend gut iſt, wovon die Ueberſetzung ſchweigt. Ein glänzendes Schattenbild **ohne Sinn** iſt ein härterer Ausdruck, als Torquatus braucht u. ſ. w. Warum auch hier nicht den wohlgewählten Worten näher: „Denn ſie behaupten, nichts ſey gut, als jener Schatten, bey dem ſich nichts Deutliches denken läßt, (niſi neſcio quam illam umbram),

den ſie das Anſtändige mit einem Namen, der weniger Grund als Glanz hat, nennen: die Tugend aber, die ſich auf dieſes Anſtändige gründe, bedürfe keines ſinnlichen Vergnügens." Auch bey der Anmerkung S. 167, der einzigen, die Hr. C. beym erſten Buche macht, kann Rec. ſeiner Erklärung nicht beyſtimmen, verſpart aber die ſeinige, da er vielleicht ſchon zu weitläufig geworden iſt, auf eine andere Gelegenheit.

Möge die Fortſetzung des Werks, bey welchem der Verleger es an einem anſtändigen Aeußern nicht fehlen ließ, uns etwas mehr von Cicero's Geiſt und Kunſt erblicken laſſen!

Digitized by Google

XIII.

Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund. Zum Beſten der Schweizerwaiſen herausgegeben. Tübingen, Cotta 1802. VI. und 406 S. gr. 8.

Dieſe Briefe ſprechen ſich ſelbſt zu deutlich aus, als daß ihr Verf., der berühmte Geſchichtſchreiber der Schweiz, unbekannt bleiben könnte. Sie ſind von Joh. Müller an von Bonſtetten in den Jahren 1773 — 1780 geſchrieben und charakteriſiren uns mit den ſprechendſten Zügen: zwey junge Männer von ganz originellem Schweizerſinn, von hoch anſtrebendem Geiſt, voll Durſt nach Wiſſen und Wahrheit, nach ächter Freyheit des Geiſtes und nach einer hohen Vollendung ihres ganzen Menſchen. Es iſt bey Müller noch alles im Werden und Gähren, und es iſt eine von den vielen anziehenden Seiten dieſer Briefe, daß man hier ſieht, wie und auf welchen Wegen der große Mann das

ward, was er geworden iſt: aber gewiſſe feſte Züge und Grundſätze, Keime des künftigen vollendetern Gelehrten, Weiſen und Menſchen, blicken ſchon überall durch, und ſelbſt die Irthümer des Verſtandes, die man wohl gar Ketzereyen ſchelten wird, ſind die Irthümer eines großen Geiſtes und meiſt mehr werth als die triviale Wahrheit gemeiner Seelen. Welchen Genuß für Geiſt und Herz bieten dieſe Briefe dar, und wie müßten ſie junge feuerfangende Gemüther zu allem Schönen, Guten und Großen entzünden, wenn unſer Zeitalter, das nur Licht und keine Wärme hat, noch hoher Begeiſterung fähig wäre! Denkungsart, Geſinnung, Freundſchaft, Ideengang, ſelbſt der Styl dieſer Briefe ſind ſemota a noſtris moribus ſejunctaque longe.

Die Herausgeberinn dieſer unvergleichlichen Briefe iſt Mme Brün, geb. Münter, in Kopenhagen. Sie erhielt ſie von Bonſtetten zum Geſchenk, mit Vorwiſſen von Müller, und gab ſchon einen Theil davon im deutſchen Magazin heraus. Indeß erklärt ſie, daß weder der Verfaſſer noch der Empfänger Antheil an der Herausgabe haben: „In ganz andere Bahnen des Lebens verſchlungen, ſehen ſie lächelnd auf dieſe ſchönen Tage ihrer Jugendfreundſchaft zurück, und obgleich treu geblieben wie Wenige dem Bunde ihrer Seelen zur unſterblichen Freundſchaft und zum Vorwärtsſtreben nach

einem hohen Ziele — iſt doch der zarte Farbenduft abgeſtreift, und jene leiſern Töne einer harmoniſchen Jugend ſind im großen Weltorkan verhallt." „Darum, ſetzt ſie hinzu, übergaben ſie die Pflege des Jugendgartens — (o daß doch auch Bonſtettens Briefe beygefügt ſeyn möchten!) — der weiblichen Hand, weil um den beſchatteten Heerd weiblicher Eingezogenheit die Blüthe des Gefühls länger Schutz findet — weil ich bat für dieſen heſperiſchen Hain, in welchem der empfindende Menſchenkenner den Lorbeer des Siegers und die Palme der Unſterblichkeit ahnend entſprießen ſieht."

Um wenigſtens einem kleinen Theil nach das Ausgezeichnetere, Charakteriſtiſche, den Geiſt erhebende und das Herz erquickende dieſer Sammlung bemerklich zu machen, wollen wir den Briefſteller durch ſein Werk hindurch begleiten, uns ſelbſt zum Genuß, und, wir hoffen, auch einem Theile von Leſern zur Freude.

Müller hatte Bonſtetten kennen lernen und ward beym erſten Anblick von ſeiner Miene, die etwas Weiſes, Gutes und Hohes verrieth, ergriffen. Er ward dadurch aufmerkſam, zog nähere Erkundigung über Bonſtetten ein, welche ihm Hochachtung einflößte, ſuchte ihn, las in ſeinen Augen, daß er ihm nicht gleichgültig ſey, und ſchrieb ihm nun S. 2: „Erlauben Sie mir das freye Bekenntniß, daß ich

Sie von ganzem Herzen, mehr als meine übrigen auswärtigen Bekannten und Freunde alle, liebe. Erlauben Sie mir den warmen Wunſch, ſo vertraut mit Ihnen als mit meinem eignen Herzen ſprechen zu dürfen; Ihr Freund ſo gut als mein eigener zu heißen, vom 10. May 1773 bis an unſern Tod, eine neue, große, wichtige Epoche meines Lebens von Ihrer Freundſchaft anzufangen." „Ich habe lange den Umgang eines Freundes der Weisheit gewünſcht, der mir ungefähr gleich an Jahren, die gleiche Bahn des Lebens mit mir durchwanderte, und in deſſen treuem Schoos ich meine Entwürfe und Ueberlegungen, Vaterland, Wiſſenſchaften und menſchliches Geſchlecht betreffend, mit freundſchaftlicher Freymüthigkeit ausſchütten könnte. So dürſtet in der Wüſte von Irack ein beduiniſcher Araber nach einer erlabenden Quelle, wie ich, o Freund! nach Ihres Gleichen verlangte. Es giebt kein Hinderniß unſerer Freundſchaft in der Welt, wir beyde können ſchreiben, Bern und Valeires liegen nicht jenſeit des Weltmeeres und wir ſind Eidsgenoſſen. Eidsgenoſſen, theurer B! im engſten Sinne wollen wir's ſeyn. Es ſehe kein Menſch die Briefe, welche das Gemälde unſrer Herzen enthalten, unſere Tugenden und Fehler, unſere guten und unvollkommnen Gedanken und Entwürfe, unſere freundſchaftlichen Ahndungen und Zurechtweiſungen erzählen. Ich

Digitized by Google

zeige mich Ihnen, ſo fehlerhaft ich bin, offen und frey. Soll Freundſchaft unter uns ſeyn, ſo ſchlagen Sie ein, ſo öffnen Sie, ſo ganz wie ich, Ihr ſchönes Herz gegen meines, das ſein Verdienſt darin ſetzt, ganz Ihnen zu gehören." „Laſſen Sie uns beyde, edler Freund! mit Glanz und Ehre auf dem großen Schauplatz erſcheinen, unſere Freundſchaft ſey aber altmodiſch, nicht wie der großen Welt, ſondern wie der wenigen Edlen Freundſchaft! Ihr großes Herz mahne mich auf die richtige Straße zurück, wenn zu viele Lebhaftigkeit mich von derſelben entfernen will."

Nach einer ziemlich langen Pauſe, erſt im Jahr 1774, ſchreibt wieder M. an B., und giebt ihm theils ſcherzhafte theils ernſte Rathſchläge, wie er ſich die Landvogtey Nyon verſichern ſoll. Die Ausſichten ſcheinen fehlgeſchlagen zu ſeyn. B. verſank in Lebens-Ueberdruß und M. ſchrieb ihm S. 8: „Mein einiger Freund, verſprechen Sie mir, ohne mein Vorwiſſen keinen entſcheidenden Entſchluß zu faſſen; ich will Nichts werden in gleichem Augenblick wie Sie, wenn der Hauch der Gottheit verfleugt: ich will das Univerſum unter tauſend Metamorphoſen an Ihrer Seite durchwandeln, wenn ſich dieſe unſre Seelen gleich Schmetterlingen entwickeln; ohne Sie werde ich nie glücklich ſeyn, bey Ihnen immer des Unglücks Linderung finden." In einem

andern Briefe ſagt Müller S. 12: „Ich verſchenke Provinzen wie der Kaiſer Hadrian. Je mehr ich die ganze Ausdehnung der Wiſſenſchaft des gemeinen Weſens und der Regierungen einſehe, deſto determinirter werfe ich außer dem Kreis meiner Studien, was blos idealiſch iſt, oder was andre unintereſſante Dinge betrifft. Nichts haſſe ich ärger als die idealiſchen Träume ꝛc.“ Mehrmal äußert der Verf., daß ſich die Kunſt wohl zu reden und zu ſchreiben weniger durch Regeln als durch claſſiſche Beyſpiele lernen laſſe, daß ſie aus einem Kopf voll Ideen, Bilder und edlen, freyen Wortfügungen der ein- und ausländiſchen Sprachen von ſelbſt komme. S. 15 ſagt er: „Cheſterfields Beyſpiel und Rath muntert mich auf, Einkleidung, Ton und Schreibart beſſer als bisher zu cultiviren, den rauhen Marmor deutſcher Erudition zu glätten und von den Gemälden, welche in meiner Seele durch einander liegen, immer mehr den Schulſtaub abzuwiſchen und ſie dem Zuſchauer in ihrem gehörigen Lichte vorzuſtellen.“ Er machte nämlich damals ſchon die ernſteſten Anſtalten zu ſeinem unſterblichen Werke über die helvetiſche Geſchichte und theilt ſeinem Freunde hier und anderwärts Idee und Plan deſſelben mit. Vgl. S. 62. f. Die Geſchichte dieſes Werks zieht ſich gewiſſermaßen durch die ganze Briefſammlung hindurch.

Digitized by Google

Man weiß, wie oft in den letztern Jahren die Encyklopädiſten und ihr Werk beſchuldigt worden ſind, zur Herbeyführung der franzöſiſchen Staatsumwälzung mitgeholfen zu haben. Man leſe, was Müller ſchon d. 1. Dec. 1774 darüber urtheilte: „Die Encyklopädie ſehe ich als eine Quelle des Umſturzes der franz. Monarchie an. Alle innerliche Unruhen, welche Liguen gegen das gemeine Beſte veranlaſſen, kommen von Leuten her, welche die Regierung und Politik zu kennen glauben, aber nur von fernem ein Ganzes ohne die Lünette eigner Erfahrung in Details geſehen haben; ſo daß ein Miniſter, welcher nicht neben den großen Angelegenheiten der Republik auch die Handwerker alle kann kennen lernen, eine Encyklopädie wohl anwendet, der gemeine Meutmacher aber ſich durch ſolche Lectüre zur Staatsreformation berufen glaubt; es iſt daher wichtig, daß der Staatsmann den Fortgang ſuperſicieller und blos allgemeiner Kenntniſſe einſchränke, wenn nicht alle Details im Gemeinen- und Privatweſen verderben ſollen.“ Ein wahres Wort über Gleichheit der Stände ſteht S. 20: „Was Sie mir von den Vorzügen eines Staates, wo alles gleich ſey, ſchreiben, iſt eine fanatiſche Schimäre, welche Ihnen Rouſſeau beygebracht hat. Ein ſolcher Staat hat nie exiſtirt. Nirgend iſt die Ungleichheit größer und choquanter als in den Popularſtaa-

ten. Nie hat eine Demokratie länger als 5 Minuten ſubſiſtirt."

Der Freund hatte Müllers Streben nach Auszeichnung und Ehre auch durch äußre Hebel gemißbilligt und ihm die Freundſchaft und die Wiſſenſchaften als die beyden Punkte vorgezeichnet, die einen Mann von ſeiner Denkart allein glücklich und andern nützlich machen könnten. M. geſteht dieß ein S. 21: „Es ſcheint mir, Ruhe und Glück, Vergnügen und innerer Werth durch den Weg der Wiſſenſchaften weit leichter, ſicherer und für mich ſchicklicher zu erreichen. Machiavell und die Ehrſucht hatten mich einige Monate verdorben. Die Hiſtorie, die geheime Chronik verſchiedner heutigen Höfe, Bonnet, Ihre Freundſchaft und die Schottländer und Engländer [er hatte Umgang mit Einigen] machen mich wieder tugendhaft und brav. Welche Ruhe, welche Munterkeit, welche Geiſteserhebung mir die Philoſophie giebt, kann ich Ihnen nicht ausdrücken!"

Der Beherzigung werth iſt, was er über das Generaliſiren in der Geſchichte S. 24 ſagt: „Die Wiſſenſchaft, welche ſo viel generaliſirt, dünkt mich nicht allein ihrer Natur nach ſehr unſicher, ſondern beſonders im bürgerlichen Leben uns den Inconvenienzen, welche Sie — den Studien überhaupt zuſchreiben, am meiſten Platz zu geben. Die ins Allgemeine räſonnirende Politik hat oft auf mich

Digitized by Google

den gleichen üblen Effekt, und Facta ohne Detail waren anfangs der Urſprung aller meiner unerhörten Unvorſichtigkeiten. Das Studium derjenigen Geſchäfte, welche uns beſonders obliegen, und der Menſchen, theils im Umgang theils in den allerſpecialſten Memoiren, heilt uns hievon. Anfangs war die Geſchichte nichts als die Vorrathskammer aller Erfahrungen zum Unterricht in Führung der Geſchäfte: ſeit ſie aber in Univerſalhiſtorie ausgeartet, und ſeit wir uns in die allgemeinen Ideen verliebt haben, hat ſie ihren wahren Nutzen verlohren."

Wie es im Innerſten ſeiner Seele arbeitete, davon mögen folgende Stellen eines Briefs, den er im Anfang des Jahr 1775 ſchrieb, zeugen S. 26. „Meine Seele iſt in ihrem tiefſten Grund gerührt; wie ein Wort Gottes fällts immer auf mein Herz: Omnes homines, qui ſeſe ſtudent praeſtare ceteris animalibus, ſumma opera niti decet, ne vitam ſilentio tranſeant veluti pecora, quae natura prona et ventri obedientia finxit." „Gott helfe mir dieß Jahr, es ſoll in mein ganzes Leben wichtigen Einfluß haben. Ich muß mich ma foi anſtrengen, den 13. Jan. habe ich das Jahr angefangen, in welchem Iſaac Newton die großen Geheimniſſe der Natur entdeckte. Wer lehrt mich dieß Jahr den Gang der Staaten und der Menſchen?" Auf die Kunſt zu reden kommt er hier abermals bey

der Lectüre von Rouſſeau zurück: „Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, ſind ſie nicht alle, ſeine Mitbürger ausgenommen, zu ſeinen Füßen, und lernen — nichts; (das leztre findet er in einem andern Briefe ſelbſt zu hart geurtheilt;) beten ihn an, nur weil er die Sprache ſo allmächtig führt wie Gott Jupiter ſeine Donner. So will ich dann dieſes großen Inſtruments mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man geſtammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geſchrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hieher räſonnirt, ſo will dann ich — ſprechen. In unſern Alpen rollt der Donner und wiederhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden ergießen ſich der Rhein und die Rhone, ſie ſtürzen von den Felſen der Eidgenoſſen mit majeſtätiſchem Brauſen in die niedere Flächen der Germanen und Belgen: warum dann, o Freund! gleicht die Sprache ſelbſt unſerer ſchönen Geiſter nur dem Staubbach, ſpritzt blos naſſen Staub in die Augen, reißt nicht die Herzen fort? Die Germanier wollen hinreißen, aber ihr Strom fließt durch ein unebnes holprichtes Bett, und wer ihm folgt, bleibt ſtecken und wird zerfleiſcht. Unweit meinem Vaterland fällt der Rhein 80 Schuhe vom Felſen herab; wenn die Sonne aufgeht, glänzt der Schaum ſeiner Wellen wie Iris; keine Gewalt widerſteht ihm; Fiſche, Schiffe,

was ihm naht, reißt er hin; der erſtaunte Fremdling verliert Gegenwart des Geiſtes und nähert ſich mit Schauder. Mein Nutze von S. ſey dieſes Lauffen, der mich lehre, was Cicero und Quintilian im ſtillen Kabinet: wie die Beredſamkeit ſeyn müßte.“

Schön iſt folgende religiöſe Aufwallung S. 33: „Bonnet lieſt die Contemplations mit mir. Wie dieß den Geiſt, das Herz erhebt, wie alle Größe der Aufopferung der Tugend unwürdig erſcheint, wie die Seele weit über das Unglück des Erdbodens ſich erhöht und ich mich zu exiſtiren freue! — Bewahre Gott vor dem Traum, dieſe Univerſa wären ein Zufall. Wahrhaftig ich will, ich muß glauben, Etwas, das ich nicht kenne, aber reſpektire, habe die Maſchinen in Trieb gebracht. Ein Somnium Scipionis träume ich; und wenn Carthago und Rom wie Monaden erſcheinen, o Freund, was müſſen Punkte wie Romainmouſtier ſeyn!“

Im nächſten Brief S. 34 nennt er Cicero den glücklichſten, den würdigſten Sterblichen, wenn er den Muſen treu geblieben und nicht mit der Intrigue gebuhlt hätte. Ueber Collectaneen eine intereſſante Stelle: „Gemeiniglich machen Collectaneen das Papier weiſer als deſſen Eigenthümer, und bilden Schriftſteller nicht Menſchen; unglücklicher Freund, unglückliche Stadt, deren Obrigkeit, deſſen

Freund in fremdem und eigenem Nothfall über ſeine Excerpten laufen muß. Warum Schätze ſammeln, welche die Wellen verſchlucken, das Feuer verzehren, ein umgeworfenes Dintenfaß vernichten können?— Warum führen die Philoſophen das gemeine Weſen übel? Warum iſt das Genie ſeltener als im Alterthum? Weil Homer und Shakſpeare nicht Adverſaria ſtoppelten, um unſterblich zu werden, weil ihr Genie nicht unter Folianten erſtickte. Ich will obſerviren und die Bemerkungen tiefer in die Seele; ſeltner aufs Papier ſchreiben. Die Weisheit, der Werth des freyen Mannes von Genie ſoll in ihm ſelbſt ſeyn, und die Tyrannen, welche Europa feſſeln und feſſeln wollen, ſind nicht ſtrengere Unterdrücker als unſre eignen Vorurtheile und beſchwerlichen Gewohnheiten."

Seine äußre Lage machte Müllern muthlos und brachte ihn an den Rand des Lebensüberdruſſes, in welchem der Brief S. 37 ff. geſchrieben iſt. Doch auch hier erheitert er ſich im Geſpräch mit dem Freund: „Nun, ſchließt er, ich eine Stunde mich mit Ihnen unterhalten, bin ich glücklich und heiter; ſo, ſagt der Koran, erleuchtet ein Blitzſtrahl plötzlich die dickſte der Nächte, aber die Finſterniß wird dicker nach ihm."

Als ſich Bonſtetten im J. 1776 verheirathet hatte, ſchreibt ihm M. S. 61: „Die

Liebe erſtickt in gemeinen Seelen die ſanftern und ſtillern Gefühle der Freundſchaft, aber mein Freund, wie alle ſtarken Seelen, weiß Mann zu ſeyn, wo und wann er Mann ſeyn ſoll, Freund gegen ſeinen Freund, und jede Tugend hat ihre angewieſene Stelle, und keine ſchadet durch Uebermaaß der andern.“ Dieß beſtätigte auch der Erfolg. Bonſtettens eheliches Glück that ſeiner feurigen Freundſchaft gegen M. nicht den mindeſten Abbruch. Eine andre Aeußerung über ſeine Freundſchaft gegen B. ſteht S. 69. f. „Ich halte es für eine unſchätzbare Glückſeligkeit, im 21ſten Jahr meines Alters zufallsweiſe unter einer Menge von 42 Menſchen den ausgefunden zu haben, welcher mich durch die mancherley Abwechslungen meines Lebens brüderlich bis an meinen Tod begleiten will, und würdig iſt, den ganzen überfließenden Strom meiner Freundſchaft in ſein Herz zu faſſen, und, der einige unter allen, edel und empfindlich genug iſt, mich zu lieben, wie ich bin! Auch muß meine Freundſchaft Ihnen ſchätzbarer werden, je mehr ich mich aufkläre, und je geſetzter und weiſer meine Seele wird.“

Der edle Bonnet, von dem M. S. 66 ſagt: „Er iſt wahrhaftig ein Halbgott; einen praktiſchern Philoſophen, einen edeldenkendern und liebenswürdigern Mann kenne ich weder in der Hiſtorie noch in der Welt, und was

das ſchönſte iſt, iſt, daß alles dieſes aus Kraft ſeiner Philoſophie, nicht aus bloßem Triebe geſchieht." Dieſer Mann, der mit ſeiner eben ſo achtungswerthen Gattinn ohne Kinder ein eingezogenes Leben führte, bot Müllern, dem es an Reſſourcen fehlte, an, bey ihm in Genthod zu leben. M. nahm dieß großmüthige und freundſchaftliche Anerbieten an. Wie wahr ſind folgende Urtheile S. 77. „Die Lectüre ſoll eine Nahrung der Seele ſeyn, aber eben deswegen ſoll man lauter kräftige Speiſen wählen; einige übereſſen ſich, und Bonnet ſelbſt bekennt, daß Haller durch die Unermeßlichkeit des Leſens ſein Genie faſt erſticke habe." „Ich finde, daß der Schriftſteller, welcher erhaben denken und ſprechen will, anheben muß mit der Veredlung und Erhöhung ſeines eignen Geiſtes. Daher nähre ich mich von der vortrefflichen Philoſophie Zenons und Sokratis, und wende alles auf mich ſelbſt an. Ich halte eine gewiſſe Aſcetik für nothwendig, um ſich über die gemeinen Menſchen zu erheben." S. 78: „Einen ewigen Bund ſoll die Schweiz mit Frankreich erſt in einer künftigen großen und unüberwindlichen Noth ſchließen. Dieß iſt das große Goldſtück, mit welchem wir in der letzten Noth noch einen Reſt Freyheit werden erkaufen können." Ueber ſich ſagt er S. 80: „Ich bekehre mich täglich zur Schule Catons und der Brutus. So oft ich mir etwas ver-

ſage,

Digitized by Google

ſage, ſo erhebt ſich mein Geiſt und der Menſch darf nur ſeine Vernunft fühlen, um göttliche Augenblicke zu genießen. Mehr aber, als ſelbſt der Weiſen ihre Regeln, wirkt auf mich die Betrachtung meiner Beſtimmung, und die Begierde, durch die Uebereinſtimmung meiner Grundſätze mit meinen Lehren und meiner Lehren mit meinen Handlungen unſer Vaterland zu unterrichten und zu ehren, mir ſelbſt aber auf die folgenden Zeiten einen wohlverdienten Namen zu erwerben."

Wer könnte ſichs verſagen, folgende ſchöne Stellen S. 82. f. abzuſchreiben: „Sulzer, dieſer liebenswürdige, dieſer univerſelle, dieſer tugendhafte Weiſe, den wir geſehen, mit dem ich vier Tage gelebt, mit dem ich gegangen, geſprochen, gelacht, geſeufzt, empfunden, Hrn. Bonnets Freund, die Zierde unſerer Nation, iſt nicht mehr. Er iſt in ſeiner unberühmten Vaterſtadt, auf ſeiner Heimreiſe nach Berlin, geſtorben. — Sulzers Tod ſollte die Materialiſten belehren. Wie, Gott ſollte ein Genie, das ſich ſo hoch vervollkommnet, auslöſchen? Wenn ich an Sulzers Geiſt, an ſein Geſicht, an ſeine Heiterkeit, an ſein Herz, an ſeine Liebenswürdigkeit zurückdenke, ſo liebe ich die Wiſſenſchaften und die Tugend zweymal mehr. Theurer B., ſo wollen wir denn unſere Seelen von dem Pöbel der ſinnlichen Menſchen abſondern, ſo wollen wir denn in dem Licht

der Wiſſenſchaften und unter dem Troſt der Freundſchaft jenem Tag nahen, der auch mich, der auch Sie endigen wird. Mein gröſtes Glück iſt, unter 800 Millionen Menſchen Sie gefunden zu haben. Schon lang hab ich mir nichts mehr übrig gelaſſen, das ich Ihnen übergeben könnte; ſo beſtrebe ich mich denn, dem, was ich Ihnen gegeben, einen höhern Werth zu geben. Hier in der Einſamkeit der Schattenhütte, von aller Welt abgeſchieden, und allein zwiſchen der Erde und den Sternen verſprich mir und ich verſpreche dir, daß unſere Seelen, welche ſich nie trennen werden, ſich auch ohne Unterlaß wechſelſeitig vervollkommnen ſollen. Es iſt uns von demjenigen, welcher die Dinge dieſer Welt verkettet hat, aufgetragen worden, Freunde zu ſeyn, und uns glücklicher zu machen, das iſt, weiſer und beſſer."

Merkwürdig iſt Müllers Bekenntniß S. 91: „Ueber den ſtandhaften und rühmlichen Planen eines nützlichen und unſterblichen Lebens hab ich allem, was die Menſchen für angenehm und ergötzlich halten, nicht nur dem Vergnügen ſondern auch der Liebe, nicht nur der Schwelgerey, ſondern auch dem Wohlleben, nicht nur der Habſucht, ſondern auch der Ehrſucht abgeſagt; B. iſt mein Alles, Sie machen mir jeden Kampf leicht und jede Enthaltſamkeit ſüß."

Digitized by Google

Eine ziemlich in Erfüllung gegangne Ahndung ſteht S. 95: „Es ahnet mir, die Zeit kömmt, da es in der Hiſtorie Scholaſtiker geben wird, wie vormals in der Philoſophie. Dieſe mißbrauchten den großen und ehrwürdigen Namen des Stagiriten; jene werden ſo thun mit dem Namen Monteſquieu's. Alle alten Grundſätze werden in ein metaphyſiſches Gewand gewickelt werden, neu ſcheinen, alt ſeyn und unverdiente Reputationen machen. Es iſt faſt unmöglich, dieſe neuen Politiker und Hiſtorienſchreiber zu beurtheilen, ſo blenden ſie, ſo ſubtil iſt ihr Spinngewebe, ſo durchſichtig, ſo unbegreiflich iſt ihr Lehrgebäude.“

S. 115 vergleicht ſich M. mit Maria Stuart, ſeinen Freund mit Eſſex: „Maria Stuart hat in Schottland unter dieſem theologiſchen Volk lauter Dinge gethan, die ich fähig wäre zu begehen; auf ihren Irrwegen hab ich mich faſt allemal auch gefunden. Ihr aber ſahet vor etlichen Jahren, und faſt jetzt noch, genau dem Eſſex gleich; es hat mich ſo frappirt, daß ich ihn von Herzen lieben mußte.“

Große Ausſichten, Vorſätze und Gedanken enthält folgende Stelle, d. 27. Febr. 1775 geſchrieben, S. 135: Wann ich alles überdenke, was ich beobachtet ſeit dem Julius 1773, die gränzenloſen Gefilde, die ſich mir täglich öffnen, dann freue ich mich herzlich deſſen, wodurch ich bey mehrern Jahren und mehrerer

Erfahrung vielleicht werde können Völker unterrichten, in der Stille meines Kabinets Troſt, und, was mehr iſt, Rath für die unterdrückte Menſchheit erfinden, und in die fernſten Zeiten den Wiederhall der Freyheit und der Geiſteserhebung erſchallen machen. Gott bewahre mich nur vor Träumen: die Erfahrung der vergangenen Zeit ſoll mich im Labyrinthe der Politik leiten, ich will für die europäiſche Freyheit leben und für die Völker denken. Dieſer Enthuſiasmus wird dir kühn ſcheinen, mein Liebſter, aber welchen Samen haben die Griechen und Römer ausgeſtreuet, und wer weiß, aus welcher Idee Cicero's oder Taciti im Geiſt Mylord Halifax'en, oder wer weiß welchen Lords, die engliſche Verfaſſung hervorgekeimt iſt? Wer zählt die heroiſchen Tugenden, welche dieſe ehrwürdigen Genie's hervorgebracht haben? Und war es nicht Homerus, welcher den großen Alexander entflammte? war es nicht Curtius (nur Ein Curtius) der durch Karln XII. den ganzen Norden erſchütterte? und d'Avila, der Karln II. faſt unumſchräukt machte? Wenn wir verſchwinden, ſo will ich arbeiten, damit mein Name ſo lang bleibe als möglich, memoriam noſtri quam maxime longam efficere. Wenn Bonnet Recht hat, deſto beſſer, dann werde ich entweder ſelbſt die Frucht haben, welche ich nun ſäe, oder ich werde in fernen Gegenden des Firmaments am Glück von Natio-

nen arbeiten. Und wenn es möglich iſt, ſich nach ſeinem Tod durch die guten Thaten des verflogenen Lebens etwas zu verdienen, dann will ich bis an meinen Tod denken und nützen, weil ich eine Glückſeligkeit verdienen will, die mir lieber wäre als die Monarchie der Erdkugel; das Glück auch alsdann mit dir zu leben. Es iſt gewiß, daß Jemand die Kette in der Hand hält, welche alles umfaßt: von dem hab ich Dich zum Geſchenk bekommen, nicht für die kurze Luſt des Lebens, ſondern als einen Lichtſtrahl, welcher die todte Maſſe meiner Fibern in Flammen ſetzen und alle meine Ideen elektriſiren ſoll. Das iſt kein Fanatismus, mein Lieber; denn nicht eigentlich um dieſer ungewiſſen Hofnungen willen arbeite ich; ich möchte nun und in unſerm Leben mich auszeichnen unter allen unſern Zeitgenoſſen, und durch die edelſten Unternehmungen. Du wirſt mich niemals ſehen, Aufruhr lehren, wie die Franzoſen thun; noch die Religion ſtürmen, noch die unbekannten, ſtillen, unfruchtbaren Tugenden predigen, ſondern zu gleichem Zweck den Irrthum und die Wahrheit dienen machen, und ſtatt der Zärtlichkeit, der Eingezogenheit, der Beſcheidenheit; Ruhmbegierde, Heldenmuth, Freymüthigkeit und Edelmüthigkeit anpreiſen."

In einem Briefe v. 30. Jun. 78 verweiſt M. ſeinem Freunde alles Ernſtes das unruhige

Treiben und Streben nach Würden. Seine Plane würden ihm mißrathen, bis er eine Beſchäftigung wähle, die für ſeinen Geiſt ſchwer genug, für ſeine Einbildung unterhaltend und wichtig für die Befeſtigung ſeines Entſchluſſes ſey. S. 243: „Haſt du nie im Schlaf den Chor der neun Muſen dir ſchmeicheln geſehn, daß du einer aus ihnen, als deiner Göttinn, eine ewige Treue ſchwöreſt? hat keine deine Hand ergriffen: Komm B.; laß deinem Freund ſein Italien, die rauhen Römer, die wilden Alpen, und komm in den parnaſſiſchen Hain; lerne griechiſch, unſere erſte Sprache, worin der blinde mäoniſche Dichter in der antiken Majeſtät die unſterblichen Götter und Menſchen beſang, Lycurgus die ernſten Rhetra ſprach, Anakreon ſcherzte, und wider Philippum der Attiſche Chatham donnerte; ſiehe B., den göttlichen Plato, den ſcharfſichtigen Geiſt Ariſtotelis, den ſanften liebreichen Xenophon, den hohen Sophokles und Pindarum, den brauſenden Strom von hohen Gedanken und Bildern; ſiehe, unſer Griechenland, unſre Joniſchen Küſten, Tempel der Grazien, wie reich an Staaten und an Geſetzen! Ueber Unſerer Sprache wirſt du alles vergeſſen; denn iſt nicht eben ſie die Muſik? und meynſt du, der Honig des Hymettus ſey lieblicher geweſen oder anmuthiger als der Umgang unſerer Weiſen iſt? Du wirſt alle leſen; jeden in ſeinem Rang,

Digitized by Google

nach ſeinem Alter; und ihre Weisheit in Schriften verfaſſen. Wenn die Europäer nun wieder nach Athen kommen, ſo wirſt du ihnen das Alterthum auslegen, und Amerika wird begierig horchen, was maaßen Colonien, wie ſie, entſprungen und verſchwunden ſind, und einſt wird ein Mann in der neuen Welt ſagen: Die griechiſchen und römiſchen Schatten haben in ihren ſtillen Wohnungen über die mühſeligen Menſchen ſich erbarmet; hierauf haben ſie zwey von ihnen, die durch einen Freundſchaftsbund vereinigt waren, abgeſondert und ausgeſendet; ſie haben zu Schinznach auf der Erde einander gefunden; aber die Nichtswürdigkeiten der Zeit haben ſie nicht lange aufgehalten, der eine habe ſich zu den Füßen Cäſars niedergelaſſen und habe die Triumphe und Waffen beſchrieben, hingegen Du habeſt im thucydideiſchen Style durch die attiſchen Geſchichten, als durch Bildniſſe, Deine Schweiz und alle nachkommenden Völker vor ihrem Untergange gewarnt."

Einen rieſenhaften Plan ſeiner Lectüre theilt er S. 245. f. ſeinem Freunde mit: „Sage mir, ich bitte Dich ſehr, ob die Liebe der Alten mich verblende? Sie ſtärken ohne Zweifel den Geiſt; bey ihnen ſieht man die längſtverhüllte Natur. Soll ich nicht nun das ganze Alterthum ununterbrochen leſen bis auf die Gothen und Longobarden, wo ſich die Alten

an Muratori ſchließen, hierauf alle Italiåner in den tauſend folgenden Jahren bis auf den Tod Lorenzo de Medicis, alsdann von Machiavell, dem Haupt der Schaar der Neuern, bis auf die Schriftſteller, mit welchen wir nun leben? Antworte mir über dieſe lange Reiſe durch acht und zwanzig hundert Jahre. Iſt nicht etwas ruhmwürdiges in derſelben. Soll nicht auch mich, wie die Götter den Achilles, das ganze Alterthum bewaffnen wider die Feinde des guten Geſchmacks, welche vorzeiten in ihren Zellen und nun beym Friſiren und an den Toiletten die Sachen der Götter und Menſchen beſchreiben? Oder iſt es nicht gut, im 27ſten Jahr beym Eintritt in die Welt über der Gelehrſamkeit auch den Charakter des Lebens und Geſchmackes nicht zu verſäumen, ſondern ſich zu dem, was man ſagen oder ſchreiben ſoll, und was vielleicht auch zu unternehmen vorkommen möchte, in der Schule dieſer hochgeſinnten Staatsmänner vorzubereiten?"

Vom J. 1779 an hielt Müller Vorleſungen über Geſchichte in Genf; dieß fixirte ihn theils mehr, theils spornte es ihn, in ſeine hiſtoriſchen Kenntniſſe noch mehr Vollſtändigkeit zu bringen.

Bemerkenswerth iſt, was er bey Gelegenheit ſeiner hiſtoriſchen Studien S. 294 über Deutſche und Franzoſen ſagt: „Ich geſtehe dir, daß die Franzoſen mir mehr und mehr miß-

fallen, und ich die Deutſchen lieb gewinne, jene machen ein gewaltiges Geräuſch und alles heißt Genie, und quum nihil in medio, in den auswärtigen Hiſtorien haben ſie alles verſtellt, und wenn man die Quellen lieſt, glaubt man ſich in einer neuen Welt; an der ungelenkſamen Schwere vieler Deutſchen, und an der unglücklichen Schöngeiſterey der andern iſt unſer Nationalgeiſt unſchuldig, denn weil ſie ſich von ihm entfernen, fallen ſie in dieſen Fehler, Ich halte täglich mehr dafür, daß die alte Tugend im Süd mit Rom vergangen, und im Norden weniger durch die Knechtſchaft, als die fremden Sitten (der Knechtſchaft Quell und Wirkung) vermindert, wenn aber irgendwo noch beym deutſchen Volk und in unſern Armeen unterhalten worden iſt. Unter dieſer Tugend verſtehe ich die Standhaftigkeit und eine gewiſſe Kraft im Gemüth, eine Wirkung des einfachen und beſchäftigten Lebens geſunder Leute.“

Seine Vorleſungen fanden Beyfall und wurden ihm reichlich gelohnt. Dieß gab ihm ein erhöhteres Selbſtbewuſtſeyn und machte ihn zufriedner, ausgenommen in einzelnen Perioden, wo ſeine hervorſtechende Neigung zur ganz freyen, unabhängigen Lebensweiſe und zur unbeſchränkten Verfolgung ſeiner wiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Plane ihn mißvergnügt über die Nothwendigkeit machten, einen Theil ſei-

ner Zeit fremden Zwecken oder ſeinen Bedürfniſſen des Lebens-Unterhalts aufopfern zu müſſen.

Aus einer ongehängten ſchönen Einleitung, die er zu einer Geſchichte der Schweiz ſchreiben wollte, ſetzen wir noch den ſchönen Anfang hieher: „In früher Jugend erweckte in mir die Geſchichte großer Männer die Begierde ſie nachzuahmen; aber um mich her regierten die Mäßigung und die ſtillen Tugenden. In kleinen Staaten erſterben große Gedanken aus Mangel großer Leidenſchaften. Wenn ſich unter der Menge, welche kleinen Gegenſtänden nachjagt, Jemand findet, welcher große Dinge liebt, ſo wird ihn ſeine Einſamkeit kühn machen in ſeinen Planen, original in der Ausführung derſelben, ſonderbar in den gewöhnlichen Handlungen des Lebens. Alle große Männer wird er lieben, in der Meinung, ſie würden ſeine Bemühung gebilligt haben; er wird ſtolz werden auf ihren Ruhm, denn in ihnen erkennt er ſeine wahrhaften Altvordere. Aber während ſeiner Bewunderung für alle Gattungen von Größe, ungewiß über die Wahl edler Unternehmungen, wird er zu gleicher Zeit weinen vor der Statue des Cicero, auf dem Grabe Guſtav-Adolphs und beym Leſen des Tacitus, er wird mit Winkelmann die Künſte lieben, die Leyer des Horatius rühren wollen, und niederfallen vor dem Genie des Montesquieu.

Anfangs wird er unglücklich ſeyn; wenn aber Natur und Erfolg ihn gegen die Urtheile des Volks geſtählt haben, wird er ausrufen: „Mögen ſie doch reden, ſie werden ſterben und ich „nicht." Wenn die Befehle der Menſchen die Stimme der Natur in ſeinem Gemüthe hätten unterdrücken wollen, ſo würde er ſich deſto höher erheben; denn da er eingeſchränkt auf ſich ſelber war, wird er gelernt haben, ſich fühlen. Aber beklagen würde ich ihn und die Geſellſchaft, wenn er in eine Laufbahn treten müßte, wo man ſich herrſchenden Begriffen unterwerfen ſollte. Auf gewöhnlichen Wegen wird er alle Zeit ſtraucheln; wo man Demuth fodern würde von ihm, den die Begierde eines unſterblichen Namens beſeelt; Selbſtverläugnung, indeß er nach Lorbeern trachtet und nach dem Zujauchzen der Welt; Unterwerfung vielmehr als Großmuth, mehr Eingezogenheit als Thätigkeit; endlich wo man den heiligen Hieronymus den Diſcurſen über Titus Livius vorziehen ſollte und den Cardinal Baronius dem Cardinal von Retz. Wenn die Natur wieder in ihre Rechte eintreten wollte, ſo müßte ſie ihm einen Mann zuſenden, Freund des Groſſen, des Guten, des Schönen, wie er, ſcharfſichtig genug, um durch den Schleyer zu dringen, der Geſchenke des Himmels verbirgt; mit einem ſo aufgeklärten Verſtande, mit ſo vielfältigen Kenntniſſen, mit einer ſo ſchönen Ein-

Digitized by Google

bildung, mit einer ſo liebenswürdigen Empfindlichkeit und mit ſo einnehmenden Grazien, daß er auf einmal Hochachtung, Zutrauen und Freundſchaft verdienen möchte. Ein ſolcher Mann würde durch ſeinen Geiſt und durch die Gewalt der Freundſchaft das böſe Werk des Zufalls zerſtören. Jener, unterdrückt durch die Umſtände, würde ſich erheben auf den Ruf ſeines Freundes. Die, welche Ruhm durch die Tugend ſuchen, lieben die Freyheit ungemein: aber tugendhaften Männern, die mit Genie begabt ſind, widerſtehen ſie nie; ſie ſind geborne Sklaven der Freundſchaft. Jener Befreyer, zugleich da er für das allgemeine Beſte arbeitet, wird einen Schatz erworben haben, den Gold und Würden nicht geben, über den Menſchen und Zeiten keine Macht haben: einen Freund. Die, welche ſich auszeichnen wollen, unerſchrocken, immer voll Hofnung, geneigt zur Freudigkeit, weil ſie eine Menge Hülfsmittel kennen, vergeſſen ihre Unfälle bald. In Kurzem ſieht man ihren Geiſt ſeine Thätigkeit wieder annehmen und ihre Seele entflammt vom vormaligen Feuer; ſo ſieht man in Großgriechenland Tempel und Städte, bedeckt mit der Aſche der Volkanen, wieder dargeſtellt in der antiken Schönheit."

XIV.

Franzöſiſche Litteratur.

Almanach des Muſes pour l'an IX. de la République françaiſe. A Paris, chez Louis, libraire, rue Saint-Severin. No. 110. Zwanzig Jahre lang wurde dieſe Sammlung von Sautreau beſorgt, deſſen Geſchmack man ſchätzte. Bey dem damals ſo großen Zufluß von Poéſies fugitives, woran die Voltaire, Piron, Voiſenon, Imbert, Dorat, Colardeau u. ſ. w. ſo reich waren, konnte den Herausgeber höchſtens die Wahl in Verlegenheit ſetzen. Doch die Muſen, ſagt das Journal de Paris, ſind in Frankreich nie Wittwen; neue Liebhaber tröſten ſie bald wegen des erlittenen Verluſtes. So ſind in der Gattung der leichtern Poeſien an die Stelle der Bernis, der Colardeau, der Dorat, die Boufflers, die Parny, die Segur getreten. Gegenwärtig iſt der Dichter Vigée Herausgeber des Almanach des Muſes. Außer vielen kleinen Sachen, als Erzählungen, Elegien, Epiſteln, Epigrammen ꝛc. findet man

dießmal mehrere Fragmente von didaktiſchen Gedichten, eine Gattung, die in Frankreich in den neueſten Zeiten vorzüglich bearbeitet wird. So findet ſich hier eine Beſchreibung von Holland aus einem Gedicht ſur la navigation vom Bürger Esmenard, und die Episode eines didaktiſchen Verſuchs, betitelt le Potager vom B. Lalanne. Eine Hauptzierde dieſes Taſchenbuchs ſind zwey Fragmente aus Delille's Gedicht ſur l'imagination, den die Franzoſen jezt den König der beſchreibenden Poeſie nennen. Folgende ſchöne Anrede an die Schönheit wird auch unſern Leſern nicht unwillkommen ſeyn:

Toi, que l'antiquité fit éclore des ondes,
Qui deſcendis du ciel, et règnes ſur les mondes;
Toi, qu'après la bonté, l'homme chérit le mieux;
Toi, qui nâquis un jour du ſourire des dieux,
Beauté, je te ſalue . . . .
Dans le monde animé, qui ne ſent tes faveurs!
L'inſecte dans la fange eſt fière de ſes couleurs.
Ta main du paon ſuperbe étoila le plumage;
D'un ſouffle tu créas le papillon volage:
Toi même, au tigre horrible, au lion indompté,
Donnas leur menaçante et ſombre majeſté.
Tu départis au cerf la ſoupleſſe et la grâce;

Tu te plus à parer ce courſier plein d'audace,
Qui relevant ſa tête, et cadençant ſes pas,
Vole et cherche les prés, l'amour et les combats.
A l'aigle, au moucheron, tu donnas leur parure;
Mais tu traitas en roi, le roi de la nature.
L'homme ſeul eut de toi ce front majeſtueux,
Ce regard tendre et fier, noble, voluptueux,
Du ſourire et des pleurs l'intéreſſant langage,
Et ſa compagne enfin fut ton plus bel ouvrage.
Pour elle tu choiſis les tréſors les plus doux,
Cette aimable pudeur qui les embellit tous,
Tout ce qui porte au coeur, l'attendrit et l'enflamme,
Et les grâces du corps, et la douceur de l'ame.
L'homme ſeul contemploit ces globes radieux:
Sa compagne parut; elle éclipſa les cieux;
Toi-même l'applaudis en la voyant éclore;
Dans le reſte on t'admire, et dans elle on t'adore.

Wir erwähnten vorher des zunehmenden Geſchmacks an Lehrgedichten bey den Franzoſen. Als ein neuer Beweis davon kann folgendes Fragment eines größern Gedichts ſur l'Etude dienen, das den Bürger Coriolis zum Verfaſſer hat, der in der That nicht ge-

meine Erwartungen erregt. Er las es vor in der öffentlichen Sitzung des Lycée zu Paris d. 17. Fructidor, und ließ es darauf im Journ. de Paris (VIIIe. Année, No. 361.) abdrucken, woraus wir es mittheilen, da es der Mittheilung Würdig iſt. Schon der einzige Vers: Et le lit de Cromwel le punit de ſon trône, verräth nicht gemeine Anlagen.

Qui n'a pas reſſenti ces dégoûts paſſagers,
Quand, mal avec nous-même, au plaiſir étrangers,
De la ſcène du monde écartant la magie,
D'un oeil désenchanté nous régardons la vie!
Alors dans le néant nous déſirons rentrer,
Nous pleurons ce berceau qui nous a vu pleurer,
Nous rappelons ces jours de joie et d'innocence,
Où d'un oeil abuſé dévorant l'exiſtence,
Avide de folie, ennuyé de raiſon,
Pareil au nautonnier trompé par l'horiſon
Le jeune homme s'embarque en riant des naufrages:
Il ne voit que des ports et ne voit point d'orages.
Tout l'enchante, tout rit à ſes jeunes ſouhaits;
Au milieu de la guerre il reſpire la paix;
Enivré des effets il ignore les cauſes,
Bientôt épouvanté par des métamorphoſes,
Il connoîtra ces coeurs cachés ſous tant d'attraits,

Ces

Ces ſépulcres vivans où dorment les forfaits,
Et le malheur enfin, précepteur de ſes pères,
Trace d'un doigt d'airain ſes exemples ſévères.
Eh bien! ce ſouvenir de nos jours échappés,
Et ces illuſions qui nous avoient trompés,
Ces maux où nous façonne une triſte habitude,
Ces ſont des diamans que polira l'Etude.
Riche de ſouvenirs elle charme l'ennui:
A mes maux d'autrefois je me plais aujourd'hui.
C'eſt peu de retracer les miſères communes,
L'étude nous apprend les hautes infortunes.
D'un ſombre ambitiéux je calcule l'eſpoir:
Il eſt près de ſaiſir.... il ſaiſit le pouvoir;
Le pouvoir!... Imprudent! la terreur l'environne,
Et le lit de Cromwell le punit de ſon trône.
Le ſpèctre de Céſar aſſiégoit ſon ſommeil,
Jamais de Marc-Aurèle il n'eut le doux réveil.
Noble amant de l'étude, ô divin Marc-Aurèle!
Que j'aime à retracer ta ſageſſe immortelle!
Grand parmi les héros, dans les camps, dans ſa cour,
Du Parthe la terreur, de ſon peuple l'amour,
Il règne, écrit, combat, renverſe des murailles,
Et gagne ſans efforts les coeurs et les batailles.
O vous! qui de l'étude inſultez les attraits!
Qui d'un oeil dédaigneux regardez ſes bienfaits,
Superbes ignorans! liſez vous ces maximes

Digitized by Google

D'un ſage courronné, délaſſemens ſublimes?
Si le bandeau royal étonne vos eſprits,
Daignez d'un empereur lire au moins les écrits.
Du chante de Niſus la muſe vous ennuie,
Mais pleurez donc aux vers où pleuroit Octavie,
Quand elle rétrouvoit, errant dans les enfers,
Ce fils qu'avoit à peine entrevu l'univers,
Et quand Virgile, ému par ſon propre génie,
De ſon vers étonné ſuſpendoit l'harmonie.
Du neveu de Céſar, oſez prendre les goûts.
Virgile l'enchantoit; le dédaignerez vous?
Mais vos lèvres déja m'annoncent l'ironie...
Non, jamais votre eſprit n'entendra le génie.

Den letzten Vers möchte mancher auf das erwachende Studium unſrer claſſiſchen Dichter in Frankreich anwenden.

De l'Education des Filles, par M. de Fénélon, archevêque de Cambray; nouv. édition augmentée d'une Lettre du même à une dame ſur l'éducation de ſa fille unique, et d'un diſcours préliminaire ſur quelques-uns des changemens introduits dans l'éducation, par S. J. B. V. à Paris, chez Mme. Lamy, libraire. Der kurz vorher erwähnte geiſtreiche Coriolis ſagte nach der Lectüre dieſes Werks zu einem Bekannten: Je ſuis entré dans une chapelle deſſervie par l'archevêque

Digitized by Google

de Cambry, et j'ai eu le plaiſir, en entrant, de recevoir l'eau bénite de la main du Cen. B. V. — Der neue Diſcours wird ſehr gerühmt. Von Fénélon ſelber aber ſagt C. mit vollem Rechte: Man wird ſich immer jener Worte des Raymond von Montecuculi über ſeinen unſterblichen Rival erinnern: „Dieſer Menſch machte dem Menſchen Ehre." (Cet homme faiſoit l'honneur à l'homme.) Wenn dieß berühmte Urtheil einem andern zukommen kann, wie es dem Turenne zukommt, ſo iſt ohne Widerſpruch der Erzbiſchof von Cambray dieſer Andere. In allen Epochen ſeines öffentlichen oder Privatlebens, bloßer Geiſtlicher oder Lehrer des Enkels von Ludwig XIV.; in allen ſeinen Schriften, ſeit der eben erwähnten (dem Werke einer reifern Jugend als das männliche Alter der meiſten) zeigte ſich der durch ſein Genie große Mann nie getrennt von dem durch ſeine Tugenden großen Manne. Auch erhielten die Werke Fenelon's eine doppelte Autorität, die des Talents, welches geſchaffen, und der Tugend, die begeiſtert hat.

Contes, Fables, Chanſons et Vers de L. P. Ségur l'aîné, Ex-Ambaſſadeur, membre du Corps législatif. Paris, Buiſſon. 1801. 8. 258 S. Eine Sammlung von Gedichten, die ſich weniger durch Neuheit der Gedanken,

Kühnheit und Kraft, als durch geſchmackvolle Zierlichkeit und Naivetät empfehlen. Die Fabeln ſind, dem Geſchmacke neuerer Fabuliſten gemäß, mehr Epigrammen als eigentliche Fabeln; auch die Erzählungen haben größtentheils dieſen Charakter. Ueberall weniger Poeſie als Witz, weniger Genie als Talent; aber ein angenehmes, einſchmeichelndes Talent, das gewiß den Beyfall der meiſten Leſer erhalten wird. Zur Probe ſeiner Manier mag folgende Stelle aus einem Gedichte auf einen Garten dienen:

J'habite dans des lieux tout pleins de ta préſence,
Où tout de tes attraits rapelle la puiſſance.
'A chaque pas un arbre, une plante, une fleur,
Porte un doux ſouvenir dans le fond de mon coeur.
Là, je crois de tes pas revoir la trace empreinte.
Dans le criſtal des eaux ici je te vois peinte.
Ce ſentier ſinueux, en égarant mes pas,
Fait eſpèrer l'objet que je ne trouve pas.
En voyant ce roſier qui porte ton image,
Pour ton ombre ſouvent mon oeil prend ſon ombrage.
D'un jeune tourtereau, ſi la voix m' attendrit,
Je la prends pour ta voix; mon coeur vole et la ſuit.
L' echo que je fatique, à force de m'entendre,

Répète enfin ton nom d'un ton plaintif et tendre.
Au lever de ſoleil, j'invite les zéphirs
'A porter jusqu' à toi le bruit de mes ſoupirs.
Je veux que la raiſon, qui frappe ma paupière,
Te porte le doux feu qui m'échauffe et m'éclaire.
Je charge enfin pour toi, dans mes longues douleurs,
L'oiſeau de mes accens, le ruiſſeau de mes pleurs.

Fables nouvelles en vers; diviſées en ſix livres, ſuivies de quelques poëſies: par Madame A. Joliveau. Paris. an IX. 252 S. 12. Die Verfaſſerinn beſitzt das Talent gut zu erzählen in keinem gemeinen Grade. Ihre Fabeln ſind mit Geiſt erfunden. Die Moral iſt oft neu; und die Erzählung wird häufig durch muntere, ſcherzhafte Züge gehoben. Folgende Fabeln werden dieſes Urtheil beſtätigen:

Les deux Poulettes et la Poule.

Deux Poulettes, un jour, côte-à côte couvaient.
L'une était ſur les oeufs, l'autre avait ſous les aîles
Ses pouſſins, nouveaux nés; les coqs alors chantaient,
Faiſant au dehors ſentinelle,
Ou déterrant quelques vers pour nos belles.
Nos poulettes, dit-on, jaſaient;

C'eſt bien ſouvent leur principal affaire;
Médiſaient-elles du prochain?
Oui, mais du ſexe masculin,
Ce qui n'eſt pas leur ordinaire.
Que nos maris paſſent de doux inſtans!
S'écriait l'une des commères:
'A chanter ils paſſent leurs temps,
Tandis que nous, actives ménagères,
Nous leur élevons des enfans.
Qu'ils viennent partager tout le poids du ménage,
Voyons, d'eux ou de nous, enfin qui, par la voix
Charmera mieux l'echo des bois.
L'autre applaudit; à fuir chacune s'encourage,
On laiſſe donc la couvée aux abois,
Et l'on quitte les oeufs. On court vite au bocage;
Là de chanter et de coqueter,
Non, ſans être bientôt des oîſeaux la riſée.
Leur voix faible, ſouvent caſſée,
Les fit partout perſécuter,
Et par leurs fiers ſultans vivement becqueter.
Une poule mieux élevéé,
Qui chantoit, mais ſurtout ſoignait ſa couvée,
En a pitié, les ramène à leurs nids.
Combien alors leur douleur fut amère!
L'une voyait ſes chers oeufs réfroidis,
L'autre, la mort de ſes petits.
Avant tout rempliſſons les devoirs d'une mère.

L' Envieux.

Un homme avait dans ſon jardin
Un arbre qui portait des pommes
De couleur d'or; et ſon voiſin

Digitized by Google

Fort jaloux, et l'un de ces hommes
Maigres, comme l'on dit, de l'embonpoint d'autrui
Furtivement ſe gliſſe une fois chez lui,
Et coupe d'une main ſubtile
De l'arbre les épais rameaux.
L'an d'après, il fut plus fertile,
Ses fruits plus nombreux et plus gros.
Souffrons que l'envieux attaque nos défauts;
Loin de nous nuire, il peut nous devenir utile.

Unter den Gedichten, welche den Fabeln angehängt ſind, zeichnet ſich vornemlich eine Nachahmung der Geßneriſchen Idylle Menalkas und Alexis aus.

Noch eine andre Sammlung von Fabeln und Erzählungen

Fables de Jean François Haumont, capitaine invalide. Paris. 270 S. 8. iſt nicht ohne Verdienſte. Der Ausdruck iſt vielleicht hin und wieder ein wenig vernachläßigt, aber dieſer Fehler wird durch den leichten, muntern und natürlichen Ton der Erzählung aufgewogen. Wir ſetzen zwey der kürzern Erzählungen zur Probe hierher:

Les deux Carpes.

Jadis une carpe très-belle
Se prit à l'appât d'un pêcheur;
Cependant, par un grand bonheur,
Prète d' entrer dans la nacelle,

Digitized by Google

Elle gliſſe, elle échappe aux mains de ſon vainqueur,
Se ſauve au fond de la rivière,
Promettant bien de finir ſa carrière,
Sans toucher à l'appât trompeur
Qui penſa faire ſon malheur.
Un jour qu'elle contait ſa funeſte aventure
'A ſa plus jeune ſoeur, en montrant la bleſſure
Qu'elle reçut près du menton
Du traître et fidèle hameçon:
Cette ſoeur répondit: vous plaiſantez ma chère!
Vous, ſuspendue en l'air par le menton?
Ce conte eſt de votre façon;
La choſe eſt impoſſible et n'eſt qu'une chimère.
— Comme il vous plaira, mon enfant:
Si le cruel m'offre encore ſon préſent,
Je me garderai bien d'y tâter davantage..
Mais que vois-je? tenez, je gage
Que c'eſt toujours ce mets qui me parut ſi bon,
Que le méchant m'offrait au bout de ſon bâton;
En effet, le pêcheur avait jetté la ligne.
Que ce morceau paraît charmant,
Dit la cadette! aſſurément
De notre mère il ferait digne:
— Gardez-vous d'y toucher, ma ſoeur;
— Pourquoi donc? moi je n'ai pas peur;
Non, ma ſoeur, vous avez beau dire,
Je ne crois pas du tout votre conte pour rire;
Je ne manquerai pas le regal excellent

Digitized by Google

Que le hazard m'offre dans ce moment.
Puis, n'écoutant plus rien, cette jeune obſtinée
S'élance, eſt priſe, meurt, ſubit ſa deſtinée.
Abuſant de ſa liberté,
La trop ſémillante jeuneſſe,
Croit toujours voir l'auſterité,
Dans les conſeils de la ſageſſe.

La Brodeuſe et la Fileuſe.

'A la Fileuſe, un jour, la Brodeuſe diſait
Avec ce ton moqueur que l'orgueil inſpirait:
Quoi! vous filez, chère compagne,
'A la bergère au plus, et ſoit dit entre nous,
Il eſt ignoble: une fileuſe
Ne peut ſe comparer jamais à la brodeuſe.
Broderie appartient à la condition.
'A l'aiguille, au tambour, l'or et l'argent tout brille,
Et le crayon, dans votre main gentille,
Tracerait ſur un beau patron
Le plus joli deſſin pour une colerette;
Des falbalas, une manchette:
Voyez le travail que j'ai fait:
N'eſt-il pas vrai qu'il eſt parfait?
Et que broder enfin pour une demoiſelle
Eſt tout ce qui convient? Oui, je vous crois, ma belle,
Répondit la Fileuſe, autrement j'aurais tort:
Votre diſcours frappe d'abord;
Mais ſans projet de contredire,
Vous me permettrez de vous dire
Que votre broderie, avec tout ſon brillant,
Ne ſaurait très certainement

Digitized by Google

Se comparer à l'ouvrage ſolide
 Que je tourne avec mon fuſeau.
 Loin de nous ce luxe perfide!
Mon fil de lin n'eſt-il pas aſſez beau?
Je le préfère à l'ouvrage futile,
 'A tout le clinquant de votre or:
 Sachez que le plus grand tréſor
 Eſt le travail le plus útile.

Oeuvres choiſies de Clement Marot. à Paris. chez Didot. l'aîné. Der Herausg. dieſer geſchmackvollen Sammlung iſt Vincent Campenon, welcher den Auftrag hierzu von dem Miniſter des Innern erhalten hatte. Das Geiſtreichſte und Beſte, was die Sammlung der Gedichte Marot's barbietet, iſt mit Sorgfalt gewählt, und dieſer Auswahl eine kurze Geſchichte der franzöſiſchen Sprache, vorzüglich mit Rückſicht auf die Verdienſte Marots um dieſelbe, zugeſellt, welche einen gründlichen Kenner und geübten Schriftſteller verräth. Er betrachtet die franz. Sprache in ihrem Urſprunge, wo ſie ein Gemiſch der celtiſchen, der fränkiſchen und der verſtümmelten lateiniſchen war. Im neunten und zehnten Jahrhundert gewann die lingua romanza die Oberhand und in dem ſüdlichen Frankreich, welches den Einfluß der nordiſchen Sieger weniger empfunden hatte, entſtanden Troubadours und Fabliaux, welche der Norden nachahmte. Es wäre wohlthätig für die Litteratur Frankreichs geweſen, wenn

die Sprache des Süden die herrſchende geworden wäre; aber der Hof der Könige bewohnte Paris, und ſo ſiegte der rauhe Dialekt der Pikardie über die Sprache der Troubadours. Dieſes Ereigniß und die eigenthümlichen Mängel der franz. Sprache ſind, dem Vf. zu folge, die Haupturſachen ihres langſamen Fortſchreitens geweſen. Die beſten Köpfe verſchwendeten eine unglaubliche Zeit, um dieſe Hinderniſſe zu bekämpfen, und während Italien ſeine größten Dichter hervorbrachte, ſchrieb man in Frankreich einen faſt unverſtändlichen Jargon. Während man dort die ausgeartete lateiniſche Sprache zu einem geſchmeidigen biegſamen und geſchickten Werkzeuge für Poeſie und Proſa ausgebildet hatte, wurde ſie in Frankreich durch harte Zuſammenziehungen und Abkürzungen aller Art immer unbiegſamer und unharmoniſcher gemacht. Eben ſo fein als gründlich iſt hier folgende Bemerkung des Verfaſſers, die auf die obige gegründet iſt: Avec ces affreuſes et immuables terminaiſons il fallait rénoncer à l'inverſion latine ou italienne ainſi qu'aux mots compoſés, aux augmentatifs ou diminutifs, aux variétés finales des langues flexibles et harmonieuſes. En effet, comment avec l'inverſion pourrait. on rétenir une phraſe un peu longue, quand le ſon des mots tombe et s'oublie à meſure qu'on les prononce? Et quels ſons! Si l'on penſe que les dernières

conſonnes accumulées ſe faiſaient toujours ſentir! Il n'y avait que l'ordre le plus clair et le plus régulier qui pût rendre uſuels tant de mots enchaînés par des liens de fer: ſans cet ordre nous n'aurions pas de périodes françaiſes et même encore notre langue les recherche rarement. Auſſi, dès qu'on eût bien reconnu, que l'ordre direct était indispenſable, le génie de notre langue fut déviné. Tout ce qui s'y conforma commença de plaire; tout ce qui s'en éloigna fut rejeté. Que d'eſſais pour en venir là! Le latin, qui était la langue mère, preſentait toujours à nos auteurs ſa marche perfide, mais l'oreille, organe ſi dédaigneux, cherchant à ſe ſatisfaire et ne le pouvant jamais, chaque écrivain prénait ſur lui d'inventer de nouvelles conſtructions. Der Verf. erkennt hierauf Clement Marot das Verdienſt zu, die Sprache aus ihrer Kindheit gehoben zu haben, indem er der Nachahmung jeder andern Sprache entſagte und dem Genie der ſeinigen folgte; indem er die Verbindung harter Endungen vermied und die angenehmſten Reime, die fließendeſten Phraſen, die der Feder ſeiner Vorgänger entſchlüpft waren, ſammelte und aufnahm. Nichts bewieß ſo ſehr, daß er den rechten Weg gefunden hatte, als die Ausſchweiſungen, in welche Ronſard kurze Zeit nach ihm verfiel, indem er ſeiner Sprache einen fremdartigen

Charakter aufdringen wollte. Kurze Zeit nach Marot, that Amyot und Montaigne für die Proſe, was Marot für die Poeſie gethan hatte. Auf ſeinen Weg kehrte Malherbe zurück, welcher von neuem das Genie der franz. Sprache in der Klarheit ſuchte, die Geſetze der Verſification befeſtigte, und dem franz. Vers regelmäßigere und prächtigere Cadenzen gab.

Le Bonheur rural, ou Tableau de la vie champêtre. Poëme en douze livres, et en proſe par Joſeph Rosny. à Paris. an. X. Der Titel dieſes Buches täuſcht auf eine doppelte Weiſe; es iſt weder ein Gemälde, noch ein Gedicht; denn wenn man auch einem Poeten den Vers erlaſſen könnte, ſo kann man ihm doch Geiſt und Einbildungskraft nicht erlaſſen. In den Beſchreibungen des Vfs., der hier die ländlichen Freuden nach der Folge der Monate ſchildert, iſt weder das eine noch das andre ſichtbar.

Digitized by Google

An Kunſtliebhaber.

Das jüngſte Gericht, von Michel Angelo im Vatikan zu Rom gemalt und von C. M. Metz gezeichnet und geſtochen.

Es giebt eine ſolche Anzahl Stiche von dieſem wichtigen Gemälde, daß es faſt überflüßig ſcheinen könnte, einen neuen zu veranſtalten. Indeß ſind die ältern Stiche, welche von Liebhabern geſchätzt werden, in guten Abdrücken theils ſehr ſelten geworden, theils ſind ſie, den von Mantuano ausgenommen, in einer dem Original zu wenig angemeſſenen Größe, daß ſie faſt nur die Zuſammenſetzung darſtellen.

Herr Metz aus London, welcher ſich jetzt in Rom aufhält, hat daher dieſes berühmte Gemälde noch einmal gezeichnet, und iſt geſonnen es in eilf großen Blättern auf Subſcription herauszugeben. Die Manier, in welcher er den Stich bearbeitet, iſt die Zeichnungsmanier mit ſchwarzer Kreide, welche ſich am beſten für ein ſo ernſthaftes Werk ſchickt, deſſen Hauptwerth Zeichnung und Styl iſt. Kein Stecher, als der zugleich ein ſehr geſchickter Zeichner iſt, konnte mit glücklichem Erfolg ein ſolches Werk unternehmen. Die Verdienſte des Herrn Metz in dieſem Theile der Kunſt ſind von Kennern anerkannt und für den Er-

Digitized by Google

folg ſpricht ein Aetzdruck von der erſten Platte, den wir zur Anſicht für Liebhaber bey uns haben. Wir zweifeln nicht, daß allen Kunſtliebhabern dieſe Nachricht willkommen ſeyn werde, theils, weil das Original ſich immer mehr ſeinem Untergange nähert, theils, weil man von dieſem klaſſiſchen Gemälde noch keinen Stich hat, der Liebhabern nur einigen Begriff von dem hohen Werthe deſſelben geben könnte, und dieſes hoffen wir, wird durch dieſe neue Ausgabe erreicht werden und Michel Angelo wird von neuem die Zöglinge und Liebhaber der Kunſt inſpiriren.

Auf dieſen wichtigen Stich nehmen wir für Sachſen und ganz Deutſchland Subſcription an. Der Preiß des erſten Blattes, wovon wir einen Aetzdruck haben und welches in einigen Monaten abgeliefert wird, iſt 2 Guinéen, davon eine Hälfte bey der Subſcription, die andere bey der Ablieferung bezahlt wird. Der Preiß der übrigen wird ſich nach ihrer Größe richten; das Ganze aber nicht über 12 Guineen koſten und in zwey Jahren völlig beendigt ſeyn. Für Liebhaber, welche gleich auf das Ganze ſubſcribiren wollen, iſt der Preiß 10 Guineen, davon die eine Hälfte bey der Subſcription, die andere Hälfte bey Ablieferung des letzten Blattes bezahlt wird.

Leipzig, d. 16. Aug. 1802.

Roſtiſche Kunſthandlung.

Digitized by Google

Nachricht.

Zu einer Leſemaſchine für den Privatgebrauch, die auf jeden Tiſch geſetzt und wieder weggenommen werden kann, haben wir ſowohl deutſche, als lateiniſche und franzöſiſche Buchſtaben auf acht Foliobogen drucken laſſen, worauf ſich 960 Buchſtaben, Ziffern und Zeichen befinden, und verkaufen ſolche unaufgezogen für 16 gr., oder auch einzeln die deutſchen für 8 gr. und die franzöſiſchen für 8 gr.; Die Maſchine ſelbſt aber für 1 thlr. 12 gr. Aufgezogen, in ſaubern und verſchloßnen Schränkchen, jedes von 108 Fächern, koſten dieſe Buchſtaben 10thlr.; einzeln das Schränkchen mit den deutſchen Buchſtaben 5 thlr. und das Schränkchen mit den franzöſiſchen Buchſtaben 5 thlr. Wenn Buchſtaben oder Ziffern verloren gehen, ſo kann man ſolche zu jeder Zeit wieder erhalten; nämlich 24 Stück, (welche Buchſtaben, Ziffern oder Zeichen man verlangt,) immer für 6 gr., 50 Stück für 12 gr. 100 Stück für 1 thlr. u. ſ. w. — Der Nutzen, Kindern auf dieſe Weiſe nicht nur die Kenntniß der Buchſtaben beyzubringen, ſondern ihnen auch das Leſen, die Rechtſchreibung und das Denken zu erleichtern, iſt bekannt: auch kann man leicht Kinder, ſobald ſie nur erſt ſelbſt Wörter anſetzen können, gewöhnen, die Buchſtaben wieder in die gehörigen Fächer zu bringen; und dieſes Spiel, Worte anzuſetzen und wieder aus einander zu nehmen, macht ihnen eben ſo vieles Vergnügen, als es ihnen nützlich iſt. Die Schränkchen für die Buchſtaben, ſo wie die Maſchine für das Anſetzen der Worte, ſind ſo eingerichtet, daß man ſie ſelbſt bey Spazierfarthen, oder auf einer Reiſe, ohne alle Unbequemlichkeit mitnehmen kann. Man kann auch die aufgezogenen Buchſtaben in einer Schachtel verwahren: nur macht dann das Herausſuchen und Ordnen derſelben ungleich mehr Mühe; freylich ihre Anſchaffung aber auch weniger Koſten.

Dykiſche Buchhandlung

in Leipzig.

Digitized by Google

Neueſte Verlagsbücher
der
Dykiſchen Buchhandlung.

Anthologia graeca, ſive Poetarum graecorum Luſus; ex recenſione Brunckii, Indices et Commentarium adjecit Fr. Jacobs. Tom. XI. Commentarius Vol. 6. 8vo maj.

Auch für die Beſitzer der Brunckiſchen Analekten, unter dem Titel:

Fr. Jacobs Animadverſiones in Epigrammata Anthologiae graecae, ſecundum ordinem Analectorum Brunckii. Vol. III. par. 1. 8vo maj.

auf Schrpp.	2 Thlr. 8 gr.
auf Druckp.	1 Thlr. 20 gr.

Die neue, von Hrn. Prof. Jakobs zu Gotha beſorgte Ausgabe der Anthologia graeca begreift 4 Bände, und dieſe koſten auf Schreibpp. 4 Thlr. 16 gr. auf Druckp. 3 Thlr. 8 gr. Der 5te Band enthält die Indices, und koſtet auf Schreibpapier 2 Thlr. 8 gr. auf Druckpp. 1 Thlr. 16 gr. Die fünf vorher erſchienenen Bände des Commentars koſten auf Schreibpp. 12 Thlr. 8 gr. Druckpp. 9 Thlr. 4 gr.

Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen, als Nachträge zu Sulzers allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte; herausgegeben von den Verfaſſern der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte. 6ten Bandes 2tes St. gr. 8. 16 gr.

Das erſte Stück des 7ten Bandes iſt unter der Preſſe.

Garve, (Chriſt.) Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte. Zweyte, mit ſieben Aufſätzen vermehrte Ausgabe, in 2 Bänden. 8. 2 Thlr.

Hevelke, (Heinr.) Neue Unterhaltungen für Deutſchlands Jugend. 3s Bändchen: eine Reiſe durch den Harz und Bemerkungen auf einer Reiſe von Dresden nach Leipzig. 8. 1 Thlr.

Die beiden erſten Theile, die zur Michaelmeſſe 1801 erſchienen, koſten 1 Thlr. 12 gr. Der erſte Theil enthält eine Reiſe von Berlin nach Vorpommern und der Inſel Rügen, der zweyte eine Beſchreibung der Salzmanniſchen Schulanſtalt zu Schnepfenthal. Der 4te Theil iſt unter der Preſſe.

Hungar, (Karl Ferdinand) der Sohn der Natur; oder Briefe über Eudämonismus und menſchliche Glückſeligkeit, in Beziehung auf das kritiſche Moralſyſtem. 1ſter Band. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Der 2te Band erſcheint Oſtern 1803.

Langbein, (Auguſt Friedrich Ernſt) Gedichte 2r Theil. Mit Kupfern 1 Thlr. 12 gr.
Ohne Kupfer 20 gr.

Liederverſe zur chriſtlichen Religions- und Tugendlehre; für Kinder zum Auswendiglernen. Nebſt einigen Schulgeſängen und einem Glaubensbekenntniſſe für Kinder in Bürgerſchulen. 8 Bogen. 8. 6 gr.

Digitized by Google

Spruchbuch. In Verbindung mit den Liederverſen zur chriſtlichen Religions- und Tugendlehre in Schulen zu gebrauchen. 6 Bogen. 8. 4 gr.

Manſo, (J. C. F.) Sparta; ein Verſuch zur Aufklärung der Geſchichte und Verfaſſung dieſes Staates. 2r Band. gr. 8.
auf Schreibp. 2 Thlr. 8 gr.
auf Druckp. 1 Thlr. 20 gr.
Der erſte Theil auf Schrpp. 3 Thlr. 8 gr.
auf Druckpp. 2 Thlr 12 gr.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauche für praktiſche Aerzte. 20ten Bandes 1ſtes und 2tes Stück. gr. 8. (Wird fortgeſetzt.) 18 gr.

In Commiſſion:

Morgenſtern, (Caroli) de Satirae atque Epiſtolae Horatianae diſcrimine. 4. 20 gr.

In der Michaelmeſſe 1801 waren neu:

Allwin und Theodor, ein Leſebuch für Kinder. (Von Hrn. Prof. Jakobs in Gotha) 8. 14 gr.

Die Reiſe auf den Brocken, eine Geſchichte am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts. 3 Theile. 8. 2 Thlr.

Roſe, (Joh. Wilh.) Verſuche in verſchiedenen Dichtungsarten. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Daraus beſonders abgedruckt:

Carlos und Eliſabeth; ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 8. 10 gr.

Der Verf. war ein vertrauter Freund von Uz, der ihn bey der Herausgabe des Anſpachſchen Geſang-

buchs mit Rath und That unterſtützte. Er erlebte nicht die Herausgabe dieſer Gedichte, die ſeiner zahlreichen Familie zu einiger Unterſtützung gedient hat und noch dienen kann.

Unter der Preſſe:

Delius, die Hildesheimiſche Stiftsfehde des Jahres 1519. gr. 8.

Pflaum, (Ludwig) Prediger zu Anſpach: die Religion Jeſu, im katechetiſchen Unterrichte vorgetragen. Zweyte verbeſſerte Ausgabe. 8.

Sue, (P.) Geſchichte des Galvaniſmus und aller bis jetzt über dieſen Gegenſtand gemachten Beobachtungen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. J. C. A. **Clarus**. 2 Bände. gr. 8.

Der erſte Band dieſes äußerſt intereſſanten Werks hat bereits die Preſſe verlaſſen, und der zweyte erſcheint zur Neujahrmeſſe 1803.

Inhalt.

Erſtes Stück.

I. Verſuch den Mythus des Genius bey den frühern Griechen zu erklären; von Hrn. M. Friedrich Grützmann (anitzt in Leipzig.) S. 3

II. Friderici Jacobs Animadverſiones in Epigrammata Anthologiae graecae, ſecundum ordinem Analectorum Brunckii. Vol. II. pars 3. 8vo maj. 60

III. Biographie des Königl. Preuß. Geheimen Kriegsraths zu Königsberg Theodor Gottlieb von Hippel; zum Theil von ihm ſelbſt verfaßt. 8. 79

IV. Vermiſchte Schriften von J. C. F. Manſo. Erſter und zweyter Theil. 8. 95

V. Salomon Geßners Briefwechſel mit ſeinem Sohne, während dem Aufenthalte des Letztern zu Dresden und Rom, in den Jahren 1784 — 88. 8. 118

Digitized by Google

VI. Epiſteln. Zum Anhange vermiſchte Gedichte. Abdrücke für Freunde. 8. 129

VII. Briefe über die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie von Schiller. 135

VIII. Sydenham's Tod und Stiftung des literary found. 170

IX. Anna Amalia, verwittwete Herzoginn von Sachſen-Weimar, gemahlt von Angelica Kaufmann. 173

Leipzig. Anzeige zwey neuer Bildniſſe von Bauſe; und die Nachtmahlsfeyer Jeſu nach Oeſer geſtochen von Geyſer. 176

Zweytes Stück.

X. Ueber die allmähligen Fortſchritte der zeichnenden Künſte bey den Griechen, von Peter Karl Leveſque: aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Hrn. Oberhofgerichts-Aſſeſſor D. Blümner. 179

XI. K. W. Ramlers poetiſche Werke. 2 Thle. 8. 238

XII. Cicero's Geiſt und Kunſt. Eine Sammlung der geiſtreichſten, vollendetſten und gemeinützigſten Stücke aus den Ciceronianiſchen Schriften, überſetzt und herausgegeben von J. C. G. Erneſti. Erſter Band. 8. 266

XIII. Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund (des Schweitzer Geſchichtſchreiber Müller's an von Bonſtetten.) 291

XIV. Franzöſiſche Litteratur.

Almanach des Muſes pour l'an IX. de la République françaiſe. 317

Fragment eines Gedichts ſur l'étude. 320

De l'éducation des filles, par Fenelon; nouv. édition. 8. 322

Contes, Fables, Chanſons et Vers de Ségur l'ainé. 8. 323

Fables nouvelles en vers par Madame A. Joliveau. 12. 325

Fables de Jean François Haumont. 8. 327

Oeuvres choiſies de Clement Marot, par Vincent Campenon. 330

Le bonheur rural, ou Tableau de la vie champêtre; Poëme en 12 livres et en proſe par Joſeph Rosny. 333

Rom. Das jüngſte Gericht von Michel Angelo, gezeichnet und geſtochen von C. M. Metz einem Engländer. Eilf Blätter in Zeichnungsmanier mit ſchwarzer Kreide. 334

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER LIBRARY
HX IIYV M

Digitized by Google